Samenkörner

Neue Folge

Achtundzwanzigster Jahrgang

Verlag von R. Brockhaus
Wuppertal-Elberfeld
1934

Gedruckt bei F. u. W. Brockhaus, K.-G., Wuppertal-Elberfeld

Inhalts-Verzeichnis

Kennst du die Höh'n? (Gedicht) 1
Zum Leben oder zum Tode? 2
Im Angesicht des Todes 10
Wie Bruno ein anderer Mensch wurde 11
Der koreanische Krüppel 26
Hast du auch Jesus lieb? 28
Ein Eislauf und seine Folgen 29
Nur ein Knabe 35
Ist es der Mühe wert? 41
Gott der Geber, der Mensch der Empfänger . . . 45
Wie Gott das Vertrauen Seiner Kinder belohnt . . 50
In allem erhört 55
Jesus, der Pharisäer und die Sünderin (Gedicht) . 55
„Ehe sie rufen, werde ich antworten" 57
In Jesu Dienst (Gedicht) 65
Ein Tag aus dem Leben eines Blätterverteilers . . 66
Glaube oder Unglaube? 72
Wunderbäume 75
„Wenn du nicht deine Nachbarin fürchtetest. . ." . 79
Getreu bis zum Tode 83
1. Joh. 3, 18 84
„Wenn ein Stärkerer über ihn kommt . . ." . . . 85
„Was ist mit dir, du Schläfer?" 89
Wie ein Chinesenknabe einen Götzen verbrannte . . 97
„Bis Schilo kommt" 102
„Ich habe Jesus lieb!" 109
Hast du durch die drei Siebe gesiebt? 112
Das Blut Christi 113
Alberts Geschichte 122
„Um den Gedanken an das Unvermeidliche zu entrinnen. . ." 132
Lenzesweben (Gedicht) 136
Schleppst auch du noch eine Last mit dir umher? . . 138
Er hat mich geliebt 140
Wie ein armer Schuhmachergeselle reich wurde . . 141
„Wie ein Vater sich über die Kinder erbarmt. . ." . 151
„Wisset, daß eure Sünde euch finden wird" . . . 159
Das Wort, das Felsen zerschmettert 164
Hast du mich lieb? 167

Aus Vaters Jugend 169
Aus Gott geboren 181
Die große Veränderung 184
Trinkwasser 191
„Er wird die Starken zum Raube haben" 194
Engeldienst? 197
Die Geschichte einer Bibel 202
Gefangen 210
Pilgers Sommerlied (Gedicht) 215
„Ich bin die Auferstehung und das Leben" . . . 216
Der Ungläubige und die Blume 221
Unter Danken in den Tod 224
Das Kind des Birmanen 225
„Sind derer wenige, die errettet werden?" . . . 237
Wie Brächt Frieden fand 242
Warum ich mein Ballkleid ablegte 247
Zufall oder Gottes Fügung? 249
Ein Handlanger Gottes 251
Die blinde Maria 253
Das Versprechen 259
„Der Starke" und der „Stärkere" 269
Von Mohammed zu Christo 275
„Das hat Gott bewirkt" 279
Das goldene Tor 281
Die Bibel und die Holzschuhe 289
„Er ging betrübt hinweg" 293
Entschiedenheit 298
Professor Nischima 303
Ein bemerkenswertes Zeugnis Napoleons 306
Wer war's? 308
Keine Liebe 309
Ein Weihnacht-Samstag 319
„Gerechtfertigt aus Glauben" 325
Der „Deut" 329
Der Steuermann (Gedicht) 332

Kennst du die Höh'n, wohin kein
Auge dringt,
Kein Aar in stolzem Flug empor
sich schwingt?
Wohin nicht Weg noch Straße ist
gebaut? —
Dort liegt ein Vaterhaus, so schön
und traut!
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin
Laß dich durch Gottes Liebe ziehn!

1

Samenkörner (Neue Folge 28) 1934

Zum Leben oder zum Tode?

Zu der Zeit, als Joseph in Ägypten auf das Betreiben des Weibes seines Herrn Potiphar, der ihn von den Ismaelitern als Sklaven gekauft hatte, im Gefängnis war, wurde er mit zwei Hofbeamten bekannt, die vom Pharao wegen eines Vergehens eingekerkert worden waren. Wie der biblische Bericht mitteilt, genoß der israelitische Sklave in seiner Gefangenschaft manche Freiheit. Gott hatte, um ihn zu läutern (Ps. 105), zugelassen, daß Joseph diesen bitteren Weg ging, aber Er ließ ihn nicht aus dem Auge, sondern „gab ihm Gnade in den Augen des Obersten der Feste". Es scheint, daß Joseph, obwohl gefangen, in bezug auf die Bewachung und Behandlung der übrigen Häftlinge, die samt und sonders seiner Hut anvertraut waren, nach Belieben frei schalten und walten konnte. (Vergl. 1. Mose 39, 21—23.) Auf diese Weise kam er mit den beiden königlichen Beamten in nähere Berührung.

Gar bald gelang es Joseph, den zwei Männern einen bedeutsamen Dienst zu erweisen, der später seine Befreiung, sein Erscheinen am Königshofe und seinen gewaltigen Aufstieg zur Folge hatte. Durch die besondere Unterweisung Gottes konnte er beiden einen wichtigen Traum deuten, den sie in einer und derselben Nacht hatten, und der sie sehr beunruhigte. Das Ergebnis der Traumdeutung war sehr verschieden.

Für den einen, den Obermundschenk, bedeutete es Leben und Freiheit, für den anderen, den Obersten der Bäcker, einen gewaltsamen und schimpflichen Tod. Die Wirkung der Mitteilung Josephs an die beiden Gefangenen veranschaulicht unser Bild. (Seite 17.) Während der eine in freudigem Erstaunen aufschaut, senkt der andere, der unglückliche Bäcker, in Todesgrauen das Haupt.

Die Deutung Josephs ist genau in Erfüllung gegangen. Der Obermundschenk wurde schon nach einigen Tagen in Freiheit und wieder in seine alte hohe Stellung gesetzt, der andere dagegen mußte am gleichen Tage den letzten Gang zum Galgen antreten.

Leben und Tod, nach Gottes Wort vorausgesagt, Leben und Tod, diesem Wort entsprechend, verhängt.

Eine andere Szene, mehr als anderthalb Jahrtausend später. Auf dem Hügel Golgatha bei Jerusalem, wo die Verbrecher hingerichtet werden, erheben sich drei Kreuze. Drei Männer hangen daran. Die beiden rechts und links machen keine Ausnahme von dem Kreise derer, die man an dieser Stätte wegen ihrer Missetaten zu richten pflegt. Aber der Eine in der Mitte macht eine Ausnahme. Von Seiner Stirn träufelt Blut. Das kommt von einer Krone aus Dornen, welche rohe Söldlinge Ihm mit höhnendem Wort und Stockschlägen aufs Haupt gedrückt haben. Viele Leute gehen vorüber, darunter Hohepriester, Schriftgelehrte und Älteste, die sonst wohl kaum diesen verrufenen Ort besuchen. Sie alle schmähen und lästern den Mann mit der Dornenkrone. Um die beiden anderen Gehängten kümmern sie sich nicht. Und diese selbst — sollte man es bei ihrer Lage für möglich halten?

— ſtimmen ſchimpfend ein in das, was die Vorübergehenden dem Mann in ihrer Mitte an Schmähungen und Flüchen zurufen. Er antwortet nicht darauf. Nur ab und zu kommt ein Wort über Seine Lippen, ein freundliches Wort voll Gnade und Liebe. Er bittet Gott, denen verzeihen zu wollen, die Ihm ein ſolches Los bereitet haben. Wahrlich, ſie haben Ihm bittereres Unrecht angetan, als ſeiner Zeit das Weib Potiphars dem unſchuldigen Jüngling, den ſie durch ihre böſen Verleumdungen ins Gefängnis brachte. Aber Er bittet für ſie. Dann wieder wendet Er ſich an die kleine Gruppe, die trauernd an Seinem Kreuze ſteht, und befiehlt das Weib, das Ihn geboren hat, der Sorge eines Seiner Jünger an. Nur einmal kommt ein Schrei tiefſter Not über Seine Lippen, aber wohl keiner verſteht, was er bedeutet.

Die Stunden vergehen. Mittlerweile iſt eine merkwürdige Veränderung mit dem einen der Räuber vor ſich gegangen. Seine Läſterungen ſind verſtummt. Die Perſönlichkeit des von der Menge des Volkes ſo bitter Gehaßten, Sein ſtilles Dulden und Leiden, ſowie Seine Worte müſſen wohl einen gewaltigen Eindruck auf den Mann gemacht haben. Und mit einemmal wird aus einem Läſterer ein Verteidiger. Er wendet ſich gegen ſeinen Sündengefährten und weiſt ihn zurecht. Er geſteht die eigene Schuld ein, verkündigt aber zugleich laut, daß „dieſer" — der Dornengekrönte, dieſer Jeſus, Gottes- und Menſchenſohn — „nichts Ungeziemendes getan habe". Und zum Schluß kommt eine demütige Bitte über ſeine Lippen. „Gedenke meiner, Herr!" Die Antwort, die er empfängt, kennen wir, dieſes wunderbare, an Liebe und Erbarmen allen Verſtand überſteigende Heilands-

wort: „Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein". Der Herr nimmt ihn nicht vom Kreuz herab. In dieser Hinsicht wird der Räuber nicht „gerettet". (Vergl. Luk. 23, 39.) Der irdischen Gerechtigkeit läßt Er ihren Lauf. Aber mit Ihm soll der Mann, der von den Menschen empfing, was seine Taten wert waren, noch am gleichen Tage im Paradiese sein. Welch ein Hinübergehen vom Tode zum Leben!

Es war eine Botschaft hoher Freude, die einst Joseph dem einen der beiden Hofbeamten bringen durfte. Aber was für Gefühle müssen erst in dem Herzen dieses armen Räubers wach geworden sein, als ihm solche Antwort auf seine Bitte wurde! Noch eine schwere Stunde stand ihm bevor. Auf grausame Weise pflegten die Römer damals den Gekreuzigten zu einem schnelleren Tode zu verhelfen. (Vergl. Joh. 19, 31. 32.) Aber aus dieser Todesnot ging der Gemarterte hinüber ins Paradies zu Jesu, seinem Herrn, an den er in letzter Stunde geglaubt hatte. Glücklicher Mann!

Der andere Räuber starb in seinen Sünden und fiel somit auch dem zweiten Tode anheim, der ewigen Verdammnis. Er mochte nicht größere Schuld auf sich geladen haben als sein Sündengenosse. Aber schon damals war der Glaube das einzige Mittel, um ins ewige Leben einzugehen. Damals? Nein, wir müssen noch viel weiter zurückgehen. Zu keiner Zeit haben eigene Werke den Menschen mit dem heiligen Gott zu versöhnen vermocht. Bereits von Abraham, dem Vater der Gläubigen, dem Vater Josephs, dem Vater auch jenes glaubenden Räubers, steht geschrieben: „Abraham aber glaubte Gott, und es

wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet". (Röm. 4, 3 u. 1. Mose 15, 6.)

Noch auf eine Stelle möchte ich bei dieser Gelegenheit hinweisen, die sehr ernst von Tod und von Leben redet. Im 2. Kapitel seines zweiten Briefes an die Korinther spricht Paulus, der Apostel der Nationen, davon, daß er in seinem Dienst den einen ein Geruch vom Tode zum Tode, den anderen aber ein Geruch vom Leben zum Leben sei. Er mag bei diesen Worten wohl auf einen römischen Brauch haben hinweisen wollen, der bei den bekannten Triumphzügen angewandt wurde, die zu Ehren von Kaisern und berühmten Feldherren stattfanden. Bei solchen Gelegenheiten wurden in Verbindung mit den üblichen Opfern häufig wohlriechende Kräuter und Weihrauch verbrannt und dabei Gefangene getötet oder auch freigelassen. Die Wohlgerüche stiegen empor, aber sie wurden begleitet sowohl von den Klagerufen der Sterbenden als auch von dem Freudengeschrei der Begnadigten. Leben und Tod überall. Leben und Tod auch in Verbindung mit der Predigt des Evangeliums, dieser kostbaren, wunderbaren Kunde von der Gnade Gottes in Christo Jesu. Es mag gepredigt werden, von wem, und wann es will. Stets steigt es als ein kostbarer Wohlgeruch zu Gott empor. Aber wie verschieden ist die Wirkung auf die Hörer! Wer diese Heilsbotschaft im Glauben annimmt, der geht im gleichen Augenblick vom Tode zum Leben über. (Vergl. Joh. 5, 24.) Er empfängt die Gewißheit, daß am Kreuze sein Gericht getragen und alles für ihn gutgemacht worden ist. Er hat die Vergebung seiner Sünden, und der Weg ins Paradies Gottes steht ihm offen. Er hat ewiges Leben.

Wehe aber dem, der diesem Evangelium mit Gleichgültigkeit gegenübertritt oder es gar verachtet! Für ihn wandelt sich dessen Kostbarkeit in furchtbarste Verurteilung. Der Schreiber des Hebräerbriefes gibt dieser Tatsache mit den ernsten Worten Ausdruck: „Wieviel ärgerer Strafe", nämlich als ein Mensch, der einst das Gesetz Moses' verwarf, „meinet ihr, wird der wertgeachtet werden, der den Sohn Gottes mit Füßen getreten ... und den Geist der Gnade geschmäht hat? ... Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" (Hebr. 10, 29. 31.)

Wie groß aber die gnädige Langmut Gottes dem Sünder gegenüber ist, mag die Begebenheit dartun, die mir kürzlich ein Leser der „Samenkörner" eingesandt hat, und die ich zum Schluß mitteilen will:

Vor Jahren arbeitete ich mit zwei meiner Brüder für einen Fabrikanten. Es sollte eine Dampfheizung angelegt werden, zu der ich die notwendigen Betonarbeiten zu machen hatte. Die Arbeit war schwierig, weil der Heizkessel in einen tiefliegenden, wassergefüllten Raum zu stehen kam. Wir mußten mehrere Tage und Nächte durcharbeiten, um die Wände dieses Raumes dicht zu bekommen. Zu unserer Hilfe wurden uns von dem Fabrikanten noch zwei Leute beigegeben, der eine von ihnen ein jüngerer Mann, namens B.. In der ersten Nacht erhielten wir gegen zwölf Uhr Kaffee und belegte Butterbrote. Eine halbe Stunde später brachten unsere beiden Helfer eine Flasche Branntwein zum Vorschein, die sie uns auch anboten. Wir lehnten dankend ab, und ich benutzte die Gelegenheit, den beiden zu sagen, wie der Herr Jesus mich vom Branntweintrinken befreit habe. B. geriet

daraufhin in schreckliche Wut. Er fluchte und lästerte in einer Weise gegen Gott und den Herrn Jesus, daß es überhaupt nicht wiederzugeben ist.

Ein gutes halbes Jahr später traf ich wieder mit B. zusammen. Er war zu dieser Zeit bei einem Fuhrunternehmer beschäftigt und brachte mir eine Karre Rheinsand. Trotz der schlechten Erfahrungen, die ich bei unserer ersten Begegnung mit ihm gemacht hatte, versuchte ich noch einmal, ein Wort von der Gnade Gottes bei ihm anzubringen. Er wurde nicht mehr so aufgeregt wie das erstemal, lehnte aber alles ab.

Ende des gleichen Jahres wurde er krank, und schon ab Januar des folgenden mußte er das Bett hüten. In dieser Zeit besuchte ich ihn fast jede Woche, um mit ihm über sein Seelenheil zu reden, aber er verharrte auf seinem ablehnenden Standpunkt, wobei er von seiner ungläubigen Mutter und Schwester nach Kräften unterstützt wurde.

So vergingen einige Monate. Da, eines Montagmorgens im April — ich hatte mich gerade fertig gemacht, um zur Arbeit zu gehen — kam seine Schwester ziemlich aufgeregt zu mir gelaufen und bat mich, doch sofort mit zu ihrem Bruder zu gehen. Auf meine Erwiderung, ich würde nach Feierabend kommen, sagte sie: „Nein, Sie müssen sofort mitgehen". Daraufhin zog ich mich sogleich um, und nachdem ich den Herrn gebeten hatte, daß Er mir doch das rechte Wort für den armen Kranken geben und sich seiner erbarmen möge, ging ich zu ihm. Außer der Mutter und mehreren Geschwistern waren noch einige Bekannte im Zimmer. Sobald der Kranke mich erblickte, richtete er sich hoch auf und rief:

„Ich muß sterben."

Darauf sank er wieder in die Kissen zurück. Ich sah, daß es zu Ende ging, und fragte ohne weitere einleitende Worte:

„Glaubst du, daß der Herr Jesus für deine Sünden gestorben ist?"

Ein deutliches Nicken war die Antwort. Das Sprechen fiel ihm schwer. Ich kniete neben dem Bett nieder und betete laut, daß Gott ihm um Seines Erbarmens willen gnädig sein möchte. Es war eine Stunde, die ich nie im Leben vergessen werde. Als ich mich erhob, war er bereits verschieden.

Die Mutter erzählte mir darauf, daß er in den letzten Tagen einigemale gebeten habe, mich holen zu lassen, aber sie hatten nicht gewollt, bis er dann an jenem Montagmorgen seine Bitte so dringend wiederholt hatte, daß sie nicht hatten widerstehen können.

Wie furchtbar ernst ist es doch, einem Menschen im Wege zu stehen beim Ergreifen des Heils in Christo! Trotzdem aber ist, woran ich nicht zweifle, Gott mit meinem armen jungen Freund zum Ziel gekommen. Ein bestimmtes Zeugnis hat er ja nicht mehr ablegen können. Aber sein Nicken ist doch auch eine Antwort gewesen. Und wenn ich bedenke, wie sich alles zugetragen hat, kann ich nicht anders als annehmen, daß Gott sich seiner erbarmt hat, und daß mein armer Freund an den Platz gegangen ist, wohin auch einst der bußfertige Räuber hat gehen dürfen. Anderseits aber möchte ich mein Erlebnis allen denen zu ernster Erwägung geben, die das Evangelium immer wieder ablehnen, und die immer wieder aufschieben. Wie viele haben gesagt: „M o r g e n", bis dann anstelle von „Morgen" das furchtbare „N i e! für immer z u s p ä t!" getreten ist.

Ich schließe mit den Worten Moses', des Mannes Gottes:

„Das Leben und den Tod habe ich euch vorgelegt, den Segen und den Fluch! So wähle das Leben, auf daß du lebest!" (5. Mose 30, 19.)

Im Angesicht des Todes

„Ich habe noch nie was geglaubt!" schrie der freidenkerische Diskussionsredner, sich in die Brust werfend, laut hinein in die große Versammlung. Nach ihm sprach ein schlichter Arbeiter, der sich als Christ bekannte. Und was er sagte, das schlug ein wie eine Bombe. Es hat wohl in jener ganzen Evangelisationswoche nichts Besseres und Treffenderes gesagt werden können als das, was jener Mann, der mir und mich verwechselte, berichtete.

So etwa sagte er:

„Ihr kennt doch alle den —", und er nannte einen Namen. „Er war ja einer der euren, ihr Freidenker da hinten. In keiner eurer Versammlungen fehlte er. Und ihr wißt ja, wie er sich brüstete mit seinem Unglauben, und daß er nur glaube, was er sehe. Ihr wißt auch, wie er mich in der Fabrik um meines Glaubens willen verspottet und verhöhnt hat. Ich trag's ihm nicht nach. Ihr wißt aber auch, daß er kürzlich hinausgetragen worden ist auf den Friedhof. Waret ihr nicht dabei? Habt ihr nicht gehört, was euer freidenkerischer Redner am Grabe eures Genossen sagte? Es war ja die Predigt der Hoffnungslosigkeit. Ihm wäre vielleicht das Wort im Munde stecken geblieben, hätte er das Sterben jenes Mannes, den man

ins Grab senkte, erlebt. Und auch euch wäre es heiß und kalt geworden. Wißt ihr, wie er gestorben ist?! Ich weiß es. Und wenn ich es hier sage, glaube ich im Auftrage des Toten zu handeln. Seine Frau, wenn sie hier ist, mag Zeuge sein, ob ich die Wahrheit rede. Als es zum Sterben mit ihm ging, ließ er mich, den er einst verspottete, rufen. O, wenn ihr sein angstverzerrtes Gesicht gesehen hättet, wenn ihr gehört hättet, wie er mir zuschrie: ‚Heinrich, Heinrich, bete mit mir, bete mit mir, es gibt doch einen Gott, doch eine Ewigkeit!' Furchtbar waren diese Augenblicke. Furchtbar sein Hingang. Im Angesicht des Todes lügt man nicht." Scho.

Wie Bruno ein anderer Mensch wurde

Sie waren zusammen aufgewachsen, Bruno de Rijke und Agnes Musch. Als Bruno noch nicht fünf Jahre alt war, hatte er schon neben dem Wagen gestanden, in dem die kleine Agnes lag, und den Fliegen gewehrt, die sich immer wieder auf das kleine Näschen setzen wollten. Später hatte Bruno seine kleine Freundin auf seinen Schlitten genommen, und niemand anders als ihm hatte sich das herzige kleine Ding anvertrauen wollen.

Das Dorf, in dem sie miteinander groß geworden waren, lag in der Nähe eines Bergwerks, und fast nur Bergleute wohnten dort mit ihren Familien. Der Bergmannsberuf hatte den Männern seinen besonderen Stempel aufgedrückt. Sie hatten alle eine bleiche Gesichtsfarbe, und ein entschlossener Zug lag

um ihren Mund. Sie alle wußten: „Jeder Augenblick kann für mich der letzte sein". Denn nicht alle, die in die Tiefe hinabfahren, kehren zurück. Aber dieses Wissen hatte eine sehr verschiedene Wirkung. Während es die einen ernst stimmte und sie veranlaßte, nach den ewigen Dingen zu fragen, glaubten die anderen, im Blick auf ihre ungewisse Zukunft das Heute umsomehr genießen zu müssen. Die ersteren, die bei weitem kleinere Gruppe, hatten am Ende des Dorfes einen kleinen Saal hergerichtet, in dem sie sich regelmäßig zu biblischen Betrachtungen zusammenfanden. Die anderen dagegen verbrachten ihre freie Zeit meist in den beiden Wirtshäusern des Dorfes, wo für Unterhaltung und Vergnügen stets reichlich gesorgt war.

Der Bergmann Musch und seine Frau versäumten keine der Zusammenkünfte in dem kleinen, weißgestrichenen Saal, und Agnes, ihr ältestes Kind und einziges Töchterchen, mußte sie stets begleiten.

So treu aber Vater und Mutter Musch es auch meinten, ihrem Christentum mangelte etwas, und das war die echte Fröhlichkeit. Sie sprachen viel von Pflicht und Gewissen — Dinge, die an ihrem Platz gut und wichtig sind. Allein Agnes und ihre beiden Brüderchen hörten nur wenig von der großen Sünderliebe des Heilands, der ja im besonderen ein Freund der Kinder ist, und so kam es, daß sie sich häufig eher abgestoßen als angezogen fühlten von dem Glauben, zu dem ihre Eltern sich bekannten. Oft genug geschah es, daß die kleine Agnes mitten im fröhlichen Spiel mit einem tiefen Seufzer ausrief:

„Ach, da schlägt die Turmuhr! Nun muß ich rasch nach Hause, um bei der Andacht zu sein."

„Und was schadet's, wenn du auch einmal nicht dabei bist?" versuchte Bruno sie oft zurückzuhalten. Aber Agnes, die zu sehr an Gehorsam gewöhnt war, schüttelte jedesmal energisch das Köpfchen und lief, so schnell sie konnte, nach Hause.

Auch in dem kleinen weißen Saal langweilte Agnes sich oft, wenn sie so lange stillsitzen und zuhören mußte, ohne daß sie das, was der Sprecher aus der Bibel sagte, verstehen konnte.

Das einzige, was für das kleine Mädchen kein Müssen bedeutete, war der Besuch der Sonntagschule. Da hatte sie auch nicht ihre strengen Eltern bei sich, sondern Luise Rinkel, ein freundliches, fröhliches junges Mädchen, zu dem Agnes sich sehr hingezogen fühlte.

Luise hatte einen Bruder, der vier Jahre älter war als Bruno. Luise sowohl wie Agnes sahen immer voll Bewunderung zu dem netten, kräftigen Fritz auf. Dabei ahnte Agnes freilich nicht — sie war ja noch viel zu jung dazu —, daß ihre Eltern den Wunsch hegten und zuweilen auch offen miteinander besprachen, Fritz Rinkel, der gottesfürchtige, hoffnungsvolle Jüngling, möchte einmal ihr Schwiegersohn werden, und daß sie zugleich mit Sorge daran dachten, Bruno de Nijke könne sich möglicherweise um Agnes bewerben. Äußerlich gab Bruno Fritz nichts nach, aber er war nicht gottesfürchtig wie dieser, sondern im Gegenteil sehr, sehr leichtsinnig.

Die Sorge der Eltern war nicht unbegründet. Als Agnes noch kaum das geeignete Alter erreicht hatte, wurde ihr auf Brunos Betreiben eine Stelle in der Stadt angeboten, wo er arbeitete. Agnes' Eltern waren zuerst ganz und gar nicht für den Plan zu ha-

ben. Als sie aber erfuhren, daß die Familie, zu der Agnes ziehen sollte, gläubig sei, gaben sie, wenn auch nicht ohne Bedenken, ihre Zustimmung, und das junge Mädchen zog in die große Stadt.

Ganz unerwartet wurde Agnes schon nach kurzer Zeit wieder nach Hause zurückgerufen, um an der Beerdigung ihres Vaters teilzunehmen. Herr Musch war nur wenige Tage krank gewesen. Er hatte sich nicht einmal mehr von seiner geliebten Tochter verabschieden können. Aber er hatte ihr mit einem Abschiedsgruß das Wort hinterlassen: „Diene dem Herrn mit deinem ganzen Herzen!"

So schwer es Agnes auch fiel, die Mutter in ihrer tiefen Trauer allein zu lassen, war es nach dem Tode des Vaters doch doppelt nötig, daß sie verdiente. So kehrte sie wieder in die Stadt zurück. Deren Freuden und Vergnügungen hatten schon begonnen, einen Reiz auf das einst so einfache Dorfkind auszuüben. Ihrer Herrin war Agnes manchmal ein Rätsel. Nach ihren Worten mußte die Frau annehmen, daß das Mädchen eine gute, christliche Erziehung genossen hatte. Aber in ihrer Arbeit ließ sie viel zu wünschen übrig. Sie konnte recht achtlos und oberflächlich sein, und Frau P. wunderte sich dann, wie wenig Bekenntnis und Wandel bei dem jungen Mädchen übereinstimmten.

„Vielleicht besitzt Agnes noch gar kein Leben aus Gott", meinte einmal eine alte Gläubige, der gegenüber Agnes' Herrin sich ausgesprochen hatte. „Sie mag viel von Gott gehört und auch manches aus der Schrift gelernt haben, ohne daß sie die heilbringende Gnade bisher an sich selbst erfahren hat. Vielleicht muß Gott sie noch schmerzliche Wege führen, ehe sie

sich dem Herrn von Herzen übergibt. Lassen Sie uns viel für das arme Kind beten!"

Niemand im Hause ahnte, daß Agnes heimlich mit Bruno de Rijke verkehrte. Man war der Meinung, sie besuche an ihren freien Sonntagen — wie sie es wiederholt vorgegeben hatte — eine christliche Zusammenkunft. Statt dessen traf sie sich aber meist, sobald sie das Haus verlassen hatte, mit ihrem Jugendfreund und ging dann mit ihm zu irgend einem Vergnügen. Wohl suchte sie Bruno häufiger zu überreden, mit ihr in die christliche Versammlung am Ort zu gehen, in den meisten Fällen aber wurde die mahnende Gewissensstimme durch ein lachendes Wort ihres Begleiters gar schnell zum Schweigen gebracht. Und gelang es ihr auch wirklich einmal, ihn zum Besuch einer Versammlung zu bewegen — was konnte das nützen? Wie hätte sie, die durch ihr unaufrichtiges Handeln nur zu deutlich bewies, wie wenig ihr eigenes Herz für Den schlug, der „die Wahrheit" selbst ist, dem weltlich gesinnten, leichtfertigen jungen Mann eine Wegweiserin zu Gott sein können?

Eines Tages teilte Agnes ihrer Herrin ohne nähere Erklärung mit, daß sie sich mit Bruno de Rijke verlobt habe. Auch die Mutter erfuhr die Neuigkeit erst am gleichen Tage durch einen Brief ihrer Tochter.

Eine bitterere Enttäuschung hätte Agnes der Mutter nicht bereiten können. Sie ließ in ihrem Brief deutlich genug durchblicken, daß weder Bruno noch sie von ihrer Verbindung lassen würden, auch wenn ihnen die mütterliche Zustimmung versagt bliebe.

In ihren einsamen Stunden fragte sich Frau Musch, die eine aufrichtig gläubige Christin war, immer wieder, ob sie nicht selbst ihrem Kinde, das ja

den Herrn Jesus ebensowenig kannte wie Bruno de Rijke, in seiner Jugend durch ihre strenge Gesetzlichkeit ein Hindernis gewesen sei, und manchmal stand bei dieser Frage ihr Töchterlein im Geiste vor ihr — es war an einem lieblichen Sommertag gewesen —, und sie meinte noch immer ihre fragende Bitte zu hören:

„Darf ich an diesem einen Sonntag einmal aus der Versammlung bleiben, weil es mein Geburtstag ist?"

Damals hatten ihr Mann und sie die kindliche Bitte rundweg abgeschlagen, und jetzt? Ach, jetzt mußte sie dieser Bitte ihre Zustimmung geben!

Der Hochzeitstag kam. Beim Abschied aus dem Elternhaus küßte Agnes die weinende Mutter und sagte tröstend:

„Sei nicht traurig, Mütterchen; sollst sehen, Bruno wird auch noch mal ein anderer. Du mußt ihm nur Zeit lassen!"

Sie bedachte nicht, daß sie selbst noch fast ebenso fern war vom Reiche Gottes wie ihr Mann. Und wie wenig mochte sie ahnen, daß sie in bezug auf Bruno ein prophetisches Wort gesprochen hatte!

Wenn Agnes geglaubt hatte, auch ohne Gott mit ihrem Manne glücklich werden zu können, so sollte sie in dieser Hoffnung bald aufs empfindlichste getäuscht werden. Scheinglück hält nur stand, solange Schwierigkeiten und Nöte ausbleiben. Und ach, wie schnell kamen diese!

Bruno, der sich in der Verlobungszeit recht gut betragen hatte, nahm bald andere Gewohnheiten an. Obgleich Agnes alles tat, um es ihm daheim behaglich zu machen, verbrachte er doch fast alle Abende

Josephs Traumdeutung (Seite 3)

in der Gesellschaft seiner leichtsinnigen Freunde, während seine Frau allein zu Hause saß. Das war sehr bitter für Agnes, die so fest auf die Liebe ihres Mannes gebaut hatte. Aber noch schwerere Prüfungen kamen. Gott redete mit ihr. Er nahm ihr ihr erstgeborenes Kindchen, ihren lieben, blonden Jungen, an dem sie mit der ganzen Liebe ihres Mutterherzens hing.

In diesem herben Leid, in dem die junge Frau niemand hatte, der sie tröstete, trieb es sie nach Hause. Sie erinnerte sich, wie ihre Mutter auch in den schwersten Prüfungen immer ruhig und gefaßt gewesen war. Agnes wußte wohl, woher die Mutter diese Kraft empfangen hatte, und sie merkte auch jetzt, woher jene nach wie vor alle Hilfe und allen Trost nahm. Ach, sie selbst mußte dieser Hilfe und Tröstung von oben entbehren, weil sie eben Gottes Kind nicht war. Aber dieser Gott, nach dem sie bis dahin so wenig gefragt hatte, kam ihr zu Hilfe. Er ließ sie erkennen, daß es ihre Sünden waren, die zwischen Ihm, dem Heiligen, der das Böse haßt, und ihr standen. Ernste Stunden tiefer Herzensangst und Trauer über ihr verlorenes Leben folgten, bis Agnes endlich, von der Mutter belehrt, von sich selbst weg auf Christum zu blicken wagte. Agnes konnte glauben, daß der gekreuzigte Heiland auch ihr zugut gestorben war, und während sie so vertrauend zu Ihm aufschaute, wichen Unruhe und Angst, und ein süßer Friede zog in ihr Herz ein.

Nun war sie ein Kind Gottes. O wie ganz anders war es ihr jetzt zumute als noch kurz vorher! Jesus war ihr Heiland geworden. Würde Er, auf dessen machtvolles Wort sich einst der vom Sturm auf-

gewühlte See beruhigt hatte, nicht jetzt auch ihr Schifflein sicher durch allen Sturm und alle Meereswogen ans Ufer leiten? Die glückliche Mutter, welche die Freude erleben durfte, ihr geliebtes Kind endlich in den Armen des göttlichen Retters geborgen zu sehen, wußte der Jungbekehrten in dieser Hinsicht manches gute Wort zu sagen. Die beiden Frauen, Mutter und Tochter, verlebten jetzt selige Stunden miteinander.

Doch Agnes mußte zu ihrem Mann zurück. Doppelt schmerzlich war es jetzt für sie, die sündigen Wege Brunos zu beobachten, die nur im ewigen Verderben enden konnten. Mehr und mehr hatte sie unter dem traurigen Verhalten ihres Mannes zu leiden. Kaum blieb er noch einen Abend zu Hause. Von der Grube führte sein Weg ins Wirtshaus, von wo er erst spät in der Nacht heimkehrte. Geld erhielt sie immer weniger, obgleich sich die Auslagen nach der Geburt eines zweiten und bald auch dritten Kindchens ständig vergrößerten. Aber tapfer ertrug die junge Frau ihr schweres Los. Sie klagte nicht, auch nicht ihrer Mutter gegenüber. Nur ein einziges Mal versuchte sie, ihrem Mann das Unrecht vorzustellen, das er ihr und den Kindern antat. Nachdem aber die Aussprache ergebnislos verlaufen war, sprach sie über ihn nur noch zu Gott. Ihm brachte sie in anhaltendem Gebet all ihren Kummer und alle Sorgen. Um das Nötigste für sich und die Kinder zu beschaffen, verfertigte sie Näharbeiten für andere, und sie durfte erfahren, wie der Herr ihrer gedachte, und vor allem, wie Er ein Herz, das Ihm vertraut, bei allem Leid ruhig und getrost zu erhalten vermag. Dabei bemühte sie sich, ihrem Mann eine sanftmütige, liebevolle Gattin zu

sein und zu bleiben. Auch ihre beiden Knaben erzog sie in dieser Gesinnung. Sie suchte ihnen Gottes Wort lieb und wert zu machen und war treu darauf bedacht, in ihren jungen Herzen die Liebe zu einem Vater wachzuerhalten, der kaum diesen Namen verdiente.

Es war Winter geworden. Eines Abends vernahm Agnes lange vor der Zeit, zu der Bruno nach Hause zu kommen pflegte, ein ungewohntes Geräusch und Stimmengemurmel auf der Treppe. Jählings warf sie ihre Näharbeit beiseite und eilte, von banger Furcht ergriffen, hinaus. Ein Mann kam schweren Trittes die Treppe hinauf. Als er die Frau erblickte, berichtete er, daß ihr Gatte mit mehreren anderen bei einer Explosion in der Grube verunglückt sei.

Angstvoll hielt Agnes den Atem an.

„Lebt er?" stieß sie dann hervor.

„Ja", lautete die Antwort, „wir haben ihn auf einer Bahre hergebracht."

„O dann willst Du ihm noch gnädig sein, mein Gott!" rief Agnes und flog die Treppe hinunter, um bei dem schwierigen Transport nach oben behilflich zu sein.

Unter heftigen Schmerzen verbrachte der Verunglückte die Nacht. Am folgenden Tage wurde er, da ihm ein Bein abgenommen werden mußte, ins Krankenhaus überführt. Dort lag er viele Wochen, manchmal dem Tode nahe. Als er dann endlich genesen war und nach Hause zurückkehren konnte, war er — weiter von Gott entfernt als je, ein verbitterter Mensch, unter dem Frau und Kinder noch mehr zu leiden hatten als vorher. Jetzt geriet Agnes' Glaube ins Wanken. Wenn auch dieses Mittel, das Gott an-

gewandt hatte, fehlschlug, dann war Seine Langmut mit ihrem Mann gewiß zu Ende, und all ihr Flehen war umsonst gewesen! So grübelte die junge Frau, und ihr Gebet erlahmte. Auch ihre Liebe versagte mitunter, und wer weiß, wohin alles noch gekommen wäre, wenn nicht der Vater der Erbarmungen sich Seines schwachen Kindes angenommen hätte und ihm in Seiner Treue zu Hilfe gekommen wäre!?

Unerwartet empfing Agnes in dieser Zeit den Besuch ihrer Mutter. In dem Dorf, wo die alte Frau wohnte, suchte man einen Pförtner für das neuerrichtete Vereinshaus, das zu allerlei Zwecken gebraucht wurde. Auf ein Gesuch von Frau Musch hatte sich der Gemeindevorstand bereit gefunden, Bruno de Nijke als ehemaligen Dorfgenossen und mit Rücksicht auf seine Unfähigkeit zur Arbeit in der Grube auf ein Jahr probeweise anzustellen. Diese Nachricht überbrachte Frau Musch ihren Kindern. Agnes erkannte in dem Anerbieten beschämt die Güte des gnädigen Gottes, und ihr Glaube lebte auf. Ihr Mann aber wollte anfänglich nichts von der Sache wissen und schlug die Stelle rundweg aus. Nach und nach jedoch wurde er anderen Sinnes. Er sah ein, daß es so, wie es jetzt war, nicht lange weitergehen konnte, daß seine Frau eines Tages unter der Last, die auf ihr lag, zusammenbrechen mußte; zudem begann das Nichtstun ihm allgemach unerträglich zu werden. So nahm er, wenn auch nicht mit dankbarem Herzen, den Posten an. Agnes vertauschte dagegen nur zu gern die große Stadt wieder mit ihrem alten trauten Heimatsort, und mit neuer Glaubenshoffnung siedelte sie mit Mann und Kindern in das alte Bergwerksdorf über, in dem sie ihre glückliche Kinderzeit verlebt hatte.

Schon daß Bruno auf diese Weise dem Einfluß seiner schlechten Freunde entzogen wurde, empfand Agnes als einen großen Segen. Ihr Mann hielt sich jetzt viel mehr als bisher zu Hause auf, beschäftigte sich auch mit den Kindern und war freundlicher zu seiner Frau als seit vielen Monaten. So dankbar Agnes aber diese erfreuliche Veränderung begrüßte, wußte sie doch, daß damit für die Ewigkeit noch nichts gewonnen war. Aber durfte sie nicht das Vertrauen haben, daß der Gott, der ihren Kleinglauben beschämt hatte, auch bei ihrem Manne noch zum Ziel kommen würde?

An einem Tage hatte Bruno bis spät abends Dienst. Er mußte warten, bis die Versammlung, die an diesem Abend im großen Saale stattfand, zu Ende war und das Gebäude geschlossen werden konnte. Gewöhnlich hielt er sich bei solchen Veranstaltungen in seinem Pförtnerhäuschen auf. Merkwürdigerweise konnte er es aber diesen Abend dort nicht aushalten. Es war ihm, als müsse er wissen, was im Saale gesprochen wurde. Die Versammlung, zu der jedermann freien Zutritt hatte, war sehr stark besucht. Einige Zuhörer mußten draußen stehen an der offenen Tür. Zu ihnen gesellte sich Bruno. Der Redner, ein einfacher Mann aus dem Volke, sprach über die Liebe Gottes und Seine Güte, Langmut und Gnade. O wie der Mann seine Zuhörer zu fesseln wußte!

Auch Bruno wurde von dem Vortrag gepackt, und er lauschte andächtig bis zum Schluß. Als er, nachdem die Versammlung aus war, die Türen geschlossen hatte und den Heimweg antrat, fragte er sich, ob wohl Gottes Liebe, von der er gehört, noch größer sein könne als die Liebe, die seine Frau ihm

während so vieler Jahre erwiesen, deren er sich aber so wenig wert gezeigt hatte. Dann mußte Gottes Liebe in der Tat unendlich groß sein! Aber war es denkbar, daß sie auch ihm galt? Hatte er nicht mit Willen und Wissen jahrelang aufs ärgste gegen Gott gesündigt? Nein, der Sprecher mochte sagen, was er wollte, Bruno de Rijke wußte, daß Gott den Sünder bestraft. Das hatte er als Knabe, wenn er mit seinen Eltern die Kirche besucht hatte, wo mehr über die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes als über Seine Liebe gesprochen wurde, oft genug gehört.

In dieser Nacht fand Bruno keinen Schlaf. Gewiß, Gott mochte Liebe sein. Aber irgendwo — er erinnerte sich genau — stand geschrieben: „Gott ist Licht!" Und während sich die vielen Sünden seines Lebens wie ein Berg vor ihm auftürmten, legte sich eine lähmende Angst auf seine Seele. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten. Er weckte seine Frau und sagte ihr, wie es ihm zumute war, und was er an diesem Abend über die unendliche Liebe Gottes gehört hatte.

„Aber", setzte er mit gepreßter Stimme hinzu, „was hilft mir das alles? Ich habe zu lange gegen besseres Wissen in Sünde und Auflehnung gegen Gott gelebt."

„Aber, Bruno", entgegnete Agnes, „Gottes Liebe gilt doch vor allem den Sündern, die ihre Schuld fühlen. Nirgendwo anders kommt die ganze Größe Seiner Liebe so wunderbar zum Ausdruck."

„Agnes, sage mir, ist denn Gottes Liebe noch größer als die deinige? Du hast, ich weiß es, mir alles vergeben, was ich dir angetan habe. Aber ich habe dich auch nicht gehaßt und aus lauter Bosheit

gegen dich gesündigt, wie ich es Gott gegenüber getan habe. Einmal hat auch Gottes Liebe ein Ende, und das ist bei mir der Fall."

„Ach, Bruno, es gibt ja gar nichts, was mit der Liebe Gottes verglichen werden könnte. Bei Ihm ist ein Meer voll Liebe", erwiderte die Frau mit leiser, bewegter Stimme.

„Aber Gott ist doch auch gerecht", wandte Bruno ein. „Wie könnte Er als ein heiliger und gerechter Gott die Sünde ungestraft lassen?"

Deutliche Angst sprach aus der sonst so festen und oft so harten Stimme des Mannes.

„Nein, Gott kann die Sünde nicht ungestraft lassen, da hast du ganz recht. Aber das tut Er auch nicht", lautete die Antwort. „Du sagtest soeben, daß ich dir vergeben hätte, und das ist auch so. Aber ich habe selbst oft genug dir gegenüber gefehlt und hatte deshalb nichts von dir zu fordern. Gott gegenüber aber haben wir alle gesündigt, und deshalb müßten wir alle, mögen wir nun mehr oder weniger gesündigt haben, für ewig verloren gehen, wenn der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht auf einem anderen Wege Genüge geschehen wäre. Dieser Weg ist Christus. Auf Ihn, der sich selbst als Lösegeld für uns gegeben hat, dürfen wir uns berufen."

Noch lange sprachen Mann und Frau in dieser Weise miteinander, bis der Morgen dämmerte. Bald darauf mußte Bruno aufstehen und an die Arbeit gehen. Es galt an diesem Morgen den großen Saal zu reinigen, in dem er am Abend vorher die kostbaren Worte von der Liebe und Gnade Gottes gehört hatte. Als er den Saal betrat, war es ihm, als würden ihm dieselben Worte aufs neue zugerufen. Und diesmal

redeten sie so unmittelbar zu seinem Herzen, daß er ganz überwältigt in dem großen leeren Raum auf die Knie sank und sein Herz vor Gott ausschüttete. Er weinte bitterlich über seine vielen und schweren Verfehlungen, und im Himmel war Freude vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tat. Aber dabei blieb es nicht. Gottes Geist wirkte weiter in seinem Herzen, sodaß er, wenn auch zaghaft, nach Golgatha zu blicken vermochte, wo sich das fleckenlose Lamm Gottes für Sünder geopfert hat. Und da, mit einemmal, ging eine merkwürdige Wandlung mit ihm vor. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl erfüllte sein Inneres, und als ein neuer Mensch, der sich in dem teuren Blute Jesu reingewaschen wußte von aller Schuld, erhob er sich von seinen Knien. Dann ging er rasch nach Hause. Er mußte seine Frau wissen lassen, was mit ihm vorgegangen war.

„Nun bin auch ich, meine Agnes, durch die wunderbare Gnade, die ich nicht begreifen konnte, ein Kind Gottes geworden", schloß er leuchtenden Auges seinen Bericht. „Christus hat das Gericht für alle meine Sünden getragen. O wie unfaßbar groß ist doch die Liebe Gottes, daß Er Seinen eingeborenen geliebten Sohn selbst für solche in den Tod gegeben hat, wie ich einer bin!"

Agnes war zu bewegt, um in diesem Augenblick ein Wort erwidern zu können. Aber dessen bedurfte es auch nicht. Die beiden Gatten verstanden einander wie nie zuvor in ihrem Leben. Und so, wie sie jetzt Hand in Hand dastanden, wollten sie, von Gott dazu befähigt, gemeinsam den schmalen Pfad des Glaubens wandeln hin zur ewigen Heimat.

Der koreanische Krüppel

Rev. J. C. Crane, so berichtet das Blatt „Bibel-Arbeit",*) erzählt von einem Krüppel in Korea, der seinen Trost und all seine Freude in der Bibel fand. Am Schluß einer Versammlung, die einige Christen mit einem koreanischen Missionar in einem größeren Ort abhielten, von dem sie glaubten, daß dort kein einziger Christ lebe, wurden sie gebeten, einen kranken Mann zu besuchen. Der Mann wohnte in einem dunklen Loch, zu dem man nur über ein Brett gelangen konnte, das über einen Schmutztümpel gelegt war. Auf dem bloßen Erdboden lag das bedauernswerteste Geschöpf, das Dr. Crane je gesehen hatte. Seine Beine waren an den Leib gezogen und rückwärts gekrümmt. Die zitternden Hände waren geballt, das Gesicht völlig verzerrt. Die Sprache war wie gelähmt und fast tonlos. Der Mann war Krüppel von Geburt.

„Und nun kommt die Überraschung", erzählt Dr. Crane. „Der arme Mensch bat einen jungen Burschen, anscheinend einen Verwandten, eine Kiste zu öffnen und sein Buch herauszunehmen. Zum Vorschein kam eine Bibel, Altes und Neues Testament. Sein Gesicht leuchtete vor Freude, als er eine Stelle suchte, die er von uns erklärt haben wollte. „Was bedeutet Hosianna?" fragte er. Man erklärte es ihm und kam dabei auch auf den Messias zu sprechen, den herrlichen König und Friedefürsten, in dessen

*) Mitteilungen über die Tätigkeit der „Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft".

Reich Friede und Freude herrschen werden. Welch eine Freude die Ausführungen in dem Herzen des armen Krüppels hervorriefen, eine Freude, die sich deutlich über das verzerrte Gesicht verbreitete — die Freude über das neue Jerusalem, den neuen Leib, den er dann haben würde, sein Daheimsein bei Jesu usw. —, das können nur die beurteilen, die dabei gewesen sind".

Und wie war dieser bedauernswerte Mensch so glücklich geworden? Ein Evangeliumsteil, das er von irgend jemand erhalten, hatte ihm Jesum geoffenbart. Dann hatte ihm ein junger Mann ein Neues Testament geschenkt und dabei gesagt: „Lies dies und glaube es, und alles wird gut sein".

„Es ist alles gut geworden", schließt Dr. Crane seinen Bericht. „Denn mehr Freude herrscht in jenem dunklen Loch als in den Palästen mancher Könige."

Ist dieser einfache Bericht nicht auch ein Beweis von der Kraft, die von dem herrlichen Evangelium ausgeht? Europäer, Chinesen, Koreaner, Inder, Perser, Afrikaner und viele andere haben in dem alten Buche nicht nur etwas gefunden, was ihr Interesse weckte, sondern eine Wahrheit, die ihr ganzes Leben umgestaltet hat. Sie haben in dieser Mine gegraben und darin einen Schatz für ihr Leben entdeckt. Der Tag, an dem sie ihn hoben, ist für sie der Tag der Tage geworden, dem kein anderer gleicht.

Und was ist es, das sie in der Bibel fanden?

„Ich habe den Heiland gefunden!" Mit diesen Worten begrüßte eine alte französische Dame einen Bibelboten, als er in ihr Haus zurückkehrte, wo er einige Zeit vorher ein Evangelium verkauft hatte.

Hast du auch Jesus lieb?

Ein hochgebildeter Mann, der trotz seiner jungen Jahre sich bereits als Dichter einen Namen gemacht hatte, reiste eines Tages mit einer Dame zusammen, die ein liebliches Töchterlein bei sich hatte. Das Kind sah mit seinen großen, blauen Augen fragend den jungen Herrn an und sagte dann plötzlich zu ihm:

„Hast du auch Jesus lieb?"

Dieser wurde verlegen und wandte schweigend den Kopf dem Fenster zu, stieg auch bald darauf aus. Aber merkwürdig, die kindliche Frage ließ ihn nicht mehr los. Er studierte von da ab eifrig das Leben Jesu nach den Evangelien und mußte sich sagen, daß dieses Buch an Reinheit, Kraft und Hoheit des Geistes alle sonstigen Lebensbilder der ganzen Welt- und Literaturgeschichte in den Schatten stelle und der höchsten Verehrung und Liebe wert sei. Einige Jahre später traf er wieder mit jener Dame zusammen und fragte sie nach ihrem Töchterlein.

„Es ist im Himmel; es war wohl zu gut für diese Welt", sagte betrübt die junge Mutter.

„Mir hat sie auch den Weg zum Himmel gewiesen, und das werde ich ihr noch in der Ewigkeit danken", erwiderte bewegt der Fremde, der später als christlicher Schriftsteller weithin bekannt und geschätzt wurde.

Neukirchener Abreißkalender.

Ein Eislauf und seine Folgen

Es war ein prachtvoller Wintertag. Alles, was Schlittschuhe besaß, vergnügte sich auf dem Eise. Die Jugend genoß die Winterfreuden in vollen Zügen.

Auch den jungen Studenten der Medizin, Albert Roulet, hielt es nicht in seinem Arbeitszimmer. Der sonnig-klare Wintertag lockte ins Freie. So schnallte auch er die Schlittschuhe an und mischte sich fröhlich unter die lärmende Menge auf der glitzernden Fläche. Nach Herzenslust gab sich der junge Student der Freude des schönen Sports hin. Plötzlich drang von einsam gelegener Stelle des großen Weihers her ein schriller Hilferuf an sein Ohr. Ein Junge war durchs Eis gebrochen. In einem Augenblick war Albert bei dem Verunglückten, und mit Aufbietung aller Kraft, unter Gefahr des eigenen Lebens, gelang es ihm, ihn zu retten. Durch und durch naß standen sie da, der Retter und der Gerettete. Aber der erstere dachte nicht eher an sich, als bis der Knabe wohlversorgt in einem Hause in der Nähe untergebracht war. Dann erst eilte er selbst heim, um seine Kleider zu wechseln. Er meinte, das kalte Bad werde ihm, dem kräftigen jungen Menschen, nicht schaden. Aber er irrte. Er hatte sich eine so schwere Erkältung zugezogen, daß sie verhängnisvoll wurde für sein Leben.

In den ersten Tagen blieb es bei einem Husten. Doch noch ehe eine Woche verstrichen war, stellten sich heftige Stiche in der Lunge ein, und statt daß der angehende Arzt fernerhin im Krankenhaus der Untersuchung der Kranken durch seinen Professor beiwohnte, wurde er selbst ein Krankenhauspatient, und der Professor, der Albert sehr schätzte, mußte an sein Bett kommen und ihn untersuchen.

Der Arzt, der Albert behandelte, und der ein persönlicher Freund von ihm war, machte ihm den Vorschlag — er sah wohl, daß es ernst um seinen jungen Freund stand —, das Krankenhaus mit seiner eigenen Privatwohnung zu vertauschen, damit er ihn dort noch aufmerksamer pflegen und noch sorgfältiger behandeln könne, als es ihm in dem großen Krankenhaus mit seinen vielen Insassen möglich war. Dankbar nahm Albert dieses Anerbieten an, und bald lag er in dem Gastzimmer des Freundes, das in ein regelrechtes Krankenzimmer umgewandelt worden war. Nichts fehlte ihm hier. Alles, was nur geschehen konnte, um der verheerenden Krankheit entgegenzuwirken, wurde getan. Trotzdem ging es zusehends mit dem Kranken bergab. Ihm selbst, der ziemlich nahe vor dem Abschluß seiner Studien stand, konnte es natürlich nicht verborgen bleiben, wie die Krankheit verlaufen würde. Er verhehlte sich nicht, daß sie zum Tode führte.

Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner. Um einen anderen zu retten, hatte er an jenem schönen Wintertag sein Leben aufs Spiel gesetzt. Der andere war gut davongekommen, und seiner wartete der bittere Tod. Da lag er nun tagaus, tagein, in jeder Weise aufs beste versorgt, aber doch krank, ster-

benskrank, ohne Hoffnung auf Genesung, den schrecklichen Tod vor Augen, der jeden Tag einen Schritt näherkam. Und er selbst hatte sich dieses Los bereitet! Wenn er damals dem unvorsichtigen Schuljungen nicht nachgesprungen wäre, um ihn dem sicheren Tode zu entreißen, so brauchte er jetzt nicht hier zu liegen. Er würde zur Zeit sein Schlußexamen gemacht haben, und dann stand ein reiches Leben mit großen Zielen vor ihm. Und nun mußte er seine edle Tat mit dem Tode büßen!

War es ein Wunder, daß sich die Traurigkeit des armen Kranken bei solchen Gedanken zuweilen bis zur Verzweiflung steigerte? Trübsinnig starrte er, wenn er allein dalag, auf die Muster der Tapete, die Blumen in den Gardinen oder auf dies und jenes und fand doch keine Ablenkung, außer, wenn seine freundliche Gastgeberin mit einer Erfrischung oder einem ermunternden Wort zu ihm ins Zimmer trat, oder die pflegende Schwester ihm hilfreiche Hand bot. Dann verbarg er seine traurige Stimmung und blickte, um nicht undankbar zu erscheinen, sogar munter darein. Er war wirklich nicht undankbar.

Wie arm ist doch der Mensch daran, dessen Glück allein von den Umständen dieses wechselvollen Lebens abhängt, der Mensch, der den Fels nicht kennt, der vollkommen ist, und dessen Wege alle recht sind! Der junge Student wußte nichts von den unsichtbaren, den ewigen Dingen. Er hatte sich nie mit ihnen beschäftigt. Die Zeitlichkeit, die sichtbaren Dinge hatten seine Gedankenwelt ausgefüllt. Für sie hatte er gelebt und gestrebt. Und nun, was blieb ihm davon?

Albert Roulet hatte wie jeder, auch der beste Mensch, ein Gewissen, das nicht ruhig war. Dieses

Gewissen begann jetzt zu sprechen. Es redete von allerlei in seinem Leben, das nicht so gewesen war, wie es hätte sein sollen. Merkwürdig, daß er eigentlich erst jetzt, angesichts des nahen Todes, diese anklagende Stimme vernahm! Was hatte denn das Gewissen mit dem Tode zu tun? Er hatte bisher eigentlich auf dem Standpunkt gestanden, daß mit dem Tode alles aus sei. Freilich hatte er auch schon Äußerungen gehört, die bestimmt das Gegenteil vertraten: Mit dem Tode ist nicht alles aus, sondern nach dem Tode kommt das Gericht. Was war nun richtig? Gab es wirklich ein Gericht, das Gericht eines heiligen, zürnenden Gottes? O diese Stimme in seinem Innern! Er mochte dagegen anführen, was er wollte, Gründe der Vernunft, des Verstandes: Sie ließ sich nicht zum Schweigen bringen. Der unglückliche junge Mensch fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht drang. Er bebte am ganzen Leibe. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Er wischte sich den Schweiß ab. Und wieder schauderte er wie vor etwas Fürchterlichem.

„Fehlt Ihnen etwas?" fragte teilnehmend die Schwester, die ihn beobachtet hatte.

„Weshalb?"

„Ich sah Sie zittern, wie von einem plötzlichen Kältegefühl."

„Nein, kalt ist mir nicht, Schwester. Das Zittern kam von etwas anderem."

„Wovon denn, Albert? Beunruhigt dich etwas?" fragte die soeben eintretende Frau des Hauses, die die letzten Worte gehört hatte.

„Ich dachte ans Sterben. Der Tod ist etwas Furchtbares", erwiderte der Kranke, und aufs neue ging ein Schauder über seinen Leib.

Frau Moulin wurde vom tiefsten Mitgefühl für ihren Gast ergriffen. Als den Freund ihres Gatten hatte sie den begabten, prächtigen jungen Mann mit Freuden in ihr Haus aufgenommen. Er war mittlerweile auch ihr Freund geworden, für den sie tat, was sie konnte. Es hatte sie immer bewegt, ihn in dem hoffnungslosen Leiden, über dessen Ausgang er selbst nicht im unklaren war, so geduldig zu sehen. Und nun gesellte sich zu allem, was er schon zu leiden hatte, noch die Angst vor dem Sterben. Was konnte sie weiter für ihn tun? Wie den armen jungen Menschen trösten? Ihr Mann hatte ihr noch kürzlich gesagt: „Es kann nicht mehr lang mit ihm dauern. Seine Kräfte nehmen reißend ab. Ehe der Monat zu Ende ist, ist er nicht mehr." Aber gab es denn sonst nichts für den bedauernswerten Kranken zu tun? Er hatte Angst vor dem Tode. Wie war ihm da zu helfen? Vielleicht dadurch, daß man ihn von den Sterbegedanken abzulenken suchte? Aber Albert war sich zu wohl bewußt, wie es um ihn stand. Da war mit solchen Nebensächlichkeiten nichts zu erreichen. Hier ging es um den Kern der Dinge. Sollte sie ihm einen Geistlichen holen? Da fiel ihr etwas ein. Sie besaß noch eine Bibel. Zwar hatte sie nie in dem alten Buch gelesen, aber vielleicht konnte es doch jetzt irgendwie nützlich sein. So holte sie die Bibel herbei.

Aufs Geratewohl — es war für die Dame eine ungewohnte, fremde Arbeit, aus der Bibel vorzulesen — schlug sie das Buch auf und begann da zu lesen, wohin gerade ihr Blick fiel. Es waren schöne, herrliche Worte, die sie las. Und der Kranke lauschte, lauschte begierig. Als sie nach einer Weile innehielt und ihn ganz still daliegen sah, wollte sie mit Lesen

aufhören, aber Albert winkte ihr, fortzufahren. So las sie weiter. Endlich schloß sie das Buch. Doch der Kranke bat sie noch einmal, weiterzulesen. Eine merkwürdige, unerklärliche Veränderung war mit ihm vorgegangen. Der angstvolle Ausdruck war aus seinen Zügen gewichen, und in seinen Augen lag ein seltsamer Glanz. Still und glücklich lauschte er auf die Worte des Lebens, und Frau Moulin, die über die wunderbare Wirkung ihres Tuns aufs höchste überrascht war, fuhr freudig fort, zu lesen. Weder sie noch die Schwester ahnte, was in der Seele des Kranken vorging. Und eigentlich begriff dieser es auch selbst nicht. Denn was hier geschah, war nicht ein Werk von Menschen — *Gottes Geist tat* Sein herrliches Werk in einer Menschenseele, indem Er sie durch „das *Wort der Wahrheit*" „wiederzeugte zu einer *lebendigen Hoffnung*".

Wunderbares war mit Albert vorgegangen. Die furchtbare Angst der Seele hatte in der Tat einem tiefen Herzensfrieden Platz gemacht. Aber noch mehr wollte die göttliche Gnade tun. Nachdem sie den in bezug auf göttliche Dinge so völlig unwissenden jungen Mann durch die Worte der Heiligen Schrift mit der vergebenden Liebe Gottes bekannt gemacht hatte, ließ sie ihn auch noch zu einem Zeugen werden. Albert begann zu reden. Er erklärte seinen beiden Pflegerinnen, die sprachlos zuhörten, daß alle seine Sünden durch das kostbare Blut Jesu vor Gott hinweggetan worden seien. Er hätte die ihm vorgelesenen Worte nicht nur angehört, sondern sie auch aufgenommen, ja, sie geradezu gegessen und getrunken. Sie wären für seine dürstende Seele gewesen wie Wasser auf ein lechzendes Land. Und im Vertrauen auf das

göttliche Wort sei er nun frei und glücklich geworden, gerettet für alle Ewigkeit. Den beiden Frauen waren die Worte des Kranken unverständlich, aber sie sahen sein Glück und staunten. Und auch andere, die kamen, sahen es und wunderten sich. Sie vernahmen Worte triumphierender Freude aus des Sterbenden Mund über das, was Gott in Christo an ihm getan hatte, und diejenigen, die Zeugen des seligen, friedevollen Heimgangs Albert Roulets sein durften, empfingen Eindrücke, die ihnen unvergeßlich blieben.

Und das alles hatte das wunderbare alte Buch bewirkt, aus dem Frau Moulin ihrem kranken jungen Freunde in seiner Herzensnot vorgelesen hatte.

Nur ein Knabe

Vor mehr als hundert Jahren lebte in England ein alter, gläubiger Prediger, der seiner Gemeinde nach der ihm verliehenen Gnade jahrelang treu vorgestanden hatte. Eines Tages aber kam er in große Not. Es sagte ihm nämlich jemand, seine ganze Arbeit sei ein Fehlschlag, ein Mißerfolg. Diese Bemerkung traf ihn umso empfindlicher, als er sich sagen mußte, daß sie nicht ganz grundlos war. Während jenes ganzen Jahres war nämlich nur eine Seele in der Gemeinde, in welcher er wirkte, bekehrt worden, und das war nur ein Knabe. Wir können uns demnach leicht vorstellen, wie traurig und niedergeschlagen der alte arme Prediger wurde. Hatte der Sprecher recht? War wirklich seine Arbeit ganz vergeblich gewesen? so mußte er sich immer wieder fragen. Doch siehe da, gerade in diesen schweren Ta-

gen sandte Gott Seinem bekümmerten Diener einen starken Trost. Am nächsten Sonntag nämlich kam eben dieser kürzlich bekehrte Knabe auf ihn zu mit den Worten:

„Herr —, glauben Sie wohl, daß ich dereinst ein Prediger des Evangeliums oder gar ein Missionar werden könnte?"

„Gott segne dich, mein Junge", entgegnete der Prediger hoch erfreut, „ja, ich glaube, du könntest wohl dereinst ein Missionar werden."

Jener Knabe war Robert Moffat. Er war am 21. Dezember 1795 als Sohn unbemittelter schottischer Eltern geboren. Da die Vermögensverhältnisse der Eltern auch später nicht besser wurden, so waren die Aussichten des Knaben, seinen Herzenswunsch erfüllt zu sehen, sehr gering. Er genoß nur eine mangelhafte Erziehung. Mit einundzwanzig Jahren kam er zu einem Gärtner in die Lehre. Hier mußte er schwer arbeiten. Selbst im Winter mußte er häufig sein Tagewerk schon um vier Uhr des Morgens beginnen. Doch trotz aller Mühe und Arbeit, inmitten der widrigsten Umstände, gelang es Robert, seine Kenntnisse derart zu fördern, daß er schließlich zu weiterer Ausbildung von der Londoner Missionsgesellschaft aufgenommen wurde.

Nach einer Vorbereitung von zwölf Monaten in Manchester fuhr der junge Moffat am 30. September 1816 von London ab und segelte nach Süd-Afrika. Hier hat er, eine Reise nach England im Jahre 1839 ausgenommen, mehr als fünfzig Jahre ununterbrochen für seinen Herrn und Meister gearbeitet.

Sein erster Zug an die Stätte seiner zukünftigen Arbeit, nach Namaland im Süd-Westen Afri-

kas, war außerordentlich anstrengend und entbehrungsreich. Die Ochsen konnten vor Erschöpfung schließlich kaum noch weiter, und er selbst wäre beinahe verdurstet. Nach unsäglichen Entbehrungen erreichte er endlich den Kraal*) eines Häuptlings, namens Afrikaner, der durch seine Grausamkeit bekannt und berüchtigt war. Hier schlug Moffat zuerst seine Wohnung auf. Er lebte in einer Hütte, die aus Lehm und Holzstücken hergerichtet war und weder hinreichenden Schutz bot gegen die glühenden Sonnenstrahlen noch zur Regenzeit gegen den strömenden Regen. Infolge der großen Hitze und des Mangels an geeigneter Nahrung — Milch und Fleisch war alles, was er bekommen konnte — wurde der junge Missionar bald krank und lag tagelang im Fieber-Delirium.

Als Moffat wiederhergestellt war, begann er seine Arbeit. Der Zustand, in welchem die Eingeborenen der Gegend sich befanden, war fürchterlich. Sie lebten, wie es ja auch natürlich war, ganz ihrer bösen Natur entsprechend, „dienten", wie es in Tit. 3, 3 heißt, „mancherlei Lüsten und Vergnügungen, führten ihr Leben in Bosheit und Neid, verhaßt und einander hassend". Die verschiedenen Stämme lagen in beständiger Fehde untereinander. Bei den Siegesfesten kam es oft zu grauenhaften Szenen, da dann die Gefangenen gewöhnlich aufgefressen wurden; und Moffat geriet oft in die größte Lebensgefahr, wenn er sich bemühte, die streitenden Parteien miteinander zu versöhnen.

Dennoch gelang es dem Feinde nicht, den Mund des treuen Zeugen zum Schweigen zu bringen. Die

*) Bezeichnung eines Hottentottendorfes.

Hand seines Gottes war mit ihm und behütete ihn in allen Fährnissen.

Drei Jahre später heiratete Moffat ein gläubiges Mädchen, namens Mary Smith. Mit seiner Verheiratung verlegte er seinen Wohnsitz mehr nach dem Nord-Osten. Er ließ sich bei den Betschuanen in Kuruman, im heutigen Betschuanaland gelegen, dauernd nieder.

Auch in der neuen Umgebung hatten Moffat und seine junge Gattin mit viel Feindschaft und großen Mühseligkeiten zu kämpfen. Einmal wurden sie bestohlen, oder ihr Vieh wurde umgebracht, dann wieder wurden ihre Felder verwüstet. Die abergläubischen Eingeborenen betrachteten die weißen Leute als die Urheber alles Bösen. Was sich auch ereignen mochte, sie waren die Schuldigen. Wenn es dem Regenmacher nicht gelang, durch seine Zauberkünste der herrschenden Trockenheit ein Ende zu machen, so war nach seinen Versicherungen niemand anders schuld daran als der weiße Mann.

Es bedurfte in der Tat einer besonderen Kraft von oben, um inmitten solcher Umstände auszuharren. Moffat hatte nun schon jahrelang unter den Schwarzen gearbeitet, und was war der Erfolg gewesen? Anscheinend war die ganze Arbeit vergeblich. Doch der treue Mann ließ sich durch keine Mißerfolge von dem Ort seiner Wirksamkeit wegtreiben. Gott wußte, was Sein Knecht nötig hatte, und Er gab ihm Mut und Geduld. Da versuchte Satan es mit einer neuen List.

Eines Tages erschien der ganze Stamm mit dem Häuptling an der Spitze vor Moffats Hütte. Mit finsteren Mienen und unter drohenden Gebärden for-

derten sie, die Weißen sollten augenblicklich ihr Land verlassen. Es war eine Lage, in der dem Kühnsten der Mut vergehen konnte. Ein einzelner wehrloser Mann, eine zarte Frau mit einem kleinen Kinde, dann höchstens noch ein paar Diener — und ihnen gegenüber Hunderte von Wilden, deren Leidenschaften durch ihren Zauberer aufs höchste erregt waren, alle mit blitzenden Speeren bewaffnet, und mit Blicken, die nichts Gutes erwarten ließen! Doch Moffat blieb vollkommen ruhig. Er wußte, in wessen Händen sich sein Schicksal befand, und er wußte auch, daß ohne den Willen Gottes ihm nicht ein Haar gekrümmt werden würde. Ohne eine Spur von Angst zu verraten, trat er, gefolgt von seiner Gattin, vor die Tür seiner Wohnung, riß seinen Rock auf und rief mit lauter, klarer Stimme:

„Wenn ihr entschlossen seid, uns loszuwerden, so müßt ihr Blut vergießen oder uns ausräuchern, denn unsere Herzen sind bei euch, und wir w o l l e n nicht gehen. Aber wenn ihr durchaus nicht anders wollt, so durchbohrt mein Herz mit euren Speeren, dann werden meine Begleiter wissen, daß die Stunde für sie gekommen ist, zu gehen."

Diese furchtlosen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Unverrichteter Sache verließen die Wilden den Platz, und Moffat konnte seine Arbeit unter ihnen fortsetzen. Aber auch in der Zukunft waren die Erfolge nur gering. Noch nach zwanzig Jahren konnte man kaum von einer nennenswerten Änderung unter den Eingeborenen sprechen.

Aber Moffat und seine treue Gattin harrten aus. Sie harrten aus, mochten sie auch von Gefahren und Schwierigkeiten umgeben sein, mochten sie Leiden und

herbe Enttäuschungen schier überreich zu erdulden haben. Und endlich, endlich durften sie auch die Frucht ihrer treuen Arbeit genießen.

Robert Moffat traf, wie wir wissen, die Betschuanen bei seiner Ankunft als rohe Wilde an. Unter seiner Leitung wurden sie schließlich andere Menschen. Die Bibel wurde übersetzt, Schulen wurden errichtet, Kapellen und Versammlungsstätten gebaut, Eingeborene wurden zu Lehrern herangebildet, und Missionare gingen nach allen Richtungen hinaus. Während zur Zeit von Moffats Ankunft die Knechte des Herrn oft aus den Kraalen vertrieben wurden und dann dem fast sicheren Tode durch Verhungern oder durch die gefürchteten Sumpffieber ausgesetzt waren, galten fünfzig Jahre später, als der alte treue Arbeiter mit seiner Gefährtin nach England zurückkehrte, bei allen Stämmen rundumher die Missionare als willkommene Gäste. Und diese ganze große Änderung war unter dem Segen des Herrn herbeigeführt worden durch einen Mann, der, als er „nur ein Knabe" war, sich entschlossen hatte, dem Herrn zu dienen.

Ist es der Mühe wert?

„Wenn ich wüßte, daß was dabei herauskommt, wenn man Christ wird, dann würde ich einer werden", sagte Robert.

„Ich auch", erwiderte sein Freund, „aber ich glaube, religiös sein macht traurig, und so lange man jung ist, will man sich doch seines Lebens freuen und nicht die ganze Zeit mit dem Singen langweiliger Lieder verbringen. Dazu ist's immer noch früh genug.

Ich kann mir nicht denken, daß es der Mühe wert ist, all seine Vergnügungen aufzugeben und dafür Christ zu werden."

„Ich kann euch beweisen, Jungen, daß es doch der Mühe wert ist", unterbrach in diesem Augenblick eine ruhige Stimme das eifrige Gespräch der beiden Schüler.

Robert und Johannes fuhren herum. Der Sprecher, der ihre Unterhaltung mitangehört haben mußte, war kein anderer als ihr neuer Lehrer. Die Jungen waren sich noch nicht klar darüber, ob sie ihn gern hatten. Er war ein stiller Mann.

„Als ich so jung war, wie ihr beide", fuhr der Lehrer fort, „wohnte ich einmal einer Kinderversammlung bei, die in einem Zelt am Meeresstrande stattfand. Ein Missionar sprach sehr eindringlich zu der versammelten Schar und lud alle Kinder ein, zum Herrn Jesus zu kommen. Was er sagte, fesselte mich, und ich ging deshalb noch zwei- oder dreimal hin. Eines Nachmittags, als wir das Zelt verließen, kam der Prediger auf mich zu und fragte, mir die Hand auf die Schulter legend:

„‚Nun, mein Junge, ist der Herr Jesus schon dein Heiland und Freund geworden?'

„‚Nein', erwiderte ich und fügte hinzu: ‚ich bin auch so vollkommen glücklich.'

„‚Nun', sagte er freundlich, ‚wenn das auch der Fall sein mag, so denke doch nur nicht, daß du ohne Christus auskommen kannst. Ein Leben ohne Ihn ist ein unnützes Leben. Vielleicht wirst du, wenn du einmal einen großen Schmerz erlebst, meine Worte besser verstehen.' Damit gab er mir ein kleines Neues Testament und schritt davon.

„Kurze Zeit darauf verlor ich meine Mutter. Sie war meine beste Freundin gewesen, und ich war untröstlich. In jenen Tagen kamen mir die Worte des Missionars wieder ins Gedächtnis: „Vielleicht wirst du, wenn du einmal einen großen Schmerz erlebst, meine Worte besser verstehen". Nun, die Stunde war da. Einen solchen Schmerz hatte ich noch nicht durchkostet. Zugleich erinnerte ich mich des Büchleins, das der Missionar mir gegeben hatte, suchte es hervor und begann zu lesen. Je weiter ich las, desto mehr wurde ich gefesselt von dem, was da geschrieben stand über das Leben, die Leiden und den Tod des Herrn Jesus. Besonders ergriff mich das Wort: „Er hat mich geliebt und sich selbst für mich hingegeben". Ja, das war eine Liebe, die noch größer war als die meiner Mutter, denn der Herr Jesus war für mich in den Tod gegangen, um mich armen, hochmütigen und sündigen Jungen zu erretten und der Hölle zu entreißen. Diese Liebe war unvergleichlich. Mehr hätte der Herr nicht für mich tun können. So lernte ich Ihm als meinem besten Freund vertrauen. Seitdem habe ich nicht mehr so fassungslos um meine Mutter getrauert wie vorher, wußte ich doch jetzt, daß sie bei Ihm im Paradiese war. Ja, ich wurde ein glücklicher Junge, denn mein neuer Freund erwies sich als der treueste und liebreichste Tröster in allem Leid. Ich entdeckte auch bald, daß ich keineswegs meine harmlosen Freuden aufzugeben brauchte, sondern daß Er sie mir im Gegenteil noch viel schöner und reicher gestaltete. Seit dieser Zeit sind Jahre vergangen. Aber bis heute habe ich nur immer aufs neue Ursache gefunden, Gott dafür zu danken, daß Er mich in jugendlichem Alter zu Sich gezogen hat."

Die beiden Knaben erwiderten nichts auf die Ausführungen ihres Lehrers, aber man sah ihnen an, daß sie der ungeschminkte Bericht ergriffen hatte. Nachdem der Lehrer ihnen dann noch versichert hatte, daß der Herr Jesus bereit sei, auch sie zu erretten und glücklich zu machen, fuhr er fort:

„Denkt nur nicht, daß Christus euer Leben verdunkeln würde. Wie könnte das sein? Er ist ja das Licht der Welt. Im Gegenteil seid ihr, solange ihr Ihm fern bleibt, in der Finsternis und dient dem Teufel. Ein Zwischending gibt es nicht. Wollt ihr daher nicht lieber zum Herrn Jesus kommen und Ihm dienen? Wollt ihr nicht heute noch den Entschluß fassen und sagen: „Herr Jesus, Dir will ich leben und dienen!“?

„Ja, wir wollen es“, riefen die beiden Jungen wie aus einem Munde.

„Dann laßt uns gleich hier zusammen niederknieen und es dem Herrn sagen und Ihm danken“, sagte der Lehrer. Und dann sind die drei da, wo sie standen, mitten auf einer Wiese, niedergekniet, Lehrer und Schüler, und haben sich den Händen des großen Seelenhirten Jesus Christus befohlen.

Und was denkt ihr nun, ihr lieben jungen Leser? Meint ihr, das Leben dieser beiden Knaben sei nach ihrer Übergabe an den Herrn Jesus dunkel und traurig geworden? Nein. Beide haben sie ein reiches und glückliches Leben geführt. Als sie herangewachsen waren, haben sie als eifrige Diener ihres Herrn und Heilandes gelebt und mit Freuden davon gezeugt, wie der Herr Jesus sie schon in ihrer Jugend errettet habe, um Seine Jünger zu werden.

Gott der Geber, der Mensch der Empfänger

Zwei Menschen, so lesen wir in Luk. 18, gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer und der andere ein Zöllner. Beide begaben sich in die Gegenwart Gottes, um dort mit Dem zu reden, mit welchem sie es zu tun hatten.

Doch welch ein Unterschied war zwischen den beiden Männern! Der eine erhöhte, der andere erniedrigte sich selbst. Der eine rechtfertigte, der andere verurteilte sich. Der eine verurteilte Gott, denn Gottes Wort sagt, daß da k e i n Gerechter ist, k e i n e r, der Gutes tue (Ps. 14, 1—3; Röm. 3, 9—20), der andere rechtfertigte Gott. Der eine machte Gott zum Lügner, der andere bekannte Ihn als den Gott der Wahrheit, indem er sich Seinem Urteil bedingungslos unterstellte. Der eine behauptete, daß er nicht sei wie die übrigen der Menschen, der andere berief sich auf Gottes unumschränkte Gnade. Der eine ging hinab in sein Haus, wie er gekommen war: ein selbstgerechter, sich selbst rechtfertigender, dagegen Gott verurteilender, verdammungswürdiger Sünder. Der andere ging „gerechtfertigt" hinab in sein Haus „vor jenem". „Denn", so schließt der Herr das Gleichnis, „jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden; wer aber sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden."

Bemerkenswert ist, daß unmittelbar im Anschluß an dieses Gleichnis berichtet wird, wie der Herr Jesus die Kindlein aufnimmt. Als die Jünger es denen, die sie herbeibringen, verweisen, legt sich der Herr mit den Worten ins Mittel: „Lasset die Kindlein zu

mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes".

Jesus wünscht, daß Ihm die Kleinen gebracht werden, damit Er sie segne. In Seinem liebenden Heilandsherzen ist Raum für sie. Die Kindlein stellen in ihrem Wesen den Zustand dar, der passend ist zur Entgegennahme des göttlichen Segens. Sie können nichts bringen. Sie können nur empfangen. Aus diesem Grunde ist der Bericht über des Herrn Handeln mit den Kindlein in unmittelbarer Verbindung mit Seinem Gleichnis über Pharisäer und Zöllner so bedeutungsvoll. „Solcher ist das Reich Gottes." Und feierlich und wegweisend klingt das Schlußwort des Herrn: „Wahrlich, ich sage euch: Wer irgend das Reich Gottes nicht aufnehmen wird wie ein Kindlein, wird nicht in dasselbe eingehen".

Ja, es hilft dir nichts, mein Leser: Du mußt werden wie ein Kindlein, das, schwach und hilfsbedürftig, wie es ist, annimmt, was ihm geboten wird. Die Gabe Gottes kann nicht verdient werden. „Wahrlich, ich sage euch", sagt der Herr Jesus an einer anderen Stelle, „wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kindlein, so werdet ihr nicht in das Reich der Himmel eingehen." (Matth. 18, 3.)

Dann kommt ein reicher junger Mann zum Herrn und fragt Ihn: „Guter Lehrer, was muß ich getan haben, um ewiges Leben zu ererben?" „Was muß ich getan haben?" — das ist nicht die Sprache eines einfältigen Kindleins, das nichts von sich hält. Der reiche Jüngling denkt nicht daran, ohne weiteres zu nehmen; er will nicht unverdient empfangen. Er ist ja reich. Er möchte sich den Himmel erkaufen, sich das ewige Leben erwerben. Seine Ge-

rechtigkeit, meint er, diene ihm dazu als Empfehlung. Der Gabe Gottes bedarf er nicht.

„Die Gebote", antwortet ihm der Herr, „weißt du: „Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsches Zeugnis geben; ehre deinen Vater und deine Mutter." „Dies alles habe ich beobachtet von meiner Jugend an", lautet die selbstbewußte Antwort. Es mochte so sein. Trotzdem aber befand sich der junge, liebenswürdige Mann in großer Täuschung über sich selbst, und ein weiteres Wort des Herrn, der „Licht ist, und in dem gar keine Finsternis ist", macht ihm das klar. Es zeigt zugleich, daß, um in das Reich einzugehen, mehr nötig ist als die Beobachtung gewisser Gebote.

„Noch *eines* fehlt dir", sagt der Herr. „Verkaufe alles, was du hast, und verteile es an die Armen, und du wirst einen Schatz in den Himmeln haben, und komm, folge mir nach." Bei diesen Worten senkt sich das Haupt des jungen Mannes. Der, welcher die innersten Gedanken kennt, hat Seinen Finger auf etwas gelegt, das ohne göttliche Dazwischenkunft nicht zu beseitigen ist. Auf seine Besitztümer, auf seine Bequemlichkeiten, mit einem Wort: *auf sich selbst* kann der reiche Jüngling nicht verzichten. Seinen Reichtum für andere dahinzugeben und selbst den Weg der Niedrigkeit, der Entsagung zu gehen, dazu ist er nicht bereit. Das Licht, in das er gestellt ist, kann er nicht ertragen. Er wendet sich ab und geht betrübt hinweg, „denn er hatte viele Güter". (Vergl. Matth. 19, 22.)

Die Geschichte des reichen Jünglings zeigt uns, was ein großes Hindernis sein kann und oft ist, um

die ewigen Güter anzunehmen. Wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß die Frage dieses Mannes aus aufrichtigem Herzen kam. Aber dieses Herz hing an den Dingen dieser Welt, und sie mochte es nicht preisgeben um himmlischen Besitztums willen. Um ein solches Herz umzuwandeln, bedarf es in ganz besonderer Weise des göttlichen Eingreifens. „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr eingehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes eingehe." Mit diesen Worten kennzeichnet der Herr, wie schwer es für einen Besitzenden ist, sich zu Christo zu bekehren. Die Jünger sind ganz entsetzt über diese Worte. Ja, wer kann dann errettet werden? Doch was bei Menschen unmöglich ist, ist möglich bei Gott. Er hat Mittel und Wege, selbst ein solches Herz zuzubereiten für die Aufnahme der göttlichen Botschaft. Aber welch einen großen Vorzug haben in dieser Hinsicht die Armen!

Einen solchen Armen erblicken wir am Schluß unseres Kapitels in dem Blinden, dem der Herr das Gesicht schenkt. Dieser Mann besaß nichts, auf das er hätte vertrauen können. Und womit hätte er sich Gottes Gunst erkaufen sollen? Er war ja arm und blind zugleich. Aber er war sich dessen auch bewußt. Er wußte, daß er völlig auf Erbarmen angewiesen war. Als der Blinde hört, daß Jesus vorüberziehe, ruft er laut: „Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner!" Er kannte sich, und er kannte auch etwas von der Macht des Vorüberziehenden und von Seiner Hilfsbereitschaft. Mit einem Wort: Bei ihm ist Glaube, einfältiger, nicht zweifelnder Glaube vorhanden. Unbeirrt durch die Drohungen der Leute, fährt er fort, die Hilfe des wahren Sohnes Davids anzurufen.

Der Herr bleibt stehen und heißt den Blinden zu sich führen. Weshalb das anscheinende Zögern und die merkwürdige Frage Jesu an den blinden Mann: „Was willst du, daß ich dir tun soll?"? Nun, der Herzenskenner, der weise Seelenarzt, der selbst den Glaubens f u n k e n bei einem Hilfsbedürftigen sieht, will diesem Glauben weiter helfen. Der arme Blinde soll sein Bedürfnis dem Herrn, dem Geber „jeder guten Gabe und jedes vollkommenen Geschenkes", in klaren Worten sagen.

„Was willst du, daß ich dir tun soll?" Welch eine Machtvollkommenheit, aber auch welch eine Hilfsbereitschaft liegt in diesem Wort! Nein, es gibt nichts, was der Herr Jesus einem nach Seiner Hilfe verlangenden Herzen nicht tun, was Er ihm nicht geben will. „Herr, daß ich sehend werde!" kommt es in innerstem Verlangen von den Lippen des Blinden. Und da bricht die Hilfe auch schon mit Macht herein. „Und Jesus sprach zu ihm: Sei sehend! dein Glaube hat dich geheilt. Und alsbald ward er sehend und folgte Ihm nach, indem er Gott verherrlichte."

„W a s w i l l s t d u , d a ß i c h d i r t u n s o l l ?" So muß es sein! Gott der Geber, der Mensch der Empfänger. Aber nur dem, der sich seiner Ohnmacht, seiner Armut vor Ihm bewußt ist, kann Gott Seine herrliche Gabe schenken. Hat aber einmal ein Mensch empfangen, so kann er seinerseits Gott etwas bringen. Er vermag dann Gott zu verherrlichen. Ein Herz, das durch den Glauben die Gabe Gottes empfangen hat, kann loben und danken. Es strömt über von Glück und Freude in der Erkenntnis des wunderbaren Heils, das ihm in der Person seines Heilands geschenkt ist.

Wie Gott das Vertrauen Seiner Kinder belohnt

Ein Händler-Ehepaar, das seine Ware auf dem Markt nicht hatte an den Mann bringen können, bot diese, um etwas zu verdienen, in den Dörfern zum Verkauf an, indem die beiden von Haus zu Haus gingen. Als es Zeit wurde, sich nach einem Nachtquartier umzusehen, ging der Mann diese, die Frau jene Straße entlang, um Nachfrage nach einer Unterkunft zu halten. Wer zuerst zum Ziel kam, sollte es den anderen wissen lassen. Der Mann war so glücklich, bald eine offene Tür zu finden. Er konnte seiner Frau mitteilen, daß der Dorfschullehrer bereit war, sie aufzunehmen.

Froh, so schnell ein Obdach gefunden zu haben, begaben sie sich in des Schullehrers Wohnung, wo sie freundlich empfangen wurden. Die Warenkörbe wurden abgesetzt, die nassen Kleider gewechselt, und dann unterhielt sich der Herr des Hauses so freundlich mit seinen unbekannten Gästen, daß diese sich bald heimisch fühlten.

Als es Zeit zum Abendbrot war, und die ganze Familie sich um den Eßtisch versammelte, wurden auch die Fremden aufgefordert, mitzuessen. Die Mutter trug eine große Schüssel Mehlsuppe herein. Der Lehrer schöpfte aus: Zuerst den Gästen — einen tiefen Teller voll —, danach den Kindern — einen weniger gefüllten Teller —, und zuletzt seiner Frau und sich — einen nur halb vollen Teller. Bevor man zu essen begann, dankte der Lehrer Gott herzlich für die

Speise, die sie wieder aus Seiner sorgenden Vaterhand empfangen durften.

Bald war die Suppe gegessen, und damit war die Mahlzeit zu Ende. Kartoffeln, Gemüse oder sonst etwas gab es nicht mehr. Der Gastgeber entschuldigte sich bei seinen Gästen, daß er ihnen nichts weiter anzubieten habe.

„Kinder", wandte er sich dann an die junge Schar, die noch um den Tisch saß, „habt ihr genug gehabt?"

„Ja, Vater", klang es zufrieden zurück.

Und wieder neigten alle das Haupt, und der Vater erbat den Segen Gottes zu der empfangenen Nahrung.

Erstaunt hatten die Fremden dem allen zugesehen.

„Nun haben Sie das wenige, was Sie für sich und die Kinder hatten, noch mit uns geteilt", sagte die Frau gerührt und etwas verlegen.

„Lassen Sie sich das nicht kümmern", erwiderte freundlich der Lehrer. „Es tut mir nur leid, daß ich Sie als meine Gäste nicht besser bewirten konnte. Doch, da Sie einmal bei mir um ein Obdach baten, mochte ich Sie auch nicht abweisen."

„Was haben Sie denn für morgen?" erkundigte sich der Händler, dem die Güte und Selbstlosigkeit seiner so bedürftigen Gastgeber ebenfalls sehr zu Herzen ging.

„Vorläufig nichts, aber Gott wird sorgen. Er hat uns noch nie versäumt und wird uns nicht beschämen", lautete die zuversichtliche Antwort. Danach schickten der Lehrer und seine Gattin sich an, ihren Gästen ein Nachtlager zu bereiten.

Auch hierbei legte der gottesfürchtige Mann eine geradezu vorbildliche Nächstenliebe an den Tag. Er trat den Fremden seine eigenen Decken ab und begnügte sich selbst mit einigen Kleidungsstücken zum Zudecken.

Bald lag die Familie in tiefer Ruhe. Nur die Gäste floh der Schlaf. Neben allem, was sie in diesem armen und dabei so gastlichen Hause beobachtet hatten, kamen dem Mann immer wieder die ernsten Worte ins Gedächtnis, die ihm der Lehrer über das Heil seiner unsterblichen Seele gesagt hatte. Auch die Frau fand, trotzdem daß sie rechtschaffen müde war, keinen Schlaf. Die Not der Familie beschäftigte sie sehr. Wie konnten die Leute dabei noch so bereit sein zum Mitteilen! Wie genügsam waren sie, und dabei so zufrieden, dankbar und gottesfürchtig! Nein, eine solche Familie war ihr noch nicht vorgekommen. Was konnten sie nur für sie tun? Sie waren ja selbst arm. Aber sie besaßen noch einige Lebensmittel in ihren Körben: Brot, Kaffee und Zucker. Sollten sie die nicht am nächsten Morgen auf den Tisch stellen? Dann war doch wenigstens etwas zum Frühstück da. Sie teilte ihre Gedanken ihrem Manne mit. Er war gern mit dem Vorschlag einverstanden. Danach schliefen beide erleichtert ein.

Fröhlich wurden sie am folgenden Morgen durch ihren Gastgeber begrüßt. Ihre Vorräte hatten sie bereits auf den Tisch gestellt. Als der Lehrer sie sah, war seine Verwunderung groß, und tief bewegt sagte er:

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß Gott mich noch nie beschämt habe? Auch heute morgen hat Er mich nicht enttäuscht. O ihr lieben Leute, vertraut doch auch ihr diesem Gott in allen Dingen! Vertraut euch

Ihm an mit Leib und Seele! Er will und kann euch glücklich machen für Zeit und Ewigkeit, denn Er hat uns alle so geliebt, daß Er sogar Seinen eingeborenen Sohn für uns dahingegeben hat."

Das Frühstück wurde dankbar verzehrt, und fröhlich zogen die Handelsleute fort, von ihrem Gastgeber noch ein Stück auf den Weg gebracht. Das einzige, was sie betrübte, war der Umstand, daß ihre freundlichen Wirte für den Mittag auch nicht ein Stück Brot im Hause hatten.

Auf dem Wege in die benachbarte Stadt, wo sie etwas zu verkaufen hofften, begegnete ihnen ein Mann, der einen schwerbeladenen Schubkarren vor sich her schob. Der Schweiß troff ihm von der Stirn, und gerade machte er für einen Augenblick halt.

Freundlich, wie es auf dem Lande üblich ist, wechselten sie einen Gruß mit ihm, und die Frau, die ein wenig neugierig war, fragte den Mann, was er denn da für eine Last auf dem Karren habe. Auch wollte sie gern wissen, wohin die Reise gehe.

„Nach Stockach", lautete die Antwort. „Und was ich auf meinem Karren habe? Nun, allerlei Lebensmittel: Bohnen, Kartoffeln, Mehl, und ich weiß nicht, was sonst noch."

„Aber wem wollt Ihr das denn alles bringen?" forschte die gute Frau weiter.

„Dem Schullehrer. Das ist ein frommer Mann, der eine große Familie hat. Es geht ihm nicht zum besten. Manchmal fehlt's bei ihm am Nötigen. Ich muß nun weiter, sonst haben die lieben Leute keine Zeit mehr, ihr Mittagessen zu kochen, und es muß doch was auf dem Tisch sein, wenn Essenszeit ist."

Voller Staunen hatten die beiden zugehört.

„Wir haben diesen Mann kennen gelernt", riefen sie erfreut, und die Frau fuhr fort: „Wir werden nie vergessen, was wir in jenem Hause erlebt haben. Gestern abend hat mein Mann dort um ein Nachtquartier gebeten. Es wurde uns freundlichst gewährt, und wir haben die Nacht da zugebracht. Sie haben uns sogar zu essen gegeben, obwohl sie selber so gut wie nichts hatten. Aber Gott hat das Gebet dieses frommen Mannes erhört. An diesem Morgen hat Er, als nichts im Hause war, für Brot und Kaffee zum Frühstück gesorgt, und jetzt, da auch zum Mittagessen nichts vorhanden ist, bringen Sie ihm, was die Familie bedarf. Bitte, bestellen Sie dem Schulmeister und seiner Frau Grüße und sagen Sie ihm, daß wir erfahren haben, auf welche Weise heute sein Gebet zum zweitenmal erhört worden ist."

„Das will ich gern tun", erwiderte der Mann und fuhr mit seinem Karren weiter.

Auch die Handelsleute setzten ihren Weg fort. Die wunderbaren Eindrücke dieses Tages wurden sie nicht wieder los. Sie bereiteten den Acker ihres Herzens zur Aufnahme der Saat zu, die der gottesfürchtige Dorfschulmeister ausgestreut hatte. Die Worte dieses treuen Mannes, die er im Blick auf ihre unsterblichen Seelen zu ihnen geredet hatte, ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Gott wirkte weiter in ihren Herzen, bis auch sie sich des Friedens erfreuen konnten, den der Lehrer und seine Frau in ihrer Armut besaßen. Und aus eigener Erfahrung durften sie dann bezeugen, daß, wer auf Gott vertraut, nicht auf Sand gebaut hat.

In allem erhört

Als der amerikanische Missionar Adoniram Judson († 1850), der unter den Karenen in Indien eine so gesegnete Arbeit getan, auch um Christi willen eine lange Gefangenschaft erduldet hat, auf dem Sterbebett lag, pflegte seine Frau ihm jeweilen aus Missionszeitschriften vorzulesen. Eines Tages stieß sie auf einen Bericht aus der Judenmission und las mit freudiger Überraschung die Bekehrungsgeschichte eines jüdischen Jünglings, der durch eine Schrift von Missionar Judson zur Erkenntnis Christi und zu einem neuen Leben gelangt war. Der Kranke lauschte tief ergriffen. Tränen benetzten seine Wangen. Nach einer Weile sagte er: „Ich bin tief bewegt von Gottes Treue. Ich hatte Ihn oft gebeten, Er möge mir die Freude schenken, wenigstens ein verirrtes Schäflein vom Hause Israel Ihm zuführen zu dürfen, und dies war die einzige Bitte, die Er mir bisher versagt hatte. Nun hat auch dieses Gebet Erhörung gefunden."

Neukirchener Abreißkalender.

Jesus, der Pharisäer und die Sünderin

An des Pharisäers Tisch saß der Herr zu Gast.
Weißt du, Selbstgerechter, wen du geladen hast?

Dachtest wohl zu ehren Ihn, doch dir ist nicht kund,
Welche Ehre dir zuteil ward in dieser Stund'.

Aber sieh'! ein armes Weib, eine Sünderin,
Naht, von Reu' und Schmerz verzehrt, mit gebeugtem Sinn.

Hatt' von Jesu wohl gehört, daß des Heilands Huld
Löset von der Sünde Pein und befreit von Schuld.

Schimmernd blinkt in ihrer Hand, alabastern zart,
Ein gar sinniges Geschenk von ganz eigner Art.

Als sie Jesu still genaht, Ihm zu Füßen steht,
Plötzlich milder Salbe Duft lieblich Ihn umweht.

Und es bricht der Tränen Quell aus den Augen heiß.
Simon denkt: „Ein sündig Weib! Ob „Er" es nicht weiß?

„Die da Seine Füße netzt und sie weinend küßt,
Jeder weiß in dieser Stadt, welch ein Weib sie ist!"

Als der Tränen Quell versiegt, trocknet sie geschwind
Mit des Hauptes schöner Zier Ihm die Füße lind.

Aus zerbrochnem Fläschlein fließt Salbe mild und fein,
Und der Sünd'rin Herz bewegt Liebe hold und rein.

Was des Pharisäers Sinn eben noch erfüllt,
Hat, der Herz und Nieren kennt, ihm alsbald enthüllt.

„Höre, Simon, und sag' an, wer am meisten liebt!
Ist's nicht der, dem Gottes Huld größte Schuld vergiebt?

„Du hast für die Füße mir Wasser nicht gereicht;
Sie hat mit der Zähren Quell ihre Lieb' erzeigt.

„Du hast nicht mit einem Kuß freundlich mich begrüßt;
Indes unaufhörlich sie meine Füße küßt'.

„Du hast deines Gastes Haupt nicht mit Öl benetzt;
Sie hat mit der Narde Duft mir das Herz ergötzt.

„Ihrer Sünden große Zahl Gottes Huld vergiebt,
Weil, wie kund und offenbar, herzlich sie geliebt."

Und, zum Weibe hingewandt, sprach der Herr voll Huld:
„Geh in Frieden, denn verzieh'n ist dir alle Schuld!"

Ihrem Glauben ward zuteil, was ihr Herz begehrt.
Ob auch Simon wohl verstand, was der Herr ihn lehrt'?

W. K.

„Ehe sie rufen, werde ich antworten“

In dem Häuschen der Witwe Jakobs, das einsam hinter dem großen Bauerngehöft lag, sah es trübe aus. Der Mann war einige Monate vorher an der Schwindsucht gestorben und hatte seine Gattin und die elfjährige Lena mittellos zurückgelassen. Die lange, anstrengende Pflege des Kranken hatte große Anforderungen an die schwachen Kräfte der Frau gestellt, sodaß sie unmöglich noch nebenher auf Verdienst hatte ausgehen können. Mittlerweile waren auch die geringen Ersparnisse früherer, besserer Zeiten aufgezehrt. Die letzten Groschen hatten bei der anhaltenden Winterkälte für Brennstoff ausgegeben werden müssen. Kein Pfennig war mehr im Hause, und morgen mußte die Miete bezahlt werden. Im Schrank lag das letzte Stück Brot, und zu allem Unglück mußte Frau Jakobs, die sich in letzter Zeit immer elender gefühlt hatte, seit einigen Tagen das Bett hüten. Da lag die arme Frau auf ihrem Lager, vor Mattigkeit kaum fähig, sich zu regen, und dachte über ihre beängstigende Lage nach. Von Zeit zu Zeit entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust.

Wo ist nun dein Gott, auf den du immer vertraut hast? flüsterte der Versucher ihr zu. Wo bleibt Er jetzt mit Seiner Hilfe? Wo sind die Raben, die

Samenkörner (Neue Folge 28) 1934

Elias zu essen gebracht haben? Liegt nicht die letzte Brotrinde im Schrank, und starren nicht Hunger und Not aus allen Winkeln?

„Warst du bei Herrn Reiters, Lena?" fragte die Kranke plötzlich ihr Töchterchen, das still und traurig an dem kleinen Küchenherd saß, in dem ein schwaches Feuer glimmte.

Die Kleine fuhr zusammen. Vor dieser Frage hatte ihr gebangt. Sie hätte der Mutter so gern noch die neue Sorge erspart, die ihr die Mitteilung, die sie für sie hatte, bereiten mußte.

Das Kind war am Mittag des gleichen Tages in Mutters Auftrag bei dem Hausherrn gewesen, um ihn zu bitten, mit der Zahlung der fälligen Miete noch etwas Geduld zu haben. Es hatte ihm die drückende Not daheim geschildert, aber kein geneigtes Ohr gefunden. Der Bauer hatte der Kleinen unfreundlich erklärt, er habe bereits einen anderen Mieter für das Häuschen, und die Mutter und sie müßten unweigerlich ausziehen, wenn das Geld nicht zur rechten Zeit zur Stelle sei. Mit diesem Bescheid hatte Lena das Haus verlassen, in welchem man kein Erbarmen mit der Not der Armen kannte. Nur Teis, der Knecht, hatte ihr, als sie an ihm vorbeiging, mitleidig zugerufen: „Der Bauer hat wieder einmal zu tief ins Glas geguckt, und dann ist nichts mit ihm anzufangen".

Das alles erzählte jetzt Lena stoßweise der Mutter, und danach wurde es ganz still in dem kleinen Häuschen. Frau Jakobs hatte kein Wort der Erwiderung, aber ihr schweres Atmen verriet, wie sehr der Bericht ihr zu Herzen ging.

Der trübe Dezembertag neigte sich seinem Ende zu. Lena steckte das Öllämpchen an und schloß die Fen-

sterläden. Dann nahm sie still ihren vorigen Platz wieder ein. Draußen fiel der Schnee in dichten Flocken.

„Du zitterst ja vor Kälte, Kind", sagte die Mutter, die allen Bewegungen ihrer kleinen Tochter mit den Augen gefolgt war, und nun wehmütig den Blick auf ihr ruhen ließ. „Nimm das Stocheisen und lege auch noch etwas aufs Feuer!"

„Dann haben wir für morgen nichts mehr, Mutter", gab das Kind leise zurück.

Da vermochte sich die arme Kranke nicht länger zu halten.

„O Kind, Kind", rief sie fassungslos aus, „was soll nur aus uns werden!" Doch, als erinnere sie sich plötzlich eines wichtigen Versäumnisses, setzte sie sogleich in völlig verändertem Ton hinzu:

„Komm, Lena, wir wollen zusammen unseren himmlischen Vater um Seine Hilfe bitten!"

Lena kniete am Bett der Mutter nieder, und gemeinsam brachten Mutter und Kind ihre Not vor Den, welcher gesagt hat: „Rufe mich an am Tage der Bedrängnis: ich will dich erretten, und du wirst mich verherrlichen!" In einfältigem Gebet schüttete Frau Jakobs ihr sorgenvolles Herz vor ihrem Gott und Vater aus und flehte um Kraft, still ausharren und Seiner vollkommenen Liebe und Helfermacht vertrauen zu können.

„Nicht wahr, Mutter, Gott wird uns sicher helfen?" sagte Lena in kindlichem Vertrauen, nachdem sie sich von den Knieen erhoben hatte.

„Gewiß, mein Kind", erwiderte die Witwe, auch ihrerseits wieder glücklich und hoffnungsvoll. „Der Herr hat unser Gebet nicht nur gehört. Er hat es auch schon beantwortet, und Er wird mit Seiner Hilfe nicht

verziehen. Jetzt wollen wir sehen, wie Er für uns handeln wird. Sollte der Vater, der uns so innig liebt, uns vergessen können?"

Es war einige Stunden später, als Lena, im Begriff, die Tür für die Nacht zu verriegeln, ein Geräusch wie von schweren Männertritten in der Nähe des Hauses vernahm. Sie horchte auf. Es kam nicht oft vor, daß sich ein Mensch, zumal zu so später Stunde, in diese Gegend verlief. Wer konnte es sein? Lena lauschte noch einmal. Zu ihrer Verwunderung aber hörte sie jetzt nichts mehr. Alles war wieder still.

„Gewiß ein Wanderer, der sich im Schnee verirrt hat und hier nach dem rechten Wege fragen wollte", dachte Lena, die trotz ihrer Jugend ein mutiges Mädchen war. „Ich will doch sehen, wo der Mann hingegangen ist."

Sie öffnete die Tür und schaute hinaus. Ein schneidender Wind drang ins Zimmer. Schnell trat sie ins Freie und schloß die Tür hinter sich. Aber so aufmerksam sie auch umherspähte, sie sah niemand. Da es aufgehört hatte zu schneien, ging sie um das Häuschen herum. Plötzlich stockte ihr Fuß. Da lag nahe dem kleinen Schuppen hinter dem Hause ein Mann im Schnee.

„Stehen Sie auf", rief das Kind erschrocken. „Wer sind Sie? Wohin wollen Sie?"

Keine Antwort erfolgte.

Da der Himmel verhüllt war, konnte Lena die Züge des Fremden nicht erkennen. Sie eilte ins Haus, um eine Laterne zu holen und der Mutter Mitteilung zu machen. In wenigen Minuten war sie wieder zur Stelle, und nun erkannte sie in dem Daliegenden — Bauer Reiters.

„Stehen Sie auf, Herr Reiters!“ rief Lena noch einmal laut und zog den Mann am Ärmel. „Stehen Sie schnell auf! Sie müssen hier ja erfrieren!“

Das laute Rufen und der grelle Schein der Laterne brachten den Erstarrten zur Besinnung. Er richtete sich auf und suchte in die Höhe zu kommen. Es gelang nach einigem Bemühen, aber als er endlich auf den Füßen stand, schwankte er hin und her.

„Stützen Sie sich auf mich!“ sagte Lena, „und kommen Sie mit ins Warme!“

Der Bauer war, nachdem er die kleine Lena am Mittag so unfreundlich von seinem Hofe fortgeschickt hatte, wieder ins Wirtshaus gegangen. Dort hatte er so lange gezecht, bis er seiner Sinne kaum mehr mächtig war. In diesem Zustand hatte er sich auf den Heimweg gemacht, hatte im Schneegestöber den verkehrten Weg eingeschlagen und war lange umhergeirrt. Es war zweifellos eine Folge des reichlich genossenen Alkohols, der Kälte und des langen Umherwanderns, daß er in der Nähe des Häuschens der Witwe ganz ermattet in den Schnee gesunken und sofort eingeschlafen war.

Schwerfällig ließ er sich auf der Ofenbank nieder, zu der Lena ihn geführt hatte. Das Kind beeilte sich, das fast erloschene Feuer noch einmal anzufachen, und legte dazu die letzten, noch vorhandenen Stücke Torf auf.

Trüben Auges starrte der Bauer vor sich hin. Erst als die Wärme des aufflammenden Feuers ihn wohlig umfing und neues Leben in die erstarrten Glieder brachte, schaute er sich im Zimmer um. Beim Anblick der Kranken, die mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen im Bett lag, fragte er Lena:

„Ist deine Mutter krank?"

„Schon vierzehn Tage, Herr Reiters", lautete die Antwort. „Ich hab's Ihnen heute morgen ja erzählt." Eine neue Pause entstand.

„Lena, leg' noch ein paar Stücke Torf auf", bat der Bauer, den es von neuem zu frösteln begann, nach einer Weile.

„Es tut mir leid, Herr Reiters, aber das waren unsere letzten", erwiderte Lena.

Der Bauer verschränkte die Arme und schloß die Augen. Er schien zu schlafen. Aber dem war nicht so, denn nach kurzer Zeit öffnete er sie wieder und sagte:

„Ich fühle mich nicht wohl, Lena. Ich glaube, ein Butterbrot täte mir gut. Willst du mir eins machen?"

Das Kind warf der Mutter einen fragenden Blick zu. Diese nickte. Da trat es an den Schrank, nahm das einzige, noch vorhandene Stück Brot heraus und setzte es dem Gast auf einem Teller vor.

„Streiche etwas Butter darauf, Lena", sagte der Bauer. „Es soll euer Schade nicht sein."

Das Mädchen schüttelte verlegen den Kopf.

„Es ist keine Butter da, Herr Reiters."

„Dann etwas Käse."

„Käse ist auch nicht da. Dieses Stück Brot ist alles, was wir haben."

Über die Züge des Mannes glitt ein unbeschreiblicher Ausdruck. Er nahm das Stück Brot und verzehrte es schweigend. Dann versank er in tiefes Sinnen. Er mußte Vergleiche ziehen zwischen seinem eigenen Handeln und dem, was diese armen Leute an ihm taten, und die Schamröte stieg ihm in das bleiche Gesicht. Dieses Kind hatte er noch am Vormittag des

gleichen Tages in herzloser Weise wie einen Hund vom Hof gejagt. Und was hatte sie ihm dafür getan? Ohne sie — er schauderte bei dem Gedanken — wäre er in dieser Nacht zweifellos erfroren.

„Lena", begann er nach einer Weile in etwas verlegenem Ton, „ich bin heute morgen sehr grob zu dir gewesen. Verzeih mir! Es ist natürlich Unsinn, daß ihr morgen aus dem Hause müßt. Ihr bleibt hier wohnen, so lange es euch gefällt. Dein Vater ist ein guter Arbeiter gewesen. Das soll nicht unbelohnt bleiben."

Der Bauer war im Grunde kein hartherziger Mensch. Er war kinderloser Witwer und hatte sich seit dem Tode seiner Frau mehr, als gut für ihn war, im Wirtshaus aufgehalten, und der Alkohol, der ihm an diesem Tage beinahe zum Verhängnis geworden wäre, macht bekanntlich stumpf und gefühllos.

Die Erfahrungen dieses Abends hatten den Bauer völlig ernüchtert, und je länger er nachsann, desto mehr erfaßte ihn ein tiefes Scham- und Schuldgefühl. Welch ein erbärmlicher Mensch war er doch! Was würde sein Los in Ewigkeit gewesen sein, wenn er so, wie er war, in dieser Nacht aus dem Leben hätte scheiden müssen!

Der Witwe, die den Vorgängen um sie her aufmerksam gefolgt war, entging die tiefe Ergriffenheit des Mannes nicht. Sie jubelte innerlich, und ein inniges Flehen stieg für ihn aus ihrem Herzen zum Thron der Gnade empor.

„Frau Jakobs", wandte sich jetzt der Bauer an die Kranke, indem er sich erhob und im Zimmer auf- und abschritt, „hier muß der Arzt her."

„Den könnte ich nicht bezahlen, Herr Reiters", gab die Witwe freundlich zurück.

„Ich werde ihn bezahlen, und ich tue es gern", lautete die Antwort. „Und stärkende Lebensmittel müssen auch her. Wird wohl der Hauptgrund Ihrer Krankheit sein, daß es Ihnen all die Zeit an kräftiger Nahrung gefehlt hat. Wenn Lena mich begleiten kann, will ich ihr das eine und andere sogleich mitgeben, und Teis soll ihr tragen helfen."

Der Kranken traten die Tränen in die Augen.

„Herr Reiters", sagte sie bewegt, „Sie beschämen mich durch soviel Güte."

„Die Beschämung, Frau Jakobs, ist allein auf meiner Seite. Ich habe viel an Ihnen gefehlt. Aber ich will es wieder gut machen. Heute abend habe ich viel gelernt. So, wie es ist, kann und soll es nicht weitergehen, so wahr mir Gott helfe!"

„Er wird helfen", erwiderte die Witwe zuversichtlich. „Gott erbarmt sich über jeden, der aus der Not seines Herzens heraus zu Ihm ruft. Das habe ich heute noch erfahren, Herr Reiters. Er hat mir Sie als Retter in der Not gesandt. Rufen auch Sie zu Ihm! Sie werden keine Fehlbitte tun. Er hat uns Menschen ja so geliebt, daß Er sogar Seinen eigenen Sohn für uns dahingegeben hat."

„Ich danke Ihnen, Frau Jakobs!"

Der Bauer empfahl sich, und Lena begleitete ihn.

Kaum eine halbe Stunde später kehrte das Kind mit Teis, dem Knecht des Bauern, zurück.

„Mutter, ich bin froh, daß wir hier sind", rief Lena fröhlich. „Alle meine Knochen tun mir weh vom Tragen. Alles ist da: Brot, Butter, Käse, Fleisch und Mehl und auch ein Paar wollene Decken."

„Ja, und ich soll morgen früh noch einen Wagen Holz bringen", fiel Teis ein. „Ich weiß nicht, was

meinem Herrn auf einmal wieder in die Krone gefahren ist. Aber es freut mich, daß Sie diesmal nicht den Schaden davon haben."

„Teis", erwiderte die Kranke, „ich glaube, daß es mit dem Bauer anders werden wird. Gott hat sein Herz angerührt, und wo Er zu handeln beginnt, da wird ganze Arbeit getan."

„Davon versteh' ich nichts", brummte Teis. „Aber ich bin froh, daß Sie aus dem Elend heraus sind. Gute Besserung, Frau Jakobs!"

Als die Witwe mit ihrem Töchterlein wieder allein war, weinten die beiden Freudentränen miteinander. Fürwahr, ehe sie gerufen hatten, hatte Gott Seine Maßregeln getroffen, um ihnen zu helfen. Innig dankten sie dem Herrn für Seine Treue, aber sie vergaßen auch nicht, Ihm von Herzen Dank zu sagen dafür, daß Er sie gewürdigt hatte, einer irrenden Seele den rechten Weg zu weisen, und mit ihrem Dank vereinigten sie die Bitte, daß Gott das an der Seele des Bauern begonnene Werk vollenden und einen neuen Menschen aus ihm machen wolle.

In Jesu Dienst

Es braucht der Herr für Seinen Dienst
Auch dich geringen Knecht.
Er fragt nicht nach den Gaben,
Dein Ja will Er nur haben.
Du bist Ihm nicht zu schlecht.

Wirf alles ab, was eigner Schmuck,
Und weih dich Seinem Wirken.
Du sollst in dieser armen Zeit
Für eine reiche Ewigkeit
In Seinem Dienste wirken. Ernst Frank

Ein Tag aus dem Leben eines Blätterverteilers

Ein Mann, der im Dienst des höchsten Herrn stand, machte eine Reise über Land, um Blätter und Bibelteile zu verteilen. Dabei nahm er jede Gelegenheit wahr, um mit den Leuten über ihr Seelenheil zu reden.

In einer Ortschaft traf er einen alten Brockensammler, der alles, was ihm aus Kästen und Mülleimern des Mitnehmens wert schien, in einen Sack steckte, den er über der Schulter trug. Der Fremde beobachtete ihn eine Zeitlang und redete ihn dann an.

„Was würden Sie tun?" fragte er unvermittelt, „wenn es plötzlich Goldstücke auf Sie regnete? Würden Sie in Ihrer Beschäftigung fortfahren und das Gold Gold sein lassen?"

Der Alte warf dem Fragenden einen schrägen Blick zu. Als er merkte, daß es diesem mit seiner Frage ernst war, antwortete er:

„Selbstredend würde ich alles stehen und liegen lassen und mir das Gold sichern."

„Das denke ich auch", erwiderte der Fremde. „Und nun regnet es schon seit neunzehnhundert Jahren ununterbrochen Gold vom Himmel. Damit meine ich", setzte er erklärend hinzu, als der Alte mit einem bezeichnenden Blick die Achseln zuckte, „die unschätzbaren Reichtümer Christi, die Gott während dieser langen Zeit auf eine arme, verlorene Welt geradezu hat herabregnen lassen. Haben Sie sich je darum gekümmert?"

„Das möchte ich nicht behaupten."

„Dann ist es aber die höchste Zeit für Sie."

„Ja, ja, ich weiß; ich bin bereits achtzig Jahre alt."

„Und da sind Sie noch so eifrig beschäftigt, nichtigen Plunder zu sammeln, während Sie dieses Gold unbeachtet lassen?"

„Ich tue, was erlaubt ist", erwiderte der Alte und wandte sich gleichgültig wieder seiner Beschäftigung zu.

„Noch einen Augenblick", bat der Fremde. „Ich weiß, Sie tun nichts Böses. Aber sehen Sie, Sie versäumen darüber das Wichtigste, das, was Ihnen unbedingt not ist. Irdischer Besitz mag für dieses Leben wertvoll sein, aber auch nicht weiter. Die Reichtümer aber, die Gott Ihnen anbietet, haben Ewigkeitswert. Wollen Sie sich nicht darum bemühen? Ich bitte Sie: Sichern Sie sich einen Platz im Himmel! Glauben Sie an Den, den Gott gegeben als Sühnung für unsere Sünden! Glauben Sie an den Herrn Jesus Christus! Bekennen Sie Ihm Ihre ganze Schuld, und himmlisches Gold, die Schätze Seiner Gnade, wird Ihr ewiges Teil werden. Wollen Sie dieses kleine Buch von mir annehmen und lesen?"

Darauf setzte der Wanderer seinen Weg fort. Wenige Schritte vor ihm ging eine ältere Frau. Er schloß sich ihr an, und bald war eine Unterhaltung im Gange.

„Nun, Mütterchen, haben Sie schon die Gnade Gottes an sich erfahren?" forschte der Fremde.

„Seit mehr als dreißig Jahren", klang es fröhlich zurück.

Wie anders lautete doch die Antwort dieser Frau als die des alten Mannes! Wie vielen Tausenden be-

gegnet man auf der Landstraße des Lebens, die alle dem gleichen Ziel nachstreben: es auf Erden zu etwas zu bringen, sei es nun Glück und Reichtum, Ehre und Ansehen, oder was es sonst sein mag — alles aber vergängliche Dinge, die wie ein Hauch entschwinden. Aber für die unvergänglichen Schätze der Gnade Gottes ist man unempfänglich. Das natürliche Herz fragt nicht nach Christo und Seinem Reichtum. Es sucht das, was vor Augen ist. Welch ein großer Unterschied bestand zwischen den beiden Personen, mit denen unser Freund gesprochen hatte! Der eine nur mit dem Irdischen beschäftigt, kümmerte sich nicht um die ewigen Güter, die andere erfreute sich seit mehr als dreißig Jahren der göttlichen Gnade und wußte, daß diese nicht von ihr weichen würde. Glücklichen Herzens konnte sie dem Augenblick entgegensehen, wo die Tore des Paradieses sich ihr öffnen würden, während dem anderen eine finstere Ewigkeit winkte.

Auf seinem weiteren Wege begegnete der Wandersmann einem Mann, der auf seinem Schubkarren am Wege ausruhte.

Er blieb stehen.

„Die Ruhe des Arbeiters ist süß", sagte er nähertretend. „So steht schon in dem teuren, alten Bibelbuch geschrieben. Aber die wahre Ruhe, Gottes Sabbathruhe, kommt noch, und darauf freue ich mich. Sie auch?"

„Ich hoffe darauf."

„Mir ist sie gewiß."

„Wissen Sie das sicher?"

„Ja, ganz sicher. Der Herr Jesus hat gesagt: „Kommet her zu mir . . . und ich werde euch Ruhe

geben". Diesem Wort bin ich gefolgt. Ich bin zu Ihm gekommen, und ich kann Ihnen sagen, daß ich heute schon Ruhe bei Ihm gefunden habe. Durch den Glauben an Ihn habe ich Ruhe gefunden für mein beladenes Gewissen, und indem ich Ihm folge, kann ich mit Ruhe durch die Stürme dieses Lebens hindurchgehen. Unterdessen warte ich auf Seine Rückkehr, wo Er mich ins Vaterhaus droben einführen wird. Dort werde ich mich ewig Seiner Ruhe erfreuen. Das weiß ich bestimmt, und Sie können es auch wissen."

„Ich habe einen Prediger sagen hören", entgegnete der Mann langsam, „daß, wenn wir auch so viele Jahre in der Ewigkeit verbracht hätten, als Grashalme auf der Wiese stehen, wir doch ihrem Ende um nichts näher gerückt wären."

„Das ist richtig. Umso wichtiger ist die Frage, w o wir die Ewigkeit zubringen. Was denken Sie darüber?"

Unruhig rückte der Mann auf seiner Karre hin und her.

„Ich hoffe", sagte er mit unsicherer Stimme, „daß Gott mir gnädig sein wird."

„Gott ist sehr gnädig", fiel der Fremde ein, „aber wir müssen Seiner Gnade in d i e s e r Zeit gewiß werden. H e u t e ist Gnadenzeit, und h e u t e muß es sich entscheiden, w i e und w o wir die Ewigkeit zubringen. Versäumen wir, das ewige Heil heute zu ergreifen, so wartet unser das ewige Verderben."

„Ich weiß, es gibt nur zwei Wege", erwiderte der Mann auf dem Schubkarren, „den breiten und den schmalen Weg."

„Wenn Sie das wissen, so zögern Sie auch nicht,

den Weg einzuschlagen, der zum Leben führt! Gehen Sie noch heute als verlorener Sünder zu Jesu. Zu Ihm kommen mit allen seinen Sünden, indem man alles andere dahinten läßt, ist Eingehen durch die enge Pforte. Und wenn Sie dort eingegangen sind, so nehmen Sie fröhlich Sein Joch auf, das sanft und leicht ist. Das ist den schmalen Weg wandeln. Und dieser Weg führt zur ewigen Ruhe droben. Ich habe das erste getan, genieße jetzt das zweite und freue mich in stets wachsendem Maße der Hoffnung auf das dritte. Machen Sie es ebenso! Gehen Sie als ein armer Verlorener zu Jesu, so wird alles herrlich für Sie werden. Hier dieses kleine Büchlein sagt Ihnen mehr über den Gegenstand. Bitte, lesen Sie es!"

„Danke. Das werde ich sobald wie möglich tun."

Fleißig nach allen Seiten seine Blätter verteilend, setzte unser Freund seinen Weg fort.

Da sah er eine Gruppe von Leuten, die im Freien mit Dreschen beschäftigt waren. Ein Schornsteinfeger, schwarz von Kopf bis zu Fuß, stand bei ihnen. Als er den Fremden erblickte, rief er, auf sein mit Ruß bedecktes Äußere anspielend, lachend:

„Sie fürchten sich doch nicht vor mir, mein Herr?"

„Keine Sorge!" war die Antwort. Damit bot der Sprecher dem schwarzen Mann ein Bibelteil an und setzte in seiner schlagfertigen Art hinzu:

„Dies wird Ihnen sagen, wie Sie weißer werden können als Schnee."

Zum Schluß — unser Wanderer näherte sich allmählich seinem Ziel — begegnete ihm ein junger Mann, der einen schweren Sack auf dem Rücken trug.

„Sie haben da eine schwere Last auf dem Nacken, mein Lieber", sagte der Fremde freundlich. „Sie wird nicht schlecht drücken. Aber sagen Sie mir: Sind Sie schon von der noch weit drückenderen Last Ihrer Sünden frei geworden? Wie mir scheint, nicht. Nun, da kann ich Ihnen einen guten Rat geben. Zunächst eine Frage. Würden Sie es nicht als eine sehr große Erleichterung empfinden, wenn ich statt Ihrer die Last den Berg hier hinauftrüge?"

„Ohne Frage."

„Glauben Sie aber nicht, daß Sie noch ganz anders erleichtert durch dieses Leben hindurchgehen werden, wenn Sie erst die schwere Last Ihrer S ü n d e n losgeworden sind?"

„Ich zweifle nicht daran."

„Wissen Sie, wer Ihnen d i e s e Last abnehmen kann?"

„Jesus Christus, denke ich."

„Dann bitten Sie Ihn darum, und Er wird es tun. Glauben Sie dem Herrn Jesus! Vertrauen Sie Seinem Wort, und Er wird Ihnen die ganze Sündenlast von Herz und Gewissen nehmen."

In dieser einfachen Weise suchte unser Blätterverteiler den Leuten, mit denen Gott ihn zusammenführte, den Weg des Heils klar zu machen. An ihre besonderen Umstände anknüpfend, verkündete er ihnen das Evangelium. Wie klar und unzweideutig redet doch das Wort des lebendigen Gottes! In der Tat, es ist selbst Leben. Die Menschen haben sich vielerlei Meinungen und Anschauungen gebildet, nach denen sie glauben den Himmel erreichen zu können. Für Gott gibt es nur e i n e n Weg, und dieser Weg ist Christus. Der Herr Jesus sagt: „Ich bin der

Weg und die Wahrheit und das Leben". (Joh. 14, 6.) Christus ist alles. „Wenn ihr nicht glauben werdet, daß ich es bin", heißt es an anderer Stelle, „so werdet ihr in euren Sünden sterben." (Joh. 8, 24.) Aber „ein jeder, der an Ihn glaubt, empfängt Vergebung der Sünden durch Seinen Namen". (Apstgsch. 10, 43.)

Glaube oder Unglaube?

Wenn einer seinen Unglauben damit begründet, daß er sich dabei in guter Gesellschaft befinde, denn die größten Geister und tiefsten Denker aller Zeiten seien zur Verneinung des Christentums und zur Ablehnung der Bibel gekommen, so stellt er damit eine Behauptung auf, die er nicht beweisen kann. Wohl bleibt das Apostelwort stets wahr, daß „es nicht viele Weise nach dem Fleische sind", sondern daß „Gott das Törichte der Welt auserwählt hat, auf daß Er die Weisen zu Schanden mache". Dennoch aber können Beispiele genug dafür angeführt werden, daß auch manche jener sogenannten „großen Geister" und „Leuchten der Wissenschaft" entweder wahrhaft gläubige Menschen waren oder doch von ihren geistigen Irrwegen zuletzt wieder zurückgekehrt sind zum Glauben an einen lebendigen Gott und an Sein geoffenbartes Wort.

Der Philosoph Fichte ist hierfür ein sprechender Beweis. Dieser hochbegabte Denker und Wahrheitsucher hat bei seinen philosophischen Forschungen viele Wandlungen durchgemacht. Als ihm aber einmal kurz vor seinem Tode ein junger Student sagte, daß er

vieles in seinen Schriften nicht verstehe, legte Fichte seine Hand auf das vor ihm aufgeschlagen liegende Evangelium Johannes und sagte: „Lesen Sie das Evangelium Johannes! Darin finden Sie alles, was ich denke. Daran halten Sie sich!"

Auch der berühmte schwedische Schriftsteller Strindberg, der fast sein ganzes Leben lang dem offenen Unglauben gehuldigt hat, ist in seinen letzten Lebensjahren anderer Meinung geworden. Als er auf seinem Sterbebett lag, nahm er die neben ihm liegende Bibel zur Hand, drückte sie an seine Brust und sagte mit hörbarer Stimme: „Ich bin fertig mit dem Leben. Die Bilanz ist gezogen, und dies ist das einzig Richtige!" Dabei zeigte er auf die Bibel.

Schon manches Lehrgebäude menschlichen Geistes ist zusammengebrochen wie ein Kartenhaus, besonders in den Stunden, da es die schwerste Probe seiner Echtheit zu bestehen hatte: angesichts des nahenden Todes. Ob dein Glaube, mein Leser, den du dir aus allerlei menschlichen Meinungen zusammengezimmert hast, in jener auch dir nahenden Stunde standhalten wird? Der alte Wandsbeker Bote, Matthias Claudius, hat einst das schöne Wort geschrieben: „Wir brauchen Einen, der uns hebt und hält, dieweil wir leben, und der uns die Hand unter den Kopf legt, wenn wir sterben sollen". Geh an diesem Einen nicht gleichgültig vorüber! Gib dich Ihm zu eigen!

Tiefergreifend ist auch jenes Geschehnis aus dem Hause eines gelehrten Mannes, der durch seine wissenschaftlichen Forschungen ganz auf den Weg eines Gottesleugners gekommen war und den Glauben seines treuen Weibes als Torheit, Einbildung und Rückständigkeit bezeichnete. Auch seine Kinder suchte er

schon früh für seine Anschauungen zu gewinnen, was ihm zum tiefen Schmerz der gläubigen Mutter scheinbar auch gelang. Da ward die zwölfjährige Tochter, der Liebling des Vaters, todkrank, und trotz aller ärztlichen Kunst schickte sich die junge Seele an, die fieberglühende Leibeshütte zu verlassen. Es galt zum tiefsten Schmerz der Eltern Abschied zu nehmen für diese Welt.

„Vater", sagte da das sterbende Kind und schaute ihn angstvoll und durchdringend an, „soll ich nun auf d e i n e n Glauben sterben oder auf M u t t e r s Glauben?"

Da sank der starke, wissensstolze Mann am Bett seines Kindes in die Kniee und rief schluchzend aus:

„S t i r b a u f M u t t e r s G l a u b e n!"

Diese schwerste Stunde seines Lebens aber wurde zur Stunde seiner Umkehr zu Gott.

Das ist durchaus kein vereinzelter Fall. Wohl aber dem, der mit seiner Umkehr zu Gott nicht wartet, bis erst schwere Schicksalsschläge über ihn kommen! Wohl dem, der sich seine Entscheidung nicht bis zum Lebensende vorbehält! Es kann so schnell für immer zu spät sein. Denn ob du noch ein so langes Leben vor dir hast, um, wie man oft im Leichtsinn sagen hört, im A l t e r noch „fromm zu werden", oder ob du in der Blüte deiner Jahre plötzlich hinweggerafft wirst — wer weiß das? Niemand. Aber das ist gewiß, daß es kein seliges Entschlafen geben kann für jemand, der sein Leben lang an dem Heiland und Retter seiner Seele vorbeigegangen ist, an Ihm, der kam, um verlorene Menschen zu erlösen und allen, die an Sein auf Golgatha vollbrachtes wunderbares Werk glauben, ewiges Leben zu schenken.

Lieber Freund, willst du Gott auf dieses Anklopfen an deine Herzenstür abermals eine abweisende Antwort geben? Schon mancher hat es getan und hat später verzweifelnd erkennen müssen, daß er um den Preis seiner unsterblichen Seele geirrt hatte. So säume nicht, die nach dir ausgestreckte Liebeshand Gottes, der dich vor dem ewigen Schrecken bewahren will, noch heute zu ergreifen mit der Entschließung:

Ich will nicht länger glaubenlos
Durchs Erdenleben gehen,
Will dieser Liebe, tief und groß,
Nicht länger widerstehen.
Nimm hin mein Herz zum Eigentum,
Herr, daß ich Dir zu Lob und Ruhm
Hinfort mein Leben führe! G. H.

Wunderbäume

Unser Bild mag bei dem einen und anderen Leser Erinnerungen an vergangene Zeiten wekken. Es wurde uns vor Jahren samt der nachfolgenden Beschreibung von einem lieben, im Dienst seines Herrn ergrauten Missionar in Ägypten zur Verfügung gestellt und in einem der damals erscheinenden Bändchen „Neues und Altes" veröffentlicht. Da es nun mit dieser Art Bäume eine geradezu wunderbare Bewandtnis hat, den meisten der Samenkörner-Leser die Sache auch wohl unbekannt ist, dürfte eine nochmalige Veröffentlichung von Wort und Bild nicht unwillkommen sein.

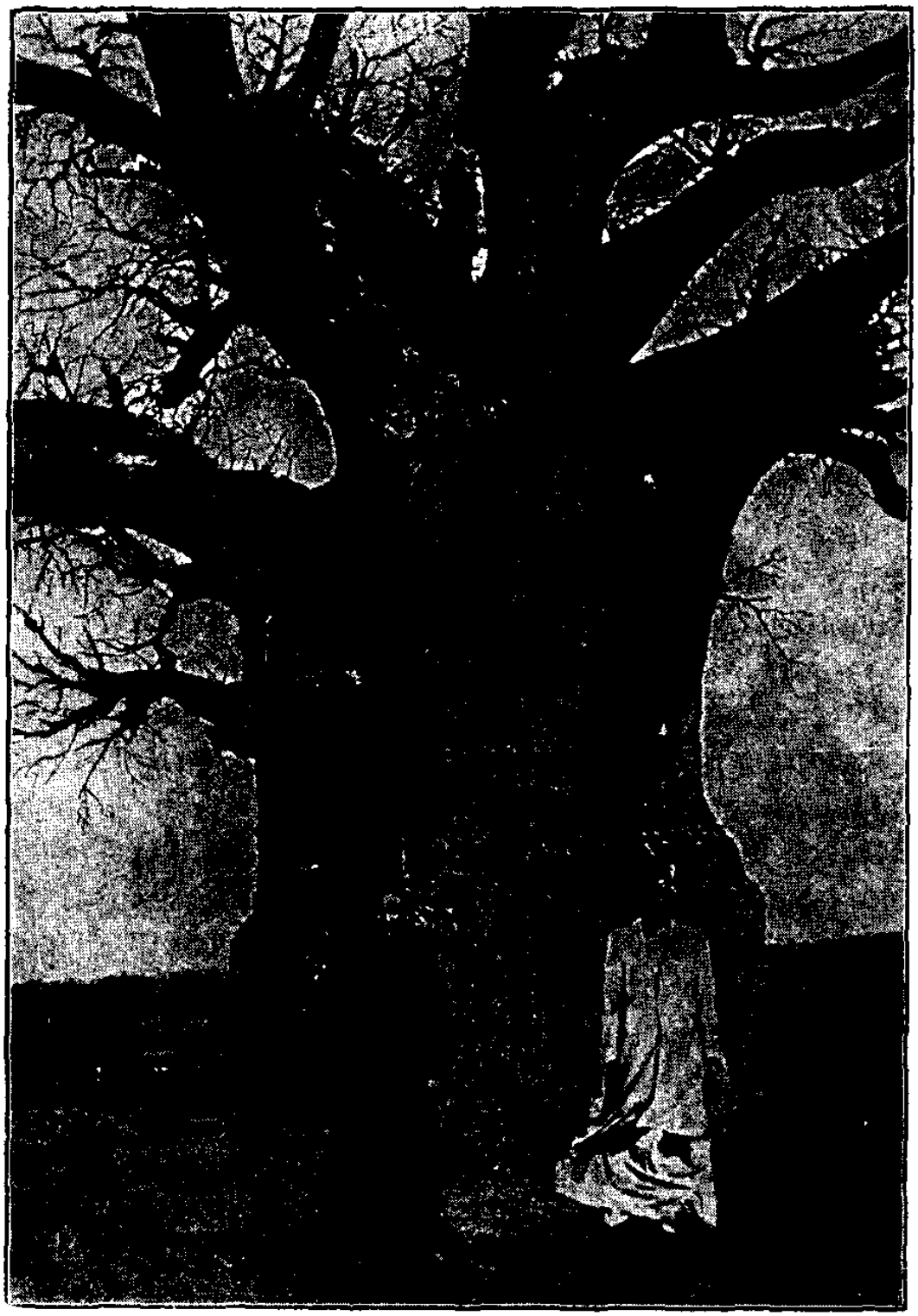
Unser alter Freund schrieb damals aus Ägypten:

Habt ihr schon einmal einen Baum von solchem Umfang gesehen wie den auf dem Bild? Wohl

kaum. Seht ihn euch deshalb nur recht an. Solche Bäume gibt's sicher auf dem ganzen Erdenrund nicht wieder. Ganz abgesehen von ihrer Stärke (der Baum auf dem Bilde mißt achtzehn Meter im Umfang bei einer Höhe von nur acht bis neun Meter), hat es eine eigene Bewandtnis mit ihnen, die gewiß einzig dasteht.

Die Heimat dieser Bäume ist Kordofan, tief unten im heißen ägyptischen Sudan. In diesem Lande gibt es viele Tausende von ihnen. Der Stamm wird durchschnittlich nur bis sieben Meter hoch, hat dabei aber einen Umfang bis zu achtzehn Meter. Ihr lieben Freunde in Deutschland könnt euch wahrscheinlich kaum einen Begriff davon machen, was das sagen will. Doch wenn ihr die beiden Männer vor dem Baum (es sind Gläubige) und den Mann oben mit dem Stamm vergleicht, so gibt euch das eine gewisse Vorstellung von der Stärke des Baumes. Die Bäume stehen sämtlich unter Regierungsschutz. Sie sind gezählt (es gibt ihrer etwa 36 000), und es wird gleichsam Buch über sie geführt. Warum das? Ich will es euch erzählen.

Wie ich euch schon sagte, ist Kordofan ein sehr heißes Land. Es regnet dort nur einige Monate. Die übrige Zeit ist es trocken. Nun gibt es wohl eine größere Anzahl Brunnen, aber ihr Wasser ist meist bitter, oft sehr bitter, so daß es wohl zum Waschen usw. benutzt werden kann, aber nicht zum Trinken. Da nun auch der Nil, der im Osten die Grenze des Landes bildet, von vielen Orten weit entfernt ist, so würden die Bewohner von Kordofan oft in große Verlegenheit geraten, wenn nicht die großen Bäume wären. Das klingt sonderbar, ist aber Tatsache, und um dieser Tat-



Ein Wunderbaum!

sache willen sieht die Regierung so scharf darauf, daß sie nicht umgehauen werden.

Die Bäume sind nämlich nichts anderes als große Wasserbehälter. Sie sind innen ausgehöhlt, und zwar bis unten hinab. Die Höhlung hat manchmal einen Durchmesser von sieben Meter. Man kann sich also vorstellen, welch eine Menge Wasser ein derartiger Behälter zu fassen vermag. Natürlich gibt es auch kleinere Bäume. Immerhin haben aber die kleinsten noch eine Aushöhlung von drei bis vier Meter im Durchmesser. Die Öffnung ist natürlich oben, da, wo auf dem Bilde der Mann steht. Sie ist nicht immer wagerecht, sondern, jenachdem die Äste verlaufen, manchmal auch schräg angebracht. Oft wird die Öffnung zum Schutz des Wassers mit einer Art losen Flechtwerks zugedeckt.

Die Füllung des Baumes geschieht naturgemäß während der Regenzeit. Kurz vor ihrem Beginn werden rings um den Stamm große und tiefe Gräben angelegt. Sobald sie voll sind, kommen die Bewohner der Gegend mit allen möglichen Gefäßen, schöpfen das Wasser und schütten es in den Baum. Zu dem Zweck wird eine Leiter an den Stamm gesetzt, und einer reicht dem anderen das gefüllte Gefäß. Tagelang arbeiten so die Bewohner in Scharen an der Füllung des Baumes, bis die riesige Höhlung voll ist. Das Wasser hält sich gut in dem Baum; es bleibt schön kühl und gesund.

Fragt ihr nun, wer die merkwürdigen Bäume gepflanzt, und wer die Höhlungen gemacht hat, so muß ich euch darauf leider die Antwort schuldig bleiben. Zweifellos sind die Bäume uralt, aber über ihre Geschichte weiß man nichts, gar nichts. Merkwür-

dig ist, daß sie trotz ihres Alters keineswegs tot sind. Sie leben und wachsen, treiben Blüten und tragen Früchte, die in ihrer Form riesigen Birnen gleichen, und deren Fleisch zur Bereitung eines Trankes benutzt wird.

Nicht wahr? einen Wunderbaum im wahren Sinn des Wortes könnte man diesen Baum nennen. Auch er singt das Lob des Herrn der ganzen Erde, der in solch wunderbarer Weise dafür sorgt, daß die Bewohner jener trockenen Gegenden das Wasser haben, welches sie zur Erhaltung des Lebens bedürfen.

„Wenn du nicht deine Nachbarin fürchtetest . . .“

Von einer Frau möchte ich erzählen, deren Bekanntschaft ich auf einer Reise machte.

In ihren jungen Jahren hatte sie ganz und gar in der Welt und für die Welt gelebt und nach Herzenslust ihre Vergnügungen ausgekostet. Ihre Mutter war eine ordentliche, ernst denkende Frau, die ihrem Töchterchen schon als Kind unter anderem den folgenden schönen Vers eingeprägt hatte:

Herr, öffne mir die Herzenstür
Und zeuch mich durch Dein Wort zu Dir,
Laß mich Dein Wort bewahren!

Aber all die schönen, auswendiggelernten Verslein hatten doch keinen anderen Menschen aus ihr gemacht. Was eine Bekehrung im biblischen Sinne ist, wußte und erfuhr sie nicht. Als sie älter wurde, lernte sie einen jungen Mann kennen, der es ver-

stand, sich ihr Vertrauen zu erschleichen, sie dann aber schmählich täuschte und, als er sie ins Elend gebracht hatte, für immer im Stich ließ. Diese bittere Erfahrung war die Ursache schweren Kummers für lange, lange Jahre. Weinend blickte sie auf ihr verfehltes Leben zurück. Aber was die Sünde in den Augen eines heiligen Gottes ist, wußte sie auch da noch nicht. Der Gedanke daran kam ihr zunächst garnicht. Dann aber wohnte sie einer Verkündigung des Evangeliums bei, und was sie da hörte, bewirkte insofern einen Umschwung in ihr, als sie erkannte: Ich bin eine Sünderin; ich habe es mit einem heiligen Gott zu tun, der die Sünde haßt. Diese Erkenntnis machte ihr zu schaffen. Sie hätte sich auch mehr mit den göttlichen Dingen beschäftigt, wenn nur nicht die guten Bekannten gewesen wären, die sie und ihr Leben kannten! Was würden die aber sagen, wenn sie von ihrem Frommwerden hörten! So verhinderten Feigheit und Menschenfurcht sie, sich mit Herzensentschluß zu dem Heiland der Sünder zu wenden.

Dann fanden erneut Evangeliumsvorträge in der Nähe statt, zu denen sie herzlich eingeladen wurde. Sie folgte der Einladung, jedoch ohne besondere Neigung und nicht, ohne unruhig nach rechts und links zu schauen, ob auch ihre Nachbarin nicht merkte, wohin sie ging. Der Redner sprach sehr ernst über den verlorenen Zustand des Menschen, und aufs neue wurde ihr klar, was sie in Gottes Augen war: Durch und durch verderbt. Dann sprach er über die Hindernisse, die Satan dem Menschen in den Weg lege, um das ihm angebotene Heil zu ergreifen, und auch hier wurde ihr klar, daß der Redner die Wahrheit sprach. Wie aber erschrak sie, als er fortfuhr:

„Du würdest ja auch längst zum Sünderheiland gekommen sein, wenn du nicht deine Nachbarin fürchtetest, von der du so sicher weißt, daß sie dich auslacht, wenn du ihr sagst, daß du ein Kind Gottes geworden bist!"

Kein Zweifel, das ging sie ganz persönlich an. Jemand mußte dem Redner gesagt haben, wie sie dachte. Der anfängliche Schrecken machte heller Empörung Platz. Nun, sie würde ihrem Bekannten, der den Verräter gespielt hatte, ihre Meinung nicht vorenthalten. Entrüstet verließ sie den Saal und überschüttete den Mann, den sie im Verdacht hatte, mit Vorwürfen. Aber er schüttelte ruhig und keineswegs betroffen den Kopf.

„Ich habe dem Redner nichts gesagt."

Und dabei blieb er, sie mochte einwenden, was sie wollte.

Trotz ihres Ärgers fühlte sie am nächsten Tage ein brennendes Verlangen nach der Versammlung am Abend. Es wurde so groß, daß sie am Nachmittag — es war gegen drei Uhr — laut vor sich hinsagte:

„Wenn es doch Abend wäre, damit ich wieder Gottes Wort hören kann!"

Am Abend war sie pünktlich zur Stelle und lauschte mit größter Aufmerksamkeit, bis — ja, bis zu dem Augenblick, wo der Redner — er schaute *sie* dabei an — laut rief:

„Hast du nicht heute nachmittag um drei Uhr schon gesagt: Ich möchte, es wäre Abend, damit ich wieder Gottes Wort hören kann!?"

Da war es mit ihrer Aufmerksamkeit vorbei. Hatte sich denn alles gegen sie verschworen? Wer hatte sie denn heute wieder verraten?

Aufs tiefste empört, beschloß sie, nie mehr die Versammlungen zu besuchen. Den Ärger wollte sie sich ein für allemal ersparen. Mit diesem Entschluß legte sie sich zu Bett, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. Doch der ersehnte Schlaf, in welchem sie Vergessen zu finden hoffte, wollte nicht kommen. Unruhig wälzte sie sich auf ihrem Lager hin und her. Das aufgeweckte Gewissen sagte: Du mußt wieder in die Versammlung! Das beleidigte Selbstgefühl rief: Nein, du gehst nicht mehr hin! So wogte der Kampf auf und ab, bis endlich, endlich — es war schon spät in der Nacht — die bessere Stimme die Oberhand behielt. Mit dem Entschluß: Einmal wenigstens mußt du noch gehen! schlief sie ein.

Der nächste Abend fand sie wieder in der Versammlung, und da war es ihr, als ob der Herr sich selbst an sie gewandt habe. Der Sprecher schilderte die Ruhelosigkeit derer, die sich nicht warnen lassen wollen und sich beharrlich weigern, das angebotene Heil in Christo zu ergreifen.

„Du schläfst ja nicht mehr!" tönte es an ihr Ohr. „Du findest ja keine Ruhe, und du wirst sie nicht eher finden, als bis du mit deinen Sünden zu Jesu gegangen bist, zu Ihm, der die Mühseligen und Beladenen bittet, zu Ihm zu kommen, damit Er ihnen Ruhe gebe."

Da war ihr Widerstand gebrochen. Ja, sie mußte Ruhe haben, Ruhe für Herz und Gewissen. So ging es nicht weiter. Das war ihr klar. Jesus, der Herr Jesus, suchte sie, gerade sie. In dieser Überzeugung ging sie nach Hause, warf sich hier auf die Kniee und bekannte Dem ihre große Schuld, brachte Dem alle ihre Sünden, der, „ein Lamm ohne Fehl und ohne

Flecken", Sein „kostbares Blut" am Kreuz auf Golgatha hatte fließen lassen, um auch ihre blutigrote Schuld für immer hinwegzutun vor den Augen des heiligen Gottes. Da erfuhr sie, wie der Herr Jesus Seine Verheißungen wahr macht. Im Glauben an Sein vollbrachtes Werk fand ihre beladene Seele Ruhe für Zeit und Ewigkeit.

Getreu bis zum Tode

Im „Apologeten" berichtet Dr. J. Sommer von Frankfurt unter dem Titel „Wunder der Gnade Gottes" von einer Missions-Inspektionsreise in Persien das folgende ergreifende Vorkommnis, das in schöner Weise die Wahrheit der Worte des Apostels beweist: „In diesem allem sind wir mehr als Überwinder durch Den, der uns geliebt hat. Denn ich bin überzeugt, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Gewalten, weder Höhe noch Tiefe, noch irgend ein anderes Geschöpf uns zu scheiden vermögen wird von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn." (Röm. 8, 37—39).

Er schreibt:

Ich würde die Geschichte nicht erzählen, wenn ich sie nicht von Augenzeugen gehört hätte.

Ein kleiner Afghanen-Junge wurde ins Krankenhaus gebracht und blieb sechs Wochen dort. In dieser Zeit hat er aber nicht nur Heilung für seinen Leib gefunden, sondern auch den Herrn Jesus als seinen Heiland kennengelernt. Der Vater kam und holte ihn nach Afghanistan zurück, das mit seinen von der Missions-

arbeit so gut wie unberührten vier Millionen Mohammedanern im Westen unmittelbar an Persien angrenzt. Sicherlich hatte er seinen Sohn innig lieb. Schon daß er ihn so weit fortschickte, um ihm Heilung zu verschaffen, und so große Kosten daran wagte, ist ein Beweis dafür. Aber nun handelte er, wie es nach seiner Überzeugung die heilige Pflicht von ihm forderte, mit einem vom Islam Abtrünnigen zu verfahren. Er forderte ihn auf, Jesum Christum zu verleugnen, und als der Junge dies ablehnte, hieb er ihm mit einer Axt die linke Hand ab. Noch einmal richtete er die Aufforderung an ihn, zum Islam zurückzukehren, und da der Sohn fest blieb, hieb er ihm die rechte Hand ab, dann den linken Fuß, den rechten Fuß und schließlich den Kopf.

So oft, wie dieser kleine Afghanen-Junge vor meine Seele tritt, und ich erwäge, was ihm sein kurzes Leben „auf den Wegen Gottes" gebracht hat, muß ich mit tiefer Beschämung sagen: Wie unendlich viel war für ihn Jesus, obgleich er Ihn erst sechs Wochen kannte, und wie unendlich hoch steht sein entschlossener Opferwille über dem unsrigen, die wir oft durch ganz geringe Prüfungen erschüttert werden!

---

1. Joh. 3, Vers 18

Kinder, lasset uns nicht lieben
Mit dem Wort, der Zunge nur!
Laßt uns folgen Jesu Spur,
Niemals Seinen Geist betrüben,
Daß wir so zu Seiner Zier
Und zu Gottes Ehre hier!

W. K.

„Wenn ein Stärkerer über ihn kommt . . .“

Er war der Sohn einer gläubigen Mutter, die viel für ihr Kind gebetet hatte. Aber schon in seiner Jugend wollte er nichts von Gottes Wort wissen, und weil er stark war, gelang es ihm, einen Platz auf einem Schiff zu erhalten. Jahrelang fuhr er zur See. Die innere Unruhe trieb ihn von Land zu Land. Die Gebete der Mutter ließen ihn nicht, aber Besonderes mußte geschehen, um diesen starren Nacken zu beugen. Nach Jahren ließ er sich in B. nieder, wo ich als Gemeindeschwester arbeitete, und eröffnete hier eine Metzgerei. Das Geschäft ging gut. Er heiratete ein gläubiges Mädchen, ein stilles, sanftes Geschöpf. So hatte er wieder eine Beterin zur Seite, aber nach wie vor widerstrebte er jeder Bemühung des Geistes Gottes. Die arme Frau hatte es nicht leicht an der Seite ihres gewalttätigen Gatten, der sie oft recht roh behandelte. Es mochte wohl die innere Zerrissenheit sein, die den Mann zu einem Benehmen veranlaßte, dessen er sich als anständiger Mensch hätte schämen müssen. Wie ein ungebändigtes Roß, das keinen Verstand hat, schlug er nach allen Seiten aus und machte seinem armen Weibe das Leben zur Qual.

Eines Tages kam die Frau zu mir und schüttete mir ihr Herz aus. Wir taten, was in solchen Fällen das Zunächstliegende ist, d. h. wir knieten nieder und

brachten die Sache vor Gott. Nur Er konnte hier helfen. Darauf fragte meine Besucherin mich, ob ich nicht einmal auf ein Stündchen zu ihr kommen wolle, um bei dieser Gelegenheit mit ihrem Manne zu reden. Diese Bitte erschreckte mich nicht wenig. Wenn ich auch als Gemeindeschwester gewohnt war, mit Leuten jeden Schlages zu verkehren, so war doch der Gedanke, mit einem gewalttätigen, starken Mann, der zu jeder Roheit fähig war, über sein Seelenheil reden zu sollen, alles andere als ermunternd. War dieser Versuch nicht überhaupt hoffnungslos, wo die vielen Gebete von Mutter und Gattin all die Jahre nichts gefruchtet hatten? Immerhin versprach ich der gebeugten Frau, einmal kommen zu wollen, aber nur dann, wenn Gott es mich ausdrücklich heiße. So trennten wir uns.

Es war kurz vor Weihnachten, und zwar an einem Samstagmittag, als es mir plötzlich klar wurde, daß der Zeitpunkt gekommen sei, den versprochenen Besuch zu machen. Bis dahin hatte mich stets ein Angstgefühl erfaßt, wenn ich nur daran dachte. Aber diesmal hieß es in mir: Geh! Alle Angst war gewichen. So machte ich mich auf den Weg.

Die Frau war nicht daheim. Allein stand ich vor der Hünengestalt des Mannes. Fast wollte mir der Mut sinken.

„Was führt Sie zu mir, Schwester?" fragte er nicht unfreundlich.

„Ich möchte gern einmal mit Ihnen über Ihre Seele reden."

Überrascht, fast ein wenig verlegen, schaute er mich an und erwiderte:

„Mit welchem Kalbe haben Sie gepflügt? wohl mit meiner Frau?"

Dann aber trat ein ganz anderer Ausdruck in sein Gesicht. Finster zogen sich seine Brauen zusammen. Er reckte seine starken Arme zum Himmel, pflanzte sich in seiner ganzen Größe vor mir auf und sagte mit starker Stimme:

„Solang ich noch diese beiden starken Arme habe, brauche ich keinen Gott."

Herausfordernd blickte er mich bei diesen Worten an. Ich konnte nichts erwidern als:

„Nun, dann habe ich nichts weiter mit Ihnen zu reden."

Damit schritt ich zur Tür. Auf der Schwelle aber wandte ich mich noch einmal um und sagte:

„Der Gott, den Sie jetzt noch nicht brauchen, kann Sie heute noch so schwach machen wie ein kleines Kind. Und das muß ich Ihnen auch noch sagen, Herr —. Im Jeremia steht geschrieben: „So spricht Jehova: V e r f l u c h t ist der Mann, der auf den Menschen vertraut und Fleisch zu seinem Arme macht, und dessen Herz von Jehova weicht! . . . G e s e g n e t ist der Mann, der auf Jehova vertraut, und dessen Vertrauen Jehova ist!"" (Kap. 17, 5. 7.)

An Samstagnachmittagen pflegt in Metzgerläden ein reger Betrieb zu herrschen. So hatte auch unser Fleischer in B. den ganzen Nachmittag so viel zu tun, daß er abends stark erhitzt war. Um sich abzukühlen, stellte er sich nach Geschäftsschluß vor die Ladentür. Plötzlich überfiel ihn ein Schüttelfrost, und wie von einem Schlage getroffen, sank er zu Boden. Leute eilten herbei, hoben ihn auf, trugen ihn ins Haus und betteten ihn wie ein Kind in der Wohnstube aufs Sofa.

Ein Stärkerer hatte den Starken angerührt. Gott hatte geantwortet auf die Herausforderung Seines Geschöpfes, das in seinem Trotz und Hochmut gemeint hatte, ohne Ihn fertig werden zu können.

Und dennoch war dieser Weg ein Weg der Gnade.

Nachdem er soweit wieder zu Kräften gekommen war, daß er reden konnte, war das erste Wort des Kranken an seine Frau:

„Hol' mir die Schwester, die heut' bei mir war! Es hat sich alles erfüllt, was sie mir gesagt hat."

Doch war es bereits zu spät in der Nacht, um mich noch benachrichtigen zu können. Am nächsten Tage holte man mich.

Obwohl ich von dem Vorgefallenen unterrichtet war, erschrak ich aufs tiefste, als ich ins Zimmer trat. Da lag die Hünengestalt wie eine vom Blitz zu Boden geschmetterte Eiche. War das der starke Mann, der gestern mit zum Himmel erhobener Faust gerufen hatte: „Solang ich diese beiden starken Arme habe, brauche ich keinen Gott!"? Wie schnell und völlig war seine Kraft von ihm gewichen! Als ich wie gebannt in der Türe stehen blieb, bat er mich mit matter Stimme, näherzutreten, und als ich an seinem Bett stand, sagte er ernst:

„Was Sie mir gestern gesagt haben, hat sich voll und ganz an mir erfüllt. Und nun können Sie von Gott zu meiner Seele reden."

Ich brauchte nicht mehr viel zu reden. Der Mann war wie umgewandelt. Er war nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich gebrochen. Glücklichen Herzens durfte ich ihm die frohe Botschaft von dem Heil in Christo verkünden, und er nahm sie an, einfältig wie ein Kind.

Man brachte ihn dann ins Krankenhaus. Dort besuchte ihn ab und zu ein gläubiger Prediger. Stets fand dieser einen dankbaren und glücklichen Zuhörer in ihm. Der Kranke wußte, daß seine Tage gezählt waren. Die Kunst der Menschen vermochte ihm nicht mehr zu helfen. Aber die Gnade Gottes hatte ein vollkommenes Werk in seiner Seele zustandegebracht. Nach dreiwöchigem still ertragenem Leiden entschlief er in Frieden. Von der Güte Gottes hatte er sich nicht ziehen lassen wollen. So benutzte Gott das Leid, um ihn zur Buße zu leiten. Die Gebete von Mutter und Gattin waren erhört.

„Was ist mit dir, du Schläfer?"

(Lies Jona 1 und 2)

In dem Buche Jona, dem von ungläubiger Seite so viel belachten und doch göttlichen Buche, — im Neuen Testament nimmt der Herr Jesus ausdrücklich Bezug darauf — haben wir eine treffende Darstellung von dem Wege, auf dem eine Seele durch tiefe und furchtbare Übungen dahin gelangt, ihr eigenes Nichts zu erkennen und einzusehen, daß „die Rettung" bei Gott ist.

Jonas war von Gott beauftragt, nach Osten zu gehen nach Ninive, um dieser großen und bösen Stadt das göttliche Gericht anzukündigen, aber er ging nach Westen. Das war unmittelbare Gehorsamsverweigerung, und die Strafe ließ nicht auf sich warten. Die Sache war für Jonas umso ernster, weil er ein Gläubiger und ein Prophet Gottes war. Aber dieser Umstand ändert nichts an der Tatsache, daß nach Gottes Wort

alle Menschen „Söhne des Ungehorsams" (Eph. 2, 2. 3) und so von Natur Kinder des Zorns sind, auf denen dieser Zorn bleibt, wenn sie nicht in der Zeit der Gnade dem Wort der Ermahnung gehorchen und an Den glauben, den Gott zu einem Gnadenstuhl für die Glaubenden gesetzt hat.

In Jonas' Verhalten sehen wir den angeborenen Ungehorsam des Menschen. Gott hatte zu Jonas gesagt: „Mache dich auf, geh nach Ninive . . . Aber Jona machte sich auf, um von dem Angesicht Jehovas hinweg nach Tarsis zu fliehen; und er ging nach Japho hinab und fand ein Schiff, das nach Tarsis fuhr; und er gab sein Fährgeld und stieg in dasselbe hinab, um mit ihnen nach Tarsis zu fahren von dem Angesicht Jehovas hinweg." (Kap. 1, 2. 3.)

Gar schnell fand der ungehorsame Prophet ein Schiff, das im Begriff stand, nach Tarsis zu fahren. Hätte auch sonst nie ein Schiff in Japho gelegen, an diesem Tage — dafür sorgte der Teufel — mußte dort eins zur Abfahrt bereit liegen, um dem Ungehorsamen auf seinem Wege von Jehova hinweg behilflich zu sein. Der Teufel hat viele Schiffe, deren er sich bedient, um dir auf deinem eigenwilligen Wege weiterzuhelfen, mein unbekehrter Leser. Er hat das größte Interesse daran, den Wünschen deiner sündigen Natur Vorschub zu leisten, um dich so ins Verderben zu stürzen, und in diesem Fall ist die Hölle das Tarsis, zu dem du den Weg eingeschlagen hast.

Nachdem Jonas dann ins Schiff hinabgestiegen war, begann Gott zu handeln, denn wir lesen: „Da warf Jehova einen heftigen Wind auf das Meer, und es entstand ein großer Sturm auf dem Meere, so daß

das Schiff zu zerbrechen drohte". (V. 4.) Die Wirkung war groß. Alle, außer einem, wurden bestürzt. „Die Seeleute", heißt es, „fürchteten sich und schrieen, ein jeder zu seinem Gott . . . Jona aber war in den unteren Schiffsraum hinabgestiegen und hatte sich hingelegt und war in tiefen Schlaf gesunken."

Wie oft geschieht es, daß, wenn Gott sich einem Menschen naht, dieser sich dessen völlig unbewußt ist — er liegt in „tiefem Schlaf", von Satan eingeschläfert. Satan hat viele Einschläferungsmittel. Bei diesem bedient er sich der Vergnügungen der Welt und der Begierden des Fleisches, bei anderen des Geschäftslebens oder der Reichtümer dieser Erde. Wieder andere schläfert er dadurch ein, daß er sie davon überzeugt, daß sie durchaus keine schlechten Menschen seien, in jedem Falle besser als dieser und jener und eigentlich recht ordentliche, brave und religiöse Leute.

Jäh wurde Jonas aus seinem Schlaf geweckt. „Was ist mit dir, du Schläfer?" rief der Obersteuermann ihm zu. „Stehe auf, rufe deinen Gott an!" (V. 6.) Was ist mit dir, du Schläfer? möchten auch wir heute manchem zurufen, der sorglos dahinschlittert in Unverstand und Gleichgültigkeit. Wache auf! Was über dich hereinzubrechen droht, ist Verderben, ewiges Verderben. Und plötzlich möchte es über dich hereinbrechen. „Wenn sie sagen: Friede und Sicherheit! dann kommt ein plötzliches Verderben über sie, . . . und sie werden nicht entfliehen."

Alle im Schiffe, außer Jonas, sahen die Gefahr. Ähnlich ist es heute. Vielleicht bist du, lieber Freund, aus gläubigem Hause, und manche um dich her sind sich der Gefahr bewußt, die dir droht, während du selbst unbekümmert bleibst. Sie sorgen sich um dich,

sie warnen dich. O höre auf ihr besorgtes Rufen! Folge ihrem guten Rat und wende dich zu Christo! Gott hat, um uns mit Sich zu versöhnen, Seinen eingeborenen, geliebten Sohn in die Welt gesandt, auf daß Er „die Sühnung werde für unsere Sünden". Und Christus, Sein Geliebter, hat „für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe". (1. Joh. 2, 2; 1. Petr. 3, 18.)

Jonas' Gefährten hatten nicht die Gewähr, daß es für sie ein Entrinnen gab. Für dich aber gibt es einen sicheren, zuverlässigen Weg des Entrinnens — wenn du ihn nur gehen wolltest! — und dieser Weg ist C h r i s t u s.

Die heidnischen Seeleute sagten in ihrer höchsten Not zueinander: „Kommt und laßt uns Lose werfen, damit wir erfahren, um wessentwillen dieses Unglück uns trifft. Und sie warfen Lose, und das Los fiel auf Jona." (V. 7.) Denkst du, du könntest Gott entrinnen? „Ließe ich mich nieder am äußersten Ende des Meeres", sagt der Psalmist, „auch daselbst würde Deine Rechte mich fassen." Ihm entflieht keiner.

„Was ist dein Geschäft?" fragten die Männer den durch das Los Gekennzeichneten, „und woher kommst du? Welches ist dein Land, und von welchem Volke bist du?"

Was ist d e i n Geschäft, mein Freund? Ich will es dir sagen: Seit du in diese Welt hineingeboren bist, ist Sündigen deine Beschäftigung gewesen. Wie kann man nur so etwas behaupten? Nun, G o t t sagt von dem Menschen: „Da ist keiner, der Gutes tue", und an anderer Stelle: „Alles Gebilde der Gedanken seines Herzens ist n u r b ö s e d e n g a n z e n T a g". (Röm. 3, 12; 1. Mose 6, 5.)

Welches ist dein Land? Solange du nicht den Weg des Lebens betreten hast, gehörst du dieser Welt an, von der Johannes sagt: „Sie liegt in dem Bösen". (1. Joh. 5, 19.) „Ihr seid von dieser Welt", sagt der Herr Jesus selbst in einer Seiner Unterredungen und meint damit alle, die noch nicht im Glauben zu Ihm gekommen sind, der „nicht von dieser Welt ist".

Und von welchem Volke bist du? Darauf kann ich nur erwidern: Von den Feinden Gottes. Du magst das nicht zugeben wollen, aber Gottes Wort sagt: „Die Freundschaft der Welt ist Feindschaft wider Gott. Wer nun irgend ein Freund der Welt sein will, stellt sich als Feind Gottes dar." (Jak. 4, 4.)

Auf das Bekenntnis Jonas' hin „fürchteten sich die Männer mit großer Furcht und sprachen zu ihm: Was hast du da getan! Denn die Männer wußten, daß er von dem Angesicht Jehovas hinwegfloh; denn er hatte es ihnen kundgetan. Und sie sprachen zu ihm: Was sollen wir dir tun, damit das Meer sich gegen uns beruhige? . . . Und er sprach zu ihnen: Nehmet mich und werfet mich ins Meer, so wird das Meer sich gegen euch beruhigen; denn ich weiß, daß dieser große Sturm um meinetwillen über euch gekommen ist." (V. 10—12.)

Es ist ein großer Augenblick, wenn die Seele an diesem Punkt anlangt und sagt: Ich bin schuldig! Ich bin so durch und durch schuldig, daß ich nur noch den Tod zu erwarten habe. Die Seeleute fühlten, daß sie verloren waren, und Jonas fühlte, daß er verdiente, verloren zu gehen.

Doch hat man auch seine Schuld und sein Verlorensein erkannt, so ist damit noch nicht gesagt, daß

man erfaßt hat, was „Gottes Rettung" ist. Viele setzen, nachdem sie sich als verloren erkannt haben, zunächst alles daran, den Schaden aus eigener Kraft zu heilen. „Und die Männer ruderten hart, um das Schiff ans Land zurückzuführen; aber sie vermochten es nicht ... Und sie nahmen Jona und warfen ihn ins Meer. Da ließ das Meer ab von seinem Wüten." (V. 15.)

War es nun zu Ende mit dem Propheten? Es wäre so gewesen, wenn nicht Gott in geradezu wunderbarer Weise eingegriffen hätte.

„Und Jehova bestellte einen großen Fisch, um Jona zu verschlingen; und Jona war im Bauche des Fisches drei Tage und drei Nächte." (Kap. 2, 1.) Bezüglich dieses Wunders hat der Herr Jesus später von sich selbst gesagt: „Gleichwie Jonas drei Tage und drei Nächte in dem Bauche des großen Fisches war, also wird der Sohn des Menschen drei Tage und drei Nächte in dem Herzen der Erde sein". (Matth. 12, 38 bis 40.) Auf geradezu unbegreifliche Weise bewahrte Gott Jonas davor, von den Wogen verschlungen zu werden. Und was kann dich und mich davor bewahren, daß die Wogen und Wellen des göttlichen Zorns einmal über uns zusammenschlagen? Nichts anderes als das Wundertun, die unbegreiflich große Liebe Gottes, der den eigenen, geliebten Sohn gab, um unser schonen zu können. Christus selbst ist in die Tiefen der Todesfluten hinabgestiegen, um uns zurückzuholen von dem Wege des Verderbens, auf dem wir gingen, und uns dem ewigen Tode zu entreißen.

Bedeutsame Erfahrungen machte Jonas im Bauche des großen Fisches. Zunächst geriet er in tiefe Seelennot. Sein Gebet wurde zu einem Schreien zu

Gott. „Aus dem Schoße des Scheols", dem Bereich der Toten, rief er Gott an. O er wußte wohl, wer es war, der dieses Gericht über ihn gebracht hatte. „Du hattest mich in die Tiefe, in das Herz der Meere geworfen, und der Strom umschloß mich; alle deine Wogen und deine Wellen fuhren über mich hin." (V. 3. 4.)

Kein Gläubiger kann diese Verse lesen, ohne ein tiefes Gefühl des Dankes gegen Den zu empfinden, über Den erst recht alle die Wogen und Wellen des göttlichen Gerichts dahingegangen sind, als Er „für uns zur Sünde gemacht wurde". Der Herr Jesus hat den Kelch des göttlichen Zorns wider die Sünde bis zur Neige geleert, damit wir, von jedem Gericht befreit, „den Becher der Rettungen nehmen" und jubelnd „anrufen könnten den Namen Jehovas".

Bevor wir jedoch so weit sind, Gottes Erbarmen zu rühmen, ist es nötig, daß wir mit uns selbst zu Ende gekommen sind. Die Erfahrungen des Propheten in dieser Hinsicht sind auch für uns sehr lehrreich. „Die Wasser umfingen mich bis an die Seele", klagte er in seinem Gebet, „die Tiefe umschloß mich, das Meergras schlang sich um mein Haupt. Ich fuhr hinab zu den Gründen der Berge." (V. 6. 7.) Drei Stufen abwärts war Jona selbst gegangen: hinab nach Japho, hinab ins Schiff und hinab in den unteren Schiffsraum, um zu schlafen. Aber als Gott Seine Hand auf ihn legte, ging es noch tiefer mit ihm hinab — „hinab zu den Gründen der Berge". Damit war Jonas am tiefsten Punkte angelangt. Aber da war er auch mit sich selbst zu Ende gekommen. „Als meine Seele in mir verschmachtete, gedachte ich Jehovas", bekannte er.

Ja, in der größten Not erinnert sich die Seele ihres Gottes, von dem sie sich durch ihre Sünden verstoßen glaubt, von dem sie aber „dennoch" weiß, daß Er allein ihr helfen und sie retten kann und will. Gott selbst ist es ja, der dies in ihr wirkt und die Seele dahinleitet, sich und ihre verkehrten Wege zu verurteilen, mit anderen Worten: Buße zu tun.

Das letzte Wort in dem ergreifenden Gebet Jonas' lautet: „Bei Jehova ist die Rettung", und im Anschluß daran lesen wir: „Und Jehova befahl dem Fische, und er spie Jona an das Land aus". (V. 11.)

Ja, bei Gott ist Rettung. In dem Augenblick, wo der Sünder die eigene Unfähigkeit erkennt, sich selbst zu helfen, greift Gott ein und rettet, und wahrlich, diese Rettung ist noch wunderbarer als selbst die Rettung Jonas'. Die ganze Geschichte des Propheten ist wunderbar, erstaunlich seine Rettung durch den großen Fisch. Aber ist Gottes Heilsplan, den Er in bezug auf eine sündige Menschheit entworfen hat, nicht noch weit wunderbarer und herrlicher? Jonas' Rettung geschah durch ein Geschöpf Gottes. Unsere Rettung war und ist nur möglich durch den Sohn Gottes selbst, und zwar nur durch das Sterben Dessen, der allein „Leben in sich selbst" hat, und an Den der Tod keinerlei Anspruch besaß. Nur Christus konnte das Opfer stellen, das nötig war, um die Seele von jeder Strafe, von jedem Gericht Gottes freizusprechen. Und der Sohn Gottes hat dieses unvergleichlich große Opfer gebracht. Er hat die Strafe, die ich verdiente, von mir genommen, und zwar dadurch, daß Er sie selbst trug; Er hat die Sünde dadurch zunichte gemacht, daß Er selbst in die Tiefen des Todes hinabstieg. Aber als Sieger über Sünde und

Tod ist Er aus dem Grabe auferstanden und als ein Lebender, „der Mensch Christus Jesus", in den Himmel eingegangen. Ich schaue auf und sehe einen verherrlichten Menschen im Himmel — meinen Heiland, meinen Retter —, und in Ihm bin ich schon heute „mitauferweckt" und „sitze mit in den himmlischen Örtern". (Eph. 2, 6.)

Das ist festes „Land", mein Leser. Wahrlich, „bei Jehova ist die Rettung"! Willst du sie nicht auch ergreifen zu deinem ewigen Heil?

Wie ein Chinesenknabe einen Götzen verbrannte

Eines Tages, so erzählte ein China-Missionar, verkündigte ich vor einem Götzentempel das Evangelium. Ich suchte meinen Zuhörern klarzumachen, daß ihre Götzen nichts seien als ein Werk von Menschenhänden, aus demselben Holz gemacht, aus dem sie ihre Bänke und Tische verfertigten, und mit dessen Spänen sie ihren Reis kochten. Sie seien sogar auf die Hilfe ihrer Verehrer angewiesen; ohne diese könnten sie sich nicht von ihrem Platz rühren, geschweige denn bei herannahender Gefahr, z. B. einer Feuersbrunst oder einer Überschwemmung, sich retten. „Macht einmal die Probe auf meine Worte", sagte ich ihnen. „Wer von euch zu Hause einen Götzen aus Holz hat, der gehe hin, lege ihn aufs Feuer und sehe zu, ob er sich daraus retten kann. Vermag er es nicht, so ist er auch nicht wert, daß ihr zu ihm betet. Laßt ihn ruhig verbrennen!"

Unter meinen Zuhörern befand sich ein kleiner

Knabe, der aufmerksam meinen Worten gelauscht hatte. Sie machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Oft genug hatte er Vater und Mutter vor dem Hausgötzen daheim Weihrauch und Kerzen verbrennen sehen, und nun sollte der Götze nichts sein? Das konnte er nicht glauben. Jedenfalls wollte er den vorgeschlagenen Versuch machen.

Er schob sich durch die Menge und eilte nach Hause. Gerade war niemand in der großen Gasthalle, in welcher sich der Götze befand. Da konnte er sofort ans Werk gehen. Zunächst galt es, den „Gott" von seinem hohen Standort herunterzuholen. Das war nicht so einfach. Denn das Brett, auf dem er stand, war hoch und unser junger Freund klein. Doch er wußte sich zu helfen. Er rückte den Tisch an die Wand und kletterte hinauf. Aber o weh! immer noch konnte er nicht an den Götzen reichen, selbst wenn er sich auf die Zehenspitzen stellte. Höhnisch schien jener von oben auf den jungen Frevler herabzugrinsen. Aber der Knabe warf nicht so schnell die Flinte ins Korn.

Er holte einen Stuhl, stellte ihn auf den Tisch, und siehe da! jetzt ging's. Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben sah er den Götzen aus nächster Nähe; hatte man diesen doch, seitdem er vom Holzschnitzer gemacht und an seinen Platz gestellt worden war, nicht mehr herabgenommen. O wie staubig und schmutzig sah er aus! Mit einem gewissen Gefühl des Bangens hob unser junger Freund ihn herab. Es war doch immerhin möglich, daß der Gott sich wehrte. Aber es geschah nichts dergleichen. Er blieb genau so starr und unbeweglich, wie er immer gewesen war.

Der Kleine trug den Götzen in die Küche, wo auch niemand war, und bald brannte ein lustiges Feuer auf dem Herde. Ein Fächer diente dazu, die Flammen anzufachen. Sobald das Feuer groß genug war, setzte er den Götzen darauf. Er selbst trat, den Fächer in der Hand, etwas zur Seite, voller Erwartung, was nun kommen würde. Aber der „Gott" machte gar keine Miene, irgend etwas zu seiner Rettung zu tun. Er blieb ruhig auf dem Feuer sitzen. Immer höher züngelten die Flammen empor. Da, jetzt fing er an zu brennen! Und immer noch kein Lebenszeichen, immer noch keine Bewegung! Sollte der fremde Lehrer wirklich recht gehabt haben, sollten die Götzen nichts sein und nichts vermögen?

Ganz in Gedanken versunken, merkte der Knabe nicht, wie die Tür plötzlich aufging und die Mutter in die Küche trat. Sie wollte sehen, was ihr Sohn sich am Feuer zu schaffen machte. Gar bald erkannte sie, was vorging. Der Götze, das Heiligtum des Hauses, saß auf dem Feuer und verbrannte, und der junge Unheilstifter stand dabei und sorgte dafür, daß das Feuer immer größer wurde.

Die Mutter schrie laut auf vor Schreck und Zorn. Eine solch unerhörte Tat war vordem nie im Hause verübt worden. In höchster Erregung suchte sie nach einem Gegenstand, um den Knaben derb zu züchtigen. Für seine Erklärungen hatte sie kein Ohr. Der Unselige! Er hatte den Zorn der Götter erregt. Da war selbst eine empfindliche Strafe kaum Sühne genug. Gewiß würde es unserem jungen Freunde jetzt übel ergangen sein, wenn nicht in diesem kritischen Augenblick die alte Großmutter in der Küche erschienen wäre. Die zornige Stimme ihrer Tochter und die flehentlichen Worte des Enkels hatten sie herbeigelockt. Auch ihr Schrecken war nicht gering, als sie merkte, was geschehen war. Sie konnte es kaum glauben und mußte sich erst durch den Augenschein überzeugen, daß der Götze nicht mehr auf seinem erhabenen Platz im Gastzimmer thronte, sondern als verkohlter Klotz im Feuer lag. Dann aber siegten die Liebe und Milde der Großmutter über alle anderen Bedenken. Sie verwendete sich bei der zornigen Mutter für den wimmernden und schluchzenden jungen Übeltäter und brachte sie dahin, die Sache bis zur Heimkehr des Vaters ruhen zu lassen. Unser kleiner Zopfträger begann neuen Mut zu schöpfen. Was hatte er denn auch getan? Warum war der Götze nicht davongelaufen, wie er es selbst gedacht und gewünscht hatte? Dann wären die Worte des Ausländers als eine Lüge erwiesen worden, und er hätte ihm sagen können, daß sie einen Götzen daheim hätten, der wohl etwas vermöge.

Das Kommen des Vaters brachte eine Wiederholung der vorigen Auftritte mit sich. Er bemerkte das Geschehene, als er seine Pfeife über dem Feuer

anzündete. Den Rest berichteten ihm Mutter und Großmutter. Dazwischen ließ der Sohn seine Stimme hören, um sich zu rechtfertigen. Es war ein Lärm, daß keiner sein eigenes Wort verstehen konnte. In der ersten Aufregung erklärte auch der Vater den Sohn für schuldig und sagte ihm eine empfindliche Strafe zu. Als er aber das Nähere erfuhr, wurde er ruhiger, und schließlich entschied er sich dahin, ehe er den Knaben bestrafte, mich zu sprechen, mir alles zu erzählen, was der Junge gemacht habe, und mich aufzufordern, den verbrannten Götzen zu ersetzen. Er war selbst schon in der „Jesushalle", wie die Chinesen sagen, gewesen, wo ich regelmäßig das Wort verkündigte. Unser alter gläubiger Torhüter Tschang war sogar ein Verwandter von ihm.

So hatte ich denn bald Gelegenheit, den Mann selbst kennenzulernen und ihm auf seine Erzählung hin aufs neue zu versichern, daß die Götzen in der Tat nichts seien. Der alte Tschang bestätigte meine Worte. Er erzählte, wie er selbst früher oft zu dem Gott des Reichtums gebetet habe, aber ohne jeden Erfolg. Er sei erst wirklich reich und glücklich geworden, nachdem er den einen wahren Gott, den Gott des Himmels und der Erde, den Schöpfer aller Dinge, kennengelernt und an Seinen Sohn geglaubt habe. Denn der große Gott habe Seinen eingeborenen Sohn zur Errettung der Menschen auf die Erde gesandt, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe.

Wir unterhielten uns längere Zeit über den Gegenstand. Der Mann wurde nachdenklich und versprach, unsere Versammlungen in der Halle zu besuchen. Er hielt Wort. Ihn sowohl wie seinen kleinen Sohn konnten wir fortan häufig unter unseren Zuhörern wahrnehmen. Ja, Gottes Geist gewann immer mehr Raum in seinem Herzen, sodaß er kein Bedürfnis mehr nach einem neuen Götzen hatte. Heute ist er ein gläubiger Christ, und nicht nur er, sondern auch seine Frau und seine Mutter haben Frieden gefunden im Herrn.

„Bis Schilo kommt“

Eines Sonntagabends führte mich mein Weg in einem mir unbekannten Stadtteil an einem Gebäude vorbei, in das ich so viele Leute eintreten sah, daß es mir auffiel. Ich wollte wissen, was

die Menschen dort hintrieb. Bald stellte ich fest, daß es ein christliches Versammlungshaus war. Gewöhnlich, wenn ich etwas hörte oder sah, was mit dem Namen „Christus" zusammenhing, stieg ein Gefühl des Abscheus in mir auf. Das war aber jetzt nicht der Fall. Vielmehr hatte ich das Gefühl, als sollte ich dem Menschenstrom folgen. Aber dagegen widersetzte sich alles, was in meinem echt jüdischen Herzen war. Wie konnte ich als Jude auf den Gedanken kommen, ein christliches Versammlungshaus zu betreten? So ging ich weiter. Aber bald stockte mein Fuß. Eine Stimme in mir sagte: „Wäre es nicht richtig, einmal zu prüfen, was es mit dem Evangelium der Christen auf sich hat? ob es wirklich nur, wie du bisher geglaubt, eine Lüge, oder ob es vielleicht doch die W a h r h e i t ist? Es möchte doch der Mühe wert sein, zu untersuchen, ob Jesus von Nazareth wirklich ein Betrüger war, oder, wie die Christen behaupten, der von Gott Gesandte. Wie willst du es vor dem gerechten Gott verantworten, wenn du deine Augen absichtlich vor dem Licht geschlossen hältst, falls das Evangelium doch die Wahrheit ist? Du zählst dich zu den gerechtdenkenden Menschen. Ist es nun recht, Jesum von Nazareth ohne weiteres als Verführer und Betrüger zu betrachten, ohne geprüft zu haben, inwieweit die von anderen vertretene Ansicht, daß Er der Messias sei, begründet ist oder nicht?"

Diese Fragen drängten sich mir so zwingend auf, daß ich umkehrte und in das Haus ging. Als ich eintrat, hatte die Predigt schon begonnen. Zwei Dinge fielen mir gleich zu Anfang auf. Das eine war die ungeteilte Aufmerksamkeit der Zuhörer, und das andere der tiefe Ernst des Mannes, der das Wort verkün-

digte. Er sprach über eine Stelle aus einem unserer alten Propheten, und zwar über Haggai 2, 7: „Und ich werde alle Nationen erschüttern; und das Ersehnte aller Nationen wird kommen, und ich werde dieses Haus mit Herrlichkeit füllen, spricht Jehova der Heerscharen."

Den Inhalt der Predigt wiederzugeben, die mich von Anfang bis zu Ende fesselte, ist mir nicht möglich. Ich kann nur sagen, daß es eine gewaltige Predigt war, und soviel ist mir davon im Gedächtnis geblieben, daß sich alle Gedanken des Redenden um *eine* Person drehten — *Jesum* von Nazareth. Der Prediger bewies seinen Zuhörern aus vielen Schriftstellen, daß der verheißene Messias gekommen sei, und daß dieser Messias *Jesus* ist. Ich hatte während des Vortrags das Gefühl, der Sprecher habe es ganz besonders auf mich abgesehen und verfolge mit allem, was er sagte, einen bestimmten Zweck, obwohl er mich so wenig kannte, wie ich ihn. Als er dann zum Schluß noch ernst und herzlich auch für die Bekehrung Israels betete, da wurde tief in meinem Innern etwas in seinen Grundfesten erschüttert, und ich begann mich jetzt selbst allen Ernstes zu fragen: „Ist Jesus der Messias oder nicht?"

Auf dem Heimweg mußte ich beständig daran denken, was ich gehört und gesehen hatte. „Wenn der Gottesdienst des Jesus, den die Menschen mich verachten gelehrt haben, so beschaffen ist", sagte ich mir, „dann will ich mehr von Ihm kennen lernen."

Trotzdem blieb ich am folgenden Sonntag der Versammlung fern. Es war die Woche vor dem großen Versöhnungstag, und, wie ich von Jugend auf angehalten war, benutzte ich sie zu einer würdigen

Vorbereitung. Ich betete, fastete und weinte die ganze Woche hindurch, damit an dem heiligen Tage mein Name ins Buch des Lebens eingeschrieben und aus dem des Todes ausgelöscht werden möchte. Ich ging am Sabbath zur Synagoge, kam aber mit der Überzeugung zurück, daß meine Sünden nicht hinweggenommen worden waren. Ich fühlte mich tief unglücklich. Unaufhörlich mußte ich an die Versammlung der Christen denken und an den Jesus, der dort gepredigt worden war. Mein Gewissen war erwacht, und während ich mich als einen Übertreter der heiligen Gebote Gottes erkannte, wuchs meine Schuld riesengroß vor mir auf. Eine unnennbare Angst ergriff mich.

In dieser Verfassung verbrachte ich einen Tag und eine Nacht völlig zurückgezogen auf meinem Zimmer, elend an Leib und Seele. Ich betete und weinte nicht mehr. Das hatte ich als zwecklos aufgegeben. Aber etwas Besseres zu tun wußte ich auch nicht. Endlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich suchte meine Wirtsleute auf, die Christen waren und es nach meiner Beobachtung mit ihren gottesdienstlichen Pflichten ernst nahmen. Ihnen teilte ich mit, wie es in mir aussah, in der Hoffnung, sie vermöchten mir vielleicht einen guten Rat zu geben. Doch wie sehr hatte ich mich getäuscht! Das waren keine Christen von der Art des Mannes, den ich in der Versammlung gehört hatte, denn kühl und ohne jedes Verständnis für meine Not erwiderte die Hausmutter:

„Ich habe schon länger gemerkt, daß Sie nicht so sind wie früher. Ich will Ihnen einen Rat geben: Gehen Sie zum Arzt und lassen Sie sich einmal untersuchen. Es scheint mir, daß es die höchste Zeit dazu ist. Zudem muß ich Ihnen sagen, daß ich nichts davon

halte, wenn man seinen Glauben wechselt. Paulus sagt, daß jeder in dem Beruf bleiben solle, darin er berufen worden ist, und ich sage: Laß jeden in der Religion bleiben, in der er geboren ist. Ich will noch nichts dagegen sagen, wenn ein Heide Christ wird. Aber daß ein Jude seine Religion wechselt, kann ich nicht begreifen. Ist Ihr Gottesdienst nicht so gut wie jeder andere? Weshalb wollen Sie Unfrieden in Ihre Familie bringen, dadurch daß Sie Christ werden? Ich für mein Teil glaube, daß Sie ebensogut mit Ihrem Moses in den Himmel kommen können, wie wir mit unserem Christus."

Ich mußte den Redeschwall der Frau ruhig über mich ergehen lassen. Es war nicht möglich, ein Wort anzubringen.

„Liebe Frau", fiel endlich ihr Mann ein, „du brauchst dich nicht so aufzuregen. Herr N. will ja gar kein Christ werden. Das hat er nicht nötig. Welchen Vorteil sollte er davon haben? Ich will Ihnen was sagen, Herr N.", wandte er sich darauf an mich, „suchen Sie ein wenig Zerstreuung. Besuchen Sie einmal ein lustiges Theaterstück oder so was! Dann verschwinden solche Gedanken von selber."

Ich wußte wirklich nicht, was ich auf diese Worte erwidern, noch was ich von solchen Christen halten sollte. Die Leute begriffen offenbar nichts von dem, was in mir vorging, weil sie selbst wohl nie in ähnlicher Lage gewesen waren. Ich wünschte ihnen Gute Nacht und kehrte in mein Zimmer zurück, unglücklicher und trostloser, als ich gekommen war. Mit heißem Verlangen sehnte ich den nächsten Sonntag herbei.

Als er endlich da war, und ich wieder in der

christlichen Versammlung saß, bekam ich etwas zu hören, wovon ich noch mächtiger ergriffen wurde als von dem ersten Vortrag. Es wurde über 1. Mose 49, 10 gesprochen: „Nicht weichen wird das Zepter von Juda, noch der Herrscherstab zwischen seinen Füßen hinweg, bis Schilo*) kommt, und Ihm werden die Völker gehorchen".

Aufs neue stellte der Prediger in einfachster, darum aber umso packenderer Weise vor, daß Schilo niemand anders als den Messias bedeute. Seine Beweisführungen waren klar und überzeugend. Darauf las er Jesaias 53 und predigte den gekreuzigten Christus als Den, in welchem alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden sollten, als den Heiland der Sünder.

Vergebung meiner Sünden — ja, das war es, was ich brauchte.

In der darauffolgenden Nacht kämpfte ich einen schweren Kampf. Wie ein immer wiederkehrendes Echo hörte ich fort und fort die Worte: „Nicht weichen wird das Zepter von Juda, noch der Herrscherstab zwischen seinen Füßen hinweg". Was sie aber bedeuteten, wußte ich nicht. Ich versuchte zu beten, aber es ging nicht. In meiner Not flehte ich Gott an, mir um Abrahams, Isaaks und Jakobs willen Frieden zu geben, aber auch das half mir nicht. Endlich schlug ich die Bibel auf, die ich mir in der vergangenen Woche gekauft hatte, und mein Blick fiel auf die Worte: „Gleichwie Moses in der Wüste die Schlange erhöhte, also muß der Sohn des Menschen erhöht werden, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe".

*) Die Bedeutung des Wortes ist wahrscheinlich: Der Ruhebringende, Friedenschaffende.

Wie ein heller Stern plötzlich am dunklen Nachthimmel aufleuchtet, so fielen diese Worte in mein Herz. Sie zeigten mir Jesum, meinen Retter, und auf die Kniee fallend, rief ich aus: „Mein Herr und mein Gott!" Die schwere Last wich von meiner Seele, und *Friede zog in mein Herz ein. Ich sah Jesum, den Heiland* der Sünder, auch um meiner Sünde willen am Kreuze leiden und sterben, und plötzlich wußte ich mit unerschütterlicher Sicherheit, daß ich vom ewigen Tode errettet war.

Es war Tag für mich geworden. Die Nacht war vorüber. In meinem Herzen war der Morgenstern aufgegangen, und ich jubelte:

„Es ist in keinem anderen das Heil!"

Lieber Leser! Du rühmst dich vielleicht deiner christlichen Abstammung und wunderst dich darüber, daß wir die Bekehrungsgeschichte eines orthodoxen Juden so ausführlich berichten. Aber glaubst du etwa, du seiest vor Gott aus dem Grunde besser, weil *du kein Jude bist? Vor Gott ist „kein Unterschied* zwischen Jude und Grieche". (Röm. 10, 12.) Vor Gott sind alle Menschen Sünder. „Juden und Griechen sind alle unter der Sünde", wie geschrieben steht: „Da ist kein Gerechter, auch nicht einer... Alle sind abgewichen, sie sind allesamt untauglich geworden; da ist keiner, der Gutes tue, da ist auch nicht einer." (Röm. 3, 9—12.) Deshalb „sei nicht hochmütig, sondern fürchte dich; denn wenn Gott der natürlichen Zweige" (des Ölbaums): d. h. der Juden, „nicht geschont hat, daß Er auch deiner etwa nicht schonen werde". (Röm. 11, 20. 21.) Vergiß auch nicht, daß geschrieben steht, daß „das Evangelium,

die Kraft Gottes," zwar „jedem Glaubenden zum Heil ist", aber — „dem Juden zuerst" (Röm. 1, 16), und das schreibt jener Apostel, der ausdrücklich als Apostel „der Nationen" berufen, und der, obwohl selbst geborener Jude, von niemand mehr gehaßt und wütender verfolgt worden ist als von seinem eigenen Volke.

Es ist bitter für den Stolz des Menschen, daß vor Gott überhaupt kein Unterschied ist, und daß es nur einen Weg der Rettung gibt, den Gerechte und Ungerechte, Edle und Unedle, Juden und Namenchristen, kultivierte Europäer und auf niedrigster Kulturstufe stehende Wilde gehen müssen — den Weg über Golgatha.

Aber so lehrt Gottes Wort.

„Ich habe Jesus lieb!"

„Ich will nicht Mohammedanerin werden, nein, nie, nie!"

So rief ein kleines armenisches Mädchen mit Namen Ebroohi, als man während der heftigen Verfolgungen, unter denen dieses arme Volk jahrelang zu leiden gehabt hat, versuchte, es von seinem christlichen Glauben abzubringen. Die Kleine war in fadenscheinige Lumpen gehüllt und barfuß, und draußen war es bitterkalt.

Man tat alles, um das Kind umzustimmen.

„In der mohammedanischen Schule ist es schön warm. Da bekommst du hübsche, warme Kleider und gutes Essen", klang es lockend. Aber auch auf diese verführerische Vorstellung antwortete Ebroohi mit den

gleichen Worten. Selbst als man ihr zu bedenken gab: „Deine Eltern und dein Bruder werden aus ihrer Wohnung gejagt werden, und dann hast du kein Obdach mehr und kein Brot", blieb sie dabei, lieber Christin als Mohammedanerin sein zu wollen.

Als alle überredenden Worte nichts ausrichteten, versuchte man es auf andere Art. Man führte die Kleine an einen Stall, in welchem sich böse Hunde befanden, und drohte ihr, sie dort einzusperren, wenn sie noch länger bei ihrem Trotz beharre. Doch auch jetzt erklärte Ebroohi:

„Nein, ich werde nicht Mohammedanerin. Ich bleibe Christin!"

Die Drohung wurde ausgeführt. Mit roher Hand wurde das Kind unter die hungrigen, wütenden Tiere gestoßen und grausam seinem Schicksal überlassen in der Erwartung, daß es zerrissen oder doch mindestens schwer verwundet werden würde.

Als man am folgenden Tage — neugierig, was in dem gefährlichen Hundezwinger aus der mutigen kleinen Bekennerin geworden sein möchte — die Stalltür öffnete, fand man Ebroohi ruhig schlafend an eins der gefürchteten Tiere angeschmiegt. Wohl zeugten zwei große Risse in ihrem Ärmel davon, daß einer der Hunde sie angefallen hatte; doch war sie völlig unverletzt geblieben. Gott hatte den Tieren nicht erlaubt, ihr etwas zuleide zu tun. Er hatte, wie einst in Daniels Geschichte den Löwen, ihr Maul verstopft, so daß sie dem Kinde nichts hatten anhaben können.

Unsanft wurde die kleine Schläferin wachgerüttelt. Sie rieb sich den Schlaf aus den Augen, und als sie in dem Mann, der sie geweckt hatte und ihr jetzt barsch befahl, aufzustehen, einen ihrer Peiniger vom

Tage vorher erkannte, sagte sie, wohl in der Annahme, daß eine neue Quälerei ihrer warte:

„Ich werde keine Mohammedanerin. Ich habe Jesus lieb!"

Man brachte Ebroohi auf den Markt, um sie dort meistbietend zu versteigern. So war es schon mit vielen ihres Volkes geschehen. Aber der öffentliche Verkauf von Armeniern hatte seinen Reiz verloren. Die meisten der Vorübergehenden hatten nur gleichgültige Blicke für diese traurigen Szenen. Ebroohi war dazu ein zartes, schwaches Kind, auf das niemand achtete. Endlich wurde dem Mann, der sie auf den Markt gebracht hatte, die Zeit zu lang. Er wurde die Sache leid und beschloß, ihr kurzerhand ein Ende zu machen. So bot er das Mädchen einem Käufer an, der es schon vorher, aus Mitleid mit dem Kinde, gern für einen geringen Preis erworben hätte. Der Handel wurde abgeschlossen, und der freundliche Käufer nahm Ebroohi mit und brachte sie zu einer christlichen Familie, wo sie es gut hatte.

So sorgte der treue Hirte für Sein Lämmlein, das Ihn mehr als sein eigenes Leben geliebt und in der größten Versuchung sich fest und entschieden zu Ihm bekannt hatte.

Was muß es doch einst sein, wenn der Herr diejenigen, die Ihn hienieden vor den Menschen bekannt und Seinen Namen nicht verleugnet haben, vor Seinem Vater bekennen wird und vor den Engeln Gottes! (Matth. 10, 32 und Luk. 12, 8.) Was muß es für sie sein, dann öffentlich dargestellt zu werden als solche, die Ihm treu geblieben sind in Not und Tod!

Haſt du durch die drei Siebe geſiebt?

Zum weiſen Sokrates kam einer gelaufen und war voller Aufregung.

„Höre, Sokrates, das muß ich dir erzählen, wie dein Freund..."

„Halt ein", unterbrach ihn der Weiſe, „haſt du, was du mir ſagen willſt, durch die drei Siebe geſiebt?"

„Drei Siebe?" fragte der andere verwundert.

„Ja, guter Freund, drei Siebe! Laß ſehen, ob das, was du mir zu ſagen haſt, durch die drei Siebe hindurchgeht! Das erſte Sieb iſt die Wahrheit! Haſt du alles, was du mir erzählen willſt, geprüft, ob es wahr iſt?"

„Nein, ich hörte es erzählen, und..."

„So, ſo! Aber ſicher haſt du es mit dem zweiten Sieb geprüft, dem Sieb der Güte. Iſt das, was du mir erzählen willſt, wenn es ſchon nicht als wahr erwieſen iſt, ſo doch wenigſtens gut?"

Zögernd ſagte der andere:

„Nein, das nicht, im Gegenteil..."

„Hm, hm", unterbrach der Weiſe, „ſo laß uns auch das dritte Sieb noch anwenden und laß uns fragen, ob es notwendig iſt, mir das zu erzählen, was dich ſo erregt!"

„Notwendig iſt es gerade nicht!..."

„Alſo", lächelte der Weiſe, „wenn das, was du mir erzählen willſt, weder wahr, noch gut, noch notwendig iſt, ſo laß es ruhig begraben ſein und belaſte dich und mich nicht damit!"

Das Blut Christi

„Das Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, reinigt uns von aller Sünde."
(1. Joh. 1, 7.)

Frau M. gehörte einer reichen und vornehmen französischen Familie an. Als sie etwa zwanzig Jahre alt war, heiratete sie einen jungen Mann, der ebenso reich war wie sie und eine hohe Stellung in der Gesellschaft einnahm.

Die jungen Leute führten ein vergnügtes Leben und gaben sich allen Freuden der großen Welt hin. Sie hatten keine andere Sorge, als das Leben in vollen Zügen zu genießen und nichts zu versäumen, was irgendwie ihren Launen dienen konnte. Obwohl sie gute Katholiken waren, hatten sie von Gott und Seinem eingeborenen Sohn keinerlei wirkliche Kenntnis. Zwar gingen sie regelmäßig zur Kirche und versäumten keins ihrer Feste, aber das taten sie eigentlich nur, um nicht das Wohlwollen der Priester zu verscherzen.

Nicht lange nach ihrer Heirat gingen sie eines Abends ins Theater, wo sie ein Stück sahen, in dem das Blutbad der Bartholomäusnacht dargestellt wurde. Die Szene wurde so lebendig und wirklich gespielt, daß die junge Frau ganz außer Fassung geriet. Schwer atmend, Angst, ja Entsetzen in den Augen, fragte sie ihren Mann, was das alles zu bedeuten habe.

Samenkörner (Neue Folge 28) 1934

„Es ist eine Darstellung von der Ermordung der Hugenotten."

„Aber weshalb hat man denn diese Leute ermordet?"

„Ihrer ketzerischen Religion wegen."

„War ihre Religion der einzige Grund?"

„Ja, sie waren keine Verbrecher im gewöhnlichen Sinn, sondern eben Ketzer."

Der junge Gatte erzählte dann, so gut er konnte, seiner Frau die Geschichte dieses fürchterlichen Blutbades. Er hieß es nicht gut, aber er verurteilte es auch nicht. Er sprach davon wie von einer ganz natürlichen Sache. Es war eben eine geschichtliche Begebenheit. Seine Ausführungen machten jedoch einen solchen Eindruck auf die junge Frau, daß sie ihren Gatten flehentlich bat, sie nach Hause zu bringen. Tagelang konnte sie die Schreckensszene, und was ihr darüber berichtet worden war, nicht vergessen. Sie verfiel in regelrechten Trübsinn. Wie war es nur möglich, fragte sie sich immer wieder, Menschen zu Tausenden nur aus dem Grunde abzuschlachten, weil sie davon überzeugt waren, daß Jesus Christus sie auch ohne Vermittlung der Priester oder der Sakramente zu retten vermochte?

Der Zustand von Frau M. wurde allmählich so besorgniserregend, daß ihr Mann einen Arzt zu Rate zog und ihn über die Ursache der seelischen Not seiner Frau unterrichtete. Auch sie selbst erzählte dem Arzt, wie die Geschichte dieser armen, um ihres Glaubens willen dahingemetzelten Menschen ihr keine Ruhe lasse, und bedrängte ihn mit religiösen Fragen, Fragen, die er nicht zu beantworten wußte. Schließlich beendete der Arzt das Gespräch und zog sich mit Herrn M.

zurück, um mit ihm zu beraten, wie seiner Gattin geholfen werden könne.

„Wir haben es hier mit einem ernsten Fall religiösen Wahnsinns zu tun", erklärte er. „Und wir müssen sofort etwas dagegen unternehmen, sonst verfällt Ihre Gattin unheilbarer Schwermut oder wird dauernd geistesgestört. Sie müssen für beständige Zerstreuung Sorge tragen. Besuchen Sie mit ihr Konzerte, Bälle und leichte Theaterstücke, ganz gleich, was, wenn es nur dazu dient, sie von den schrecklichen Wahnvorstellungen zu befreien."

Der junge Ehemann folgte diesem Rat. Er führte seine Gattin von Vergnügen zu Vergnügen. Sie versanken geradezu in einem Rausch von Lustbarkeiten und Zerstreuungen, wie sie sie früher niemals mitgemacht haben würden. Halb willig, halb gegen ihren Willen ließ Frau M. alles mit sich geschehen. Konzert, Ball, Theater, Varieté, alles wechselte in tollem Reigen miteinander ab.

Eines Abends war das Paar zu einem großen Ball geladen. Gerade hatten sie das prächtige Haus betreten und schritten durch einen strahlend erleuchteten Gang zu dem großen Ballsaal, in welchem die geladenen Gäste versammelt waren, als plötzlich wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt ein Mann vor ihnen auftauchte, der ganz schwarz gekleidet war und wie ein katholischer Geistlicher aussah.

Dieser Mann kam geradeswegs auf die Dame zu, blieb vor ihr stehen und sagte, ohne sich ihr vorzustellen, und ohne jede Einleitung:

„Gnädige Frau, wissen Sie, daß das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, uns von aller Sünde reinigt?"

„Was sagen Sie da, mein Herr?" versetzte Frau M. auf diese unerwartete und ihr zunächst ganz unverständliche Frage, „wollen Sie, bitte, Ihre Worte wiederholen?"

„Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde", wiederholte der Unbe-

kannte, diesmal im Ton tiefer Überzeugung, und verschwand dann ebenso plötzlich, wie er gekommen war.

Frau M. war einen Augenblick stumm vor Erstaunen. Dann sagte sie zu ihrem Gatten:

„Hast du gehört? Das ist das Seltsamste, was mir je begegnet ist. Wo mögen diese Worte nur herrühren, und was haben sie zu bedeuten?"

„Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde", murmelte sie im Weiterschreiten vor sich hin. Und dann geschah etwas Merkwürdiges. Ohne daß sie sich Rechenschaft geben konnte, weshalb, verschwand mit einemmal der Druck, der so lange quälend auf ihr gelegen hatte, und ein süßer, tiefer Friede zog in ihr Herz ein und spiegelte sich wider in ihrem Antlitz.

Sie traten in den großen Festsaal. Frau M. ging auf den ersten besten der anwesenden Gäste zu und sagte zu ihm:

„Eben habe ich etwas so Außergewöhnliches gehört wie nie in meinem Leben, und ich möchte wohl wissen, ob Ihnen derartiges je zu Ohren gekommen ist? Hören Sie nur: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde"!"

Begreiflicherweise wußte der Gefragte nicht, was er auf diese Worte erwidern sollte. Und wie groß war erst das Befremden der ganzen versammelten Gesellschaft, als Frau M. von einem zum anderen ging, jedem dasselbe sagte, jedem ihre Verwunderung über diese Worte ausdrückte und auch immer wieder fragte, ob jemand ihr eine Erklärung dazu geben könne! Es dauerte nicht lange, da ging ein Raunen und Flüstern von Ohr zu Ohr: „Frau M. hat den Verstand verloren".

Aber Frau M. hatte nicht den Verstand verloren. Sie wurde einfach von der Freude erfüllt, die der Friede mit Gott zu geben vermag durch unseren Herrn Jesus Christus. (Vergl. Römer 5, 1.)

Herr M. war in peinlichster Verlegenheit. Als Mann von Welt war es ihm furchtbar, die spöttischen oder auch mitleidigen Blicke zu beobachten, die seiner Frau folgten. Er entschuldigte sich mit einigen höflichen Worten bei dem Gastgeber und führte dann seine Gattin so schnell wie möglich aus dem Saal hinaus.

Das Glück, das Frau M. in dem den Lesern dieser Zeilen sicherlich gut bekannten Ausspruch des Apostels Johannes gefunden hatte, wich auch in den folgenden Tagen nicht von ihr. Oft sprach sie die kostbaren Worte leise vor sich hin. Ihre Schwermut, ihr angeblicher religiöser Wahnsinn waren völlig verschwunden. Jedem im Hause, der Dienerschaft sowohl als auch allen Besuchern, erzählte sie von dem „kostbaren Blut, das von aller Sünde reinigt". Ihr Glück sollte aber bald noch fester gegründet werden. Auf irgend eine Weise erfuhr sie, wo diese Worte geschrieben stehen. Zum erstenmal in ihrem Leben fiel ihr die Heilige Schrift in die Hände. Sie verschlang geradezu das Neue Testament und erfuhr so die ganze glückselige Wahrheit. Das, was Gottes Geist ihr zu erkennen gegeben hatte, wurde jetzt durch die Schrift bestätigt. Ihr Herz jubelte über die Schätze der Gnade, die sie in dem geschriebenen Worte fand, und ihre Freude wurde völlig.

Als ihr Mann merkte, daß der Zustand seiner Gattin sich stets gleich blieb, daß aber ihr Glück nur noch von innen heraus zu kommen schien, ließ er, von

neuem beunruhigt, wieder den Arzt kommen, den er schon einmal zu Rate gezogen hatte, und wieder hatte dieser eine Unterhaltung mit der angeblich Kranken. Als sie ihm von dem Evangelium Jesu Christi erzählte und von dem Frieden und der Freude, die sie im Glauben an ihren Herrn und Heiland gefunden hatte, zeigte sich wieder einmal die Wahrheit des Apostelwortes: „Der natürliche Mensch nimmt nicht an, was des Geistes Gottes ist, denn es ist ihm eine Torheit, und er kann es nicht erkennen, weil es geistlich beurteilt wird". (1. Kor. 2, 14.) Der Arzt konnte nur den Kopf schütteln über das, was er hörte, und stellte dem ängstlichen Gatten folgende Diagnose:

„Religiöser Wahnsinn — ein sehr ernster Fall — der jetzt in einer ganz anderen Form zum Ausbruch kommt. Zuerst Schwermut, jetzt Ekstase. Ich fürchte, die Sache hat einen äußerst krisenhaften Charakter angenommen. Überwachen Sie Ihre Gattin sorgfältig und tun Sie alles, um sie zu zerstreuen."

Ich weiß nicht, ob Frau M. dieses ärztliche Urteil zu Ohren gekommen ist. In jedem Fall hat es nicht vermocht, ihre Freude am Herrn irgendwie zu trüben. Die Freude blieb und wurde die Quelle eines ganz neuen Lebens für sie und ihre Umgebung. Das Wort Gottes wurde ihre tägliche Speise, und sie selbst eine eifrige Jüngerin des Herrn Jesus. Sie wurde nicht müde, ihren Gatten zu bitten, doch auch den Herrn Jesus als seinen Heiland anzunehmen. Mit der Zeit fand sie einige Christen, die wie sie den Heiland liebten. Mit ihnen konnte sie sich über den Gegenstand ihres Herzens unterhalten, über Ihn, der um ihrer Sünden willen gestorben und um ihrer Rechtfertigung willen auferstanden war.

Es war einige Zeit nach all diesen Vorgängen, daß Herr M. eines Tages eine Anzahl in Paris lebender Künstler und Schriftsteller bei sich zu Gast sah. Bei Tisch kam das Gespräch auf die Religion. Man spottete darüber und erklärte sie für einen lächerlichen Aberglauben. Schließlich wurde auch der Name Jesus Christus sowie die Heilige Schrift Gegenstand des Spottes und lästernder Bemerkungen seitens der Gäste. Eine Zeitlang hörte der Gastgeber dieser Unterhaltung schweigend zu. Plötzlich erhob er sich und sagte:

„Meine Herren, ich kann nicht zulassen, daß der Name und die Religion Jesu Christi an meinem Tisch lächerlich gemacht werden. Jesus Christus ist der Sohn Gottes und unser Heiland. Sein Blut reinigt uns von aller Sünde."

Die Wirkung dieser Worte kann man sich leichter vorstellen als schildern. Bis dahin hatte Frau M. keine Äußerung aus dem Munde ihres Gatten gehört, die sie zu der Hoffnung berechtigte, daß auch er Jesum als seinen Heiland angenommen habe. An diesem Abend erkannte sie zu ihrer tiefen Freude, daß Gott ihr Zeugnis gesegnet hatte. Das mutige Bekenntnis zu Jesu und Seinem Werk wurde für Herrn M. der Anfang eines fruchtbaren und gesegneten Lebens. Vereint stellten sich die Gatten fortan in den Dienst ihres Herrn, der sie aus der Finsternis in Sein wunderbares Licht gebracht hatte.

Kürzlich ist Frau M. heimgegangen zu ihrem Herrn, nachdem sie seit ihrer Bekehrung noch sechzig Jahre gelebt hat. In ihrem langen Leben ist sie nicht müde geworden, ihr frohes Zeugnis überallhin zu tragen, wo Gott ihr Gelegenheit dazu schenkte.

Zum Schluß sei bezüglich des Boten bemerkt, den Gott seinerzeit benutzt hatte, um eine niedergebeugte Seele mit dem kostbaren Namen Seines Sohnes in Berührung zu bringen, daß dieser Mann tatsächlich ein Geistlicher war, der an jenem Abend den Hausherrn hatte besuchen wollen. Angesichts der vielen Gäste wollte er gerade das Haus verlassen, als er unwiderstehlich getrieben wurde, im Gang draußen dem ersten Menschen, den er traf, das bekannte Wort zu sagen: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, reinigt uns von aller Sünde".

Ist diese Begebenheit nicht auch ein Beweis für die Tatsache, daß der Heilige Geist, der einst den Philippus mitten aus einem großen Wirkungskreis heraus in die Wüste sandte, um dort einem einsamen Reisenden Jesum Christum zu verkündigen (Apstgsch. 8, 26—40), heute noch Ähnliches tut? Ja, Gott wirkt unaufhörlich in Seinem Erbarmen, solange der Tag Seiner Langmut währt. Der Heilige Geist wird nicht müde, die Menschen zu überzeugen von S ü n d e, von G e r e c h t i g k e i t und von G e r i c h t (Joh. 16, 8), und Er wendet, wenn es nötig ist, außerordentliche Mittel an, um die Seelen zu Jesu zu führen.

Lieber Leser, was bedeutet d i r das Blut Christi? Wie steht's mit d e i n e n Sünden? Wir lesen: „Ohne Blutvergießung gibt es keine Vergebung" (Hebr. 9, 22), und: „Das Blut ist es, welches Sühnung tut durch die Seele". (3. Mose 17, 11.) Wenn du noch nicht errettet bist, so glaube h e u t e! Glaube heute an dieses kostbare Blut, das von aller Sünde reinigt! Wahre Ruhe findest du einzig und allein in dem Herrn Jesus Christus, dem Lamm ohne Fehl und ohne Flecken, der „einmal für Sünden gelitten hat, der Gerech-

te für die Ungerechten, auf daß Er uns zu Gott führe". (1. Petr. 3, 18.) Verlaß dich nicht darauf, daß du getauft bist, stütze dich auch nicht auf die Sakramente oder auf die Kirche, noch auf irgend ein Werk von Menschen! Nimm Jesum an! Er hat selbst gesagt: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben"; und: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen". (Matth. 11, 28; Joh. 6, 37.) Und von Seinen Aposteln hören wir die Worte: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden", und: „Es ist in keinem anderen das Heil, denn auch kein anderer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir errettet werden müssen". (Apstgsch. 16, 31; 4, 12.)

Aus „Le Salut de Dieu".

Alberts Geschichte

„Albert, wenn du den Korb mit den Brötchen noch einmal fallen läßt, sollst du was erleben. Außerdem werde ich's diesmal deinem Vater sagen."

So sprach erregt Meister Linz zu seinem jüngsten Lehrling, der zu seinem Ärger so manches seinen Händen entgleiten ließ, daß man hätte meinen sollen, seine Finger wären nicht, wie die anderer Leute, zum Festhalten geschaffen worden. Albert stand recht betroffen da. Sein Meister hatte in der Tat Ursache, ungehalten über ihn zu sein. Wehe ihm, wenn er seine Drohung wahrmachte und dem strengen Vater mitteilte, wie unaufmerksam sein Sohn oft bei der Arbeit war! Der

Vater schonte nicht, das wußte Albert. Häufig genug hatte er unangenehme Bekanntschaft mit dessen Stock gemacht, und er mußte zugeben, daß er die Strafe stets redlich verdient hatte.

Alberts Eltern waren gläubige Christen. So streng der Vater auch zuweilen war, wußte Albert doch, daß nur seine väterlich sorgende Liebe ihn so handeln ließ, wie er es tat. Oft hatte der Junge Tränen in des Vaters Augen gesehen, und was sie zu bedeuten hatten, war ihm wohl bewußt. Er war ein Gegenstand der besonderen Sorge seiner Eltern, denen nichts mehr am Herzen lag, als ihre Kinder auf dem Wege wandeln zu sehen, den sie selbst gingen, nämlich in der Nachfolge Jesu.

Als Albert an alles dies dachte, wurde sein Herz ganz weich. Aufs neue faßte er die besten Vorsätze und betete am Abend in seinem Schlafkämmerlein, wie er es schon oft getan hatte. Aber leider kam es zu keiner wirklichen Entscheidung, keiner wahren Herzensübergabe an den Herrn Jesus.

So vergingen die Lehrjahre. Nach Beendigung seiner Lehrzeit kam Albert in eine Bäckerei im Siegerland. Sein neuer Meister war gleichzeitig Wirt, und das war ein Verhängnis für den jungen Mann. Wohl ging Albert des Sonntags meist in eine christliche Versammlung am Ort, wie er es von Haus aus gewohnt war. Aber seine ganze übrige freie Zeit verlebte er mit seinen weltlichen Freunden, die ihm keinen inneren Gewinn brachten, umsomehr aber das Verlangen in ihm weckten, die Welt und ihre Dinge kennen zu lernen. Mit ihnen stand er des Abends an den Straßenecken, um Tagesneuigkeiten auszutauschen und mit leichtfertigen jungen Mädchen zu scherzen. Seine El-

tern, die er regelmäßig besuchte, mußten immer wieder mit Trauer feststellen, daß ihr Albert innerlich mehr und mehr zurückging. Leider schien er auch von seiten der Christen, deren Zusammenkünfte er besuchte, wenig Förderung zu erfahren, denn auf ihre Erkundigungen erhielten sie mehr als einmal die törichte Auskunft: „Albert besucht regelmäßig die Versammlungsstunden. Was soll man von einem Neunzehnjährigen weiter verlangen?" — so als ob mit dem Versammlungsbesuch alles gut wäre.

Dann kam die Militärzeit. Albert wurde zu den Dragonern ausgehoben. Er hatte es nicht schlecht. Im zweiten Jahr wurde er Bursche beim Rittmeister. Das Leben im Hause dieses reichen Mannes, die vielen Gesellschaften, die oft unter Witz und Scherz viel Leichtfertigkeit und Sünde bargen, übten wiederum einen nachteiligen Einfluß auf ihn aus. Und ein reger Verkehr, den Albert mit seinem Vetter pflegte, der in der gleichen Garnison diente und ein ganz ungläubiger Mensch war, trug auch das seinige dazu bei, daß es auf der schiefen Ebene immer weiter abwärts ging. Durch diesen Vetter erhielt er nach Ablauf seiner Militärzeit eine Gehilfenstelle in einer Bäckerei, die wiederum mit einer Wirtschaft verbunden war.

Kein Wunder, daß dem Albert seine gläubigen Freunde immer lästiger wurden. Am liebsten sah er ihnen auf den Rücken. Als sein Bruder Richard, der ihn besuchte, einmal fragte: „Betest du eigentlich noch?" erhielt er zur Antwort:

„Nein, das hab' ich aufgegeben. Es nützt ja doch nichts."

Um diese Zeit trat alles andere bei ihm zurück vor dem Wunsche, die schwarzhaarige Else, die Tochter ei-

nes Wirtes, sein eigen nennen zu können. Und Else, die den jungen, fleißigen Menschen gern hatte, brachte es fertig, die Einwilligung ihrer Eltern zu ihrer Wahl zu bekommen. Die Hochzeit wurde fröhlich gefeiert, und da die Eltern der Braut schon ziemlich alt waren und den Wunsch hatten, sich vom Geschäft zurückzuziehen, übernahmen die jungen Leute den ganzen Betrieb. Es schien, als solle Albert alles gelingen. Zwei liebliche Töchter, Elisabeth und Minna, wurden ihm geboren und waren des Vaters ganze Freude. Auch das Geschäft ging gut. Freilich war es ein unruhiges Leben. Fast fünfundzwanzig Jahre vergingen in rastloser Tätigkeit, in Unruhe bei Tag und Nacht. Aber der Erfolg blieb nicht aus. Das Vermögen vermehrte sich von Jahr zu Jahr. Er konnte es sich erlauben, eine Jagd zu pachten, und sich manche Vergnügungen reicher Leute gestatten. So war an irdischem Gut kein Mangel. Er mochte wohl mit dem reichen Mann in dem bekannten Gleichnis zu sich sprechen: Du hast viele Güter daliegen. Iß, trink und sei fröhlich! Aber wie stand es um seine Seele? Ach, in bezug darauf war er ein Tor geworden. Er dachte nicht an sie.

Dann aber kam der Zeitpunkt, wo der heilige Gott mit ihm redete. Ganz plötzlich — seine beiden Töchter waren inzwischen zu blühenden Jungfrauen herangewachsen — erkrankte Elisabeth, die ältere. Was ärztliche Kunst vermochte, geschah. Trotzdem aber nahm die Krankheit einen schlimmen Verlauf. Es ging zum Sterben.

Eines Nachmittags, als der Vater mit Tränen im Auge am Bett seines todkranken Kindes stand, sagte dieses zu ihm:

„Vater, ich weiß, daß ich sterben muß. Wo kom-

me ich hin? Ach, ich habe nicht genug an meine Seele gedacht, nicht genug für sie gesorgt. Vater, lieber Vater, kannst du mir nicht helfen? Ich bin so bange, ich möchte ewig verloren gehen."

„Elisabeth, mein Kind", erwiderte der Vater mit erstickter Stimme, „ich hatte wohl einen gläubigen Vater und eine liebe, gläubige Mutter, aber ich habe nie ernstgemacht mit dem, was sie mir so oft gesagt haben. Ich bin meine eigenen Wege gegangen, und mein Herz ist leer dabei geblieben."

„Aber was soll ich denn machen, lieber Vater? Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren! O Vater, hilf mir doch!"

Flehend richteten sich die schönen, großen Augen seines Kindes auf ihn. Der Blick schnitt ihm ins Herz. Gewaltsam raffte er sich zusammen.

„Mein liebes Kind," rief er, „ich weiß gewiß, daß nur E i n e r helfen kann, und das ist J e s u s. O wäre doch deine liebe Großmutter hier, die könnte es dir besser sagen!"

Unter Schluchzen brach der starke Mann zusammen. Die Mutter und Minna führten ihn aus dem Krankenzimmer. Er mußte sich zu Bett legen.

Elisabeth hatte die Hände gefaltet.

„J e s u s!" kam es leise über ihre Lippen. Der Name hatte keinen fremden Klang für sie. Die christlichen Blätter, die regelmäßig von ihrem Ohm Richard gesandt worden waren, hatten ihr manches von Ihm erzählt. In einem der letzten Schriftchen war von dem Räuber am Kreuz die Rede gewesen, der sich mit der Bitte an den Heiland, der ihm zur Seite hing, gewandt hatte: „Herr, gedenke meiner, wenn du in deinem Reiche kommst!" War es nicht in allerletzter

Stunde gewesen, daß dieser Mann, in der Erkenntnis seiner bösen Taten, seine Zuflucht zum Heiland genommen hatte? Und dieser wunderbare Heiland hatte ihn nicht zurückgewiesen, sondern ihm das herrliche Wort zugerufen: „Wahrlich, ich sage dir: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein". Durfte da nicht auch sie im Glauben zu diesem Heiland kommen, der dort am Kreuz das Strafgericht für Sünder — also auch für sie — erduldet hatte?

Als die Mutter wenige Augenblicke später an Elisabeths Bett trat, hörte sie die Kranke, die mit geschlossenen Augen dalag, flüstern:

„Er tut durch des Todes Türen
Träumend führen
Und macht mich auf einmal frei."

Schon bald darauf veränderten sich die lieblichen Züge. Ein Lächeln umspielte die bleichen Lippen. Noch ein tiefer Seufzer entrang sich der jungen Brust, und alles war still. Elisabeths Geist hatte die Erde verlassen.

Weinend ging die arme Mutter in das Zimmer ihres Gatten, um ihn von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Schluchzend nahm der tiefgebeugte Mann die Nachricht entgegen und rief in bitterer Selbstanklage:

„Ich bin schuld daran, daß sie so jung hat sterben müssen! Der Herr hat mich schon so lange, lange gesucht! Er schenkte mir liebe, gläubige Eltern und einen gläubigen Bruder, aber immer verstand es der Teufel, mich durch andere Dinge zurückzuhalten. Jetzt muß Gott mir mein Kind nehmen, damit ich endlich komme!"

Und wieder erschütterte heftiges Schluchzen seinen Körper.

„O Gott!" rief er aus, während ihm die Tränen über die Wangen liefen, „ist es denn noch nicht zu spät für mich? Darf ich noch kommen?"

Die Antwort auf diese Fragen erhielt er durch seinen Bruder, der auf die Kunde von dem Tode seiner Nichte unverzüglich herbeigeeilt war.

„Gottes Wort sagt: „Wo die Sünde überströmend geworden, ist die Gnade noch überschwenglicher geworden" ", verkündete Richard ihm.

„Ja, das ist das rechte Wort für mich! O Gott, wie groß ist Deine Gnade!"

Und dann war es wunderbar, zu sehen, wie es weiterging mit dem Manne, der ob seiner großen Schuld völlig zerknirscht war. Es bedurfte keiner weiteren zuredenden Worte. Mit einemmal begann er, der bis dahin nur hatte seufzen und weinen können, laut die unbegreiflich große, herrliche Gnade Gottes zu rühmen. Er dankte und pries Gott, daß Er ihm, dem allzeit Widerstrebenden, so lange in Liebe nachgegangen war, ihn so lange getragen und ihm endlich alle seine vielen und schweren Sünden völlig vergeben hatte. Der Tag des Heimgangs seines Kindes wurde für Albert der Anfang zu einem neuen Leben.

Die seelischen Erschütterungen hatten indessen seinen Körper so sehr entkräftet, daß er nicht imstande war, an der Beerdigung teilzunehmen. Er konnte das Bett nicht verlassen. Doch vor all seinen Freunden und Verwandten, die zu ihm kamen, legte er ein offenes Bekenntnis ab, indem er sich und sein bisheriges Leben verurteilte, und vor allen lobte er den Gott der Gnade, der ihn nicht gelassen, sondern ihn zu Sich gezogen hatte aus lauter Güte.

Alberts Bekehrung war so gründlich, daß es ihm

alsbald klar wurde: Wirt kannst du nicht länger bleiben. Auch den Jagdfreuden sagte er Lebewohl. Bei dieser Entschiedenheit war es erklärlich, daß seine alten Freunde sich sehr bald sämtlich von ihm zurückzogen. So wurde es ihm verhältnismäßig leicht gemacht, all die alten Beziehungen, die ihn mit der Welt verbanden, zu lösen. Ein Verwandter riet ihm, seine Gastwirtschaft in eine Speisewirtschaft mit alkoholfreien Getränken umzuwandeln. Doch er wollte nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Er verkaufte sein ganzes Besitztum und kaufte im Nachbarort ein kleines Haus mit Garten, wo Er mit den Seinen — sein Vermögen reichte dazu aus — sorgenfrei leben konnte.

Auf Frau und Tochter hatte die Bekehrung des Gatten und Vaters einen tiefen Eindruck gemacht, aber zu einer wirklichen Sinnesänderung kam es bei ihnen leider nicht.

Der furchtbare Weltkrieg war zu Ende, aber Deutschland kam damit noch nicht zur Ruhe. Die Wirkungen des Vertrags von Versailles waren verheerend, und wie ein unheimlicher Dämon, zuerst langsam, dann schneller und schneller, rückte die Inflation heran. Auch Alberts Vermögen schmolz dahin wie Nebel vor der Sonne. Seine Hypothekenschuldner zahlten ihm die erststelligen Hypotheken in Papiermark zurück, die in wenigen Tagen ausgegeben waren. Eine Hypothek von 18 000 Goldmark wurde ihm in vier Hühnern zurückgegeben. So kam es, daß die ehemals wohlhabende Familie gar bald vor dem gänzlichen Nichts stand und wohl Grund gehabt hätte, zu verzweifeln. Aber Albert verzagte nicht. Mutig fing er an, für sich und die Seinen wieder zu arbeiten. Obwohl das in

seinem vorgerückten Alter nicht leicht war, tat er es doch fröhlichen Herzens. Die stille Zufriedenheit ihres Mannes, sein rastloser Fleiß, dazu die täglich auf sie eindringenden Sorgen brachten Frau Else mit der Zeit zu ernstem Nachdenken. Sie hatte alles unter ihren Händen zerrinnen sehen, worauf sie gebaut hatte. Jeder Tag erinnerte an die Unbeständigkeit des Lebens. Und wenn nun der Tod kam, wie würde es dann werden? Was würde ihr Leben im Jenseits wert sein? Würde es damit gehen wie mit den blauen Hundertmarkscheinen, die trotz des Stempels ihrer Echtheit so wertlos geworden waren? War nicht auch bei ihr vieles nur Schein? Gewiß, vor groben Sünden war sie bewahrt geblieben, und eine fleißige, pflichttreue Frau und Mutter war sie auch gewesen, aber wie vieles gab es doch in ihrem Leben, dessen sie sich schämen, das sie verurteilen mußte! Eigenliebe, Selbstsucht und Menschengefälligkeit hatten auch in ihrem Leben eine Rolle gespielt. Wie sollte sie mit solchen Eigenschaften vor dem heiligen Gott bestehen?

Eines Abends las Albert nach Tisch den 73. Psalm, der mit den Worten beginnt: „Fürwahr, Gott ist Israel gut, denen, die reinen Herzens sind". Unwillkürlich blickte der Lesende bei diesen Worten zu seiner Frau hinüber und sah, wie sie sich die Augen wischte. Auch sie schaute ihn an, und ihn im Lesen unterbrechend, sagte sie tief seufzend:

„O Albert, wenn ich das doch auch auf mich beziehen könnte! Aber wie könnte Gott mir gut sein? Ich bin doch nicht reinen Herzens!"

Der Mann, der schon seit einigen Tagen bemerkt hatte, daß etwas in seiner Frau vorging, erwiderte:

„Das Wort will auch sagen: „aufrichtigen Her-

zens". Dem Aufrichtigen läßt Gott es gelingen. Und wer mit aufrichtigem Herzen zu Jesu geht, der darf aus Seinem Munde das Wort hören: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen"."

Ja, kommen! „Wer zu mir kommt!" Doch wie sollte sie kommen, wie Dem nahen, der die Heiligkeit in Person ist? Hilflos schaute sie ihren Gatten an.

„Höre, was Hosea sagt", rief da Albert, dem gerade eine Stelle aus diesem Propheten einfiel. Er schlug sie auf und las: „Nehmet Worte mit euch und kehret um zu Jehova; sprechet zu Ihm: Vergib alle Ungerechtigkeit"." (Kap. 14, 2.)

„Ja", erwiderte die Frau, in Tränen ausbrechend, „mit etwas anderem kann ich nicht kommen, denn alles bei mir ist schlecht."

„Nun, dann laß uns ein wenig weiter lesen, liebe Frau! Im vierten Verse des gleichen Kapitels heißt es: „Ich will ihre Abtrünnigkeit heilen, will sie willig lieben"."

„Wie, das steht da?" rief sie schluchzend und doch in tiefer Freude aus. „O das ist genug, genug auch für mich! Er will meine Abtrünnigkeit heilen und mich lieben. O da will ich gern kommen!"

Und sie ist gekommen. Nicht lange, und der Geist Gottes brachte die suchende Seele zum völligen Erfassen der in Christo Jesu geoffenbarten göttlichen Gnade.

Minna, jetzt die einzige Tochter unserer Freunde, die so zum zweitenmal das Wunder einer Bekehrung vor ihren Augen erlebte, erhielt in dem täglichen Verkehr mit ihren beiden nun so glücklichen Eltern den vortrefflichsten Anschauungsunterricht. Und ein guter Anschauungsunterricht ist bekanntlich der beste

Lehrmeister. Fragen über Fragen tauchten in ihr auf. Mußte es nicht der Mühe wert sein, sich einem Heiland zu eigen zu geben, der so reich und glücklich zu machen vermochte, wie Vater und Mutter es jetzt trotz aller irdischen Sorgen waren? Diese und andere Fragen kamen ihr immer wieder, und sie wich ihnen nicht aus. Es dauerte auch bei ihr nicht lang, bis sie die Antwort erhielt. In dem kostbaren Blute Christi, des Lammes ohne Fehl und Flecken, fand sie Glück und Frieden, und mit Herzensentschluß stellte auch sie sich fortan auf die Seite Jesu.

So hatte die Gnade a l l e zu Sich gezogen. Das Haus unserer Freunde erwies sich fortan als ein wahres Bethanien, wo der Herr Jesus zu jeder Zeit einkehren und weilen konnte, und auf das die Worte des bekannten schönen Liedes von Spitta paßten:

O selig Haus, wo man Dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ;
Wo unter allen Gästen, die da kommen,
Du der gefeiertste und liebste bist;
Wo aller Herzen Dir entgegenschlagen,
Und aller Augen freudig auf Dich sehn,
Wo aller Lippen Dein Gebot erfragen,
Und alle Deines Winks gewärtig stehn!

„Um den Gedanken an das Unvermeidliche zu entrinnen . . .“

Wohl eine halbe Stunde lang hielt der Zug, ehe er in den Bahnhof einfuhr, und niemand wußte den Grund. Allerlei Mutmaßungen wurden unter den Reisenden laut. Ein noch jüngerer

Herr, der mir gegenübersaß, äußerte sich recht unzufrieden darüber, daß er seinen Anschlußzug versäumen werde. Als er vernahm, daß ich keine Eile hatte, da ich in V. zu bleiben gedachte, um dort die Bäder zu gebrauchen, erkundigte er sich lebhaft:

„Gibt es in V. gute Unterhaltung, gute Musik und dergleichen?"

Ich erwiderte ihm, daß ich in dieser Hinsicht nicht auf dem Laufenden sei.

„Ich bin beständig auf Reisen", versetzte er darauf. „Ich besuche eine Stadt nach der anderen, um mich zu zerstreuen und auf diese Weise den Gedanken an das Unvermeidliche zu entrinnen."

Die letzten Worte, die von einem kaum hörbaren Seufzer begleitet waren, weckten meine Teilnahme für den Fremden.

„Was verstehen Sie unter dem Unvermeidlichen?" fragte ich.

„Nun, natürlich den Tod", erwiderte er. „Es ist etwas Grauenvolles, sterben zu müssen. Ich gebe mir alle erdenkliche Mühe, nicht daran zu denken. Darum suche ich nacheinander alle größeren Plätze auf, wo es gute Konzerte gibt. Solange ich gute Musik höre, vergesse ich mein Elend und werde ruhig. Geht es Ihnen nicht ähnlich? Sterben müssen letzten Endes doch alle Menschen."

„Das ist so. Aber der Tod hat seinen Stachel für mich verloren", erwiderte ich ruhig, zur großen Verwunderung meines Gegenübers.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte er interessiert.

„Ganz einfach: Ich brauche den Tod nicht mehr zu fürchten. Durch den Glauben an den Herrn

Jesus Christus, Gottes Sohn, der für mich in den Tod gegangen ist, bin ich von seiner finsteren Macht befreit. Er kann mich nicht mehr schrecken, denn er bedeutet für mich nur den Eingang in ein besseres Land, ein Land, wo ewige Ruhe und Glückseligkeit meiner warten, und wo ich die Erfüllung meines größten Wunsches erleben werde, Jesum zu sehen."

Mit sichtlichem Staunen schaute der Fremde mich an. Da er nichts erwiderte, benutzte ich die Gelegenheit, um das eine und andere, was ich gesagt hatte, ein wenig näher zu beleuchten. Ich sprach von Christo, wie Er aus dem Himmel auf die Erde gekommen und in die Tiefen des Todes hinabgestiegen sei, um alle die aus den Banden des Todes zu befreien, die in aufrichtigem Glauben ihre Zuflucht zum Kreuze nähmen. Zuletzt führte ich aus, daß durch die Auferstehung des Herrn Jesus aus den Toten der Beweis erbracht worden sei, daß Er, der Sohn Gottes, den Tod siegreich überwunden und zunichte gemacht habe.

Mein Mitreisender hatte aufmerksam zugehört. Als ich schwieg, sagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Ja, das ist für Sie alles einfach, weil Sie es glauben. Ich habe auch einmal die Bibel gelesen, aber kein Licht ist mir aufgegangen."

Sein Haupt war bei diesen Worten vornübergesunken, und sich mit der Hand über die Stirn fahrend, setzte er gedankenvoll hinzu:

„Wenn ich meinen Verstand zurate ziehe, finde ich für den Glauben keinen Raum mehr."

„Da haben Sie recht", entgegnete ich. „Doch ist unser Verstand nicht maßgebend, da er begrenzt ist. Ihr Verstand wird Ihnen niemals dienen können,

wenn es sich um göttliche Dinge handelt. Aber er braucht Ihnen auch nicht im Wege zu stehen. „Mit dem Herzen wird geglaubt zur Gerechtigkeit", sagt die Schrift. Christus wendet sich an das Herz. Ich rate Ihnen deshalb: Lesen Sie die Bibel noch einmal, und zwar mit Ihrem ganzen Herzen. Bitten Sie Gott, daß Er Ihnen helfe, Sein Wort recht zu verstehen. Dann wird es auch in Ihrem Herzen licht werden, und Sie werden erfahren, wie glücklich der Herr zu machen vermag."

Da der Zug inzwischen in den Bahnhof eingelaufen war, schloß ich unsere Unterhaltung damit, daß ich meinem Mitreisenden einen Traktat anbot. Er überreichte mir dafür seine Karte und sagte, sich verabschiedend:

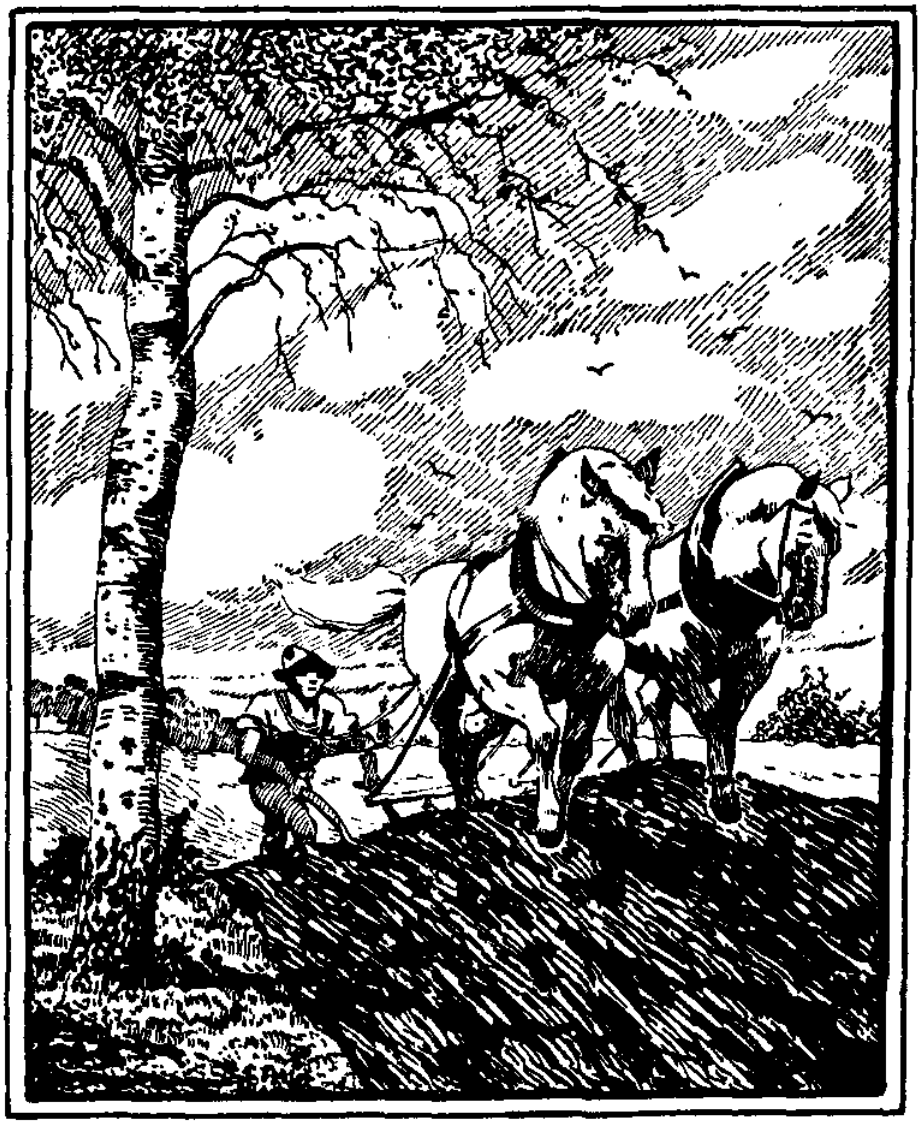
„Ich werde Ihre Worte nicht vergessen. Ich danke Ihnen von Herzen dafür. Noch nie hat mir jemand diese Dinge so klar und einfach vorgestellt. Ich verspreche Ihnen, die Bibel noch einmal zu lesen. Wenn aber dadurch in meinem inneren Zustand wieder keine Veränderung eintritt, wird mir nichts übrigbleiben, als mich in den nächsten Wochen abwechselnd in Brüssel, Amsterdam und Berlin aufzuhalten, um so den Gedanken an das Unvermeidliche aus dem Wege zu gehen."

Traurige Schlußworte! Ist es nicht besser, mußte ich mir sagen, statt, wie dieser junge Mann, voller Unsicherheit auf einen inneren Umschwung zu warten, sich in einfältigem Glauben Dem anzuvertrauen, der „dem Tode die Macht genommen" hat, und der die Furcht vor dem „Unvermeidlichen" umzuwandeln vermag in die Freude des ewigen Lebens? Die Worte meines Mitreisenden sind das düstere Echo dessen, was in den

Herzen Tausender nie zum Schweigen kommt: die grauenvolle Furcht vor dem Tode. Durch das Genießen dessen, was die Welt an Zerstreuungen bietet, suchen diese Armen zurückzudrängen, was sich am Ende doch nicht zurückdrängen läßt. Tod und Ewigkeit sind nun einmal zwei Faktoren, mit denen der Mensch zu rechnen hat. „Es ist den Menschen gesetzt, einmal zu sterben." Sieh da das Unvermeidliche! Aber Gott sei Dank! es gibt eine Auferstehung aus den Toten. Hier zuckt mancher die Achseln. Torheit, an eine Auferstehung zu glauben! Freilich, für den Verstand ist sie unbegreiflich. Aber spielt uns unser Verstand nicht manchen Streich? Sind wir nicht von unbegreiflichen Wundern umgeben? Ist die Frühlingszeit, die wir gerade jetzt wieder erleben, nicht auch ein Wunder, eine sich stets wiederholende wunderbare Tatsache vor unseren Augen? Leben sproßt aus dem Tode. So sprießt auch aus Christi Tod Leben und Unverweslichkeit für die Glaubenden. Sie, die hienieden das Bild dessen von Staub getragen haben, werden einst das Bild des Himmlischen tragen. Für immer wird für sie der Tod verschlungen sein in Sieg. Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, denn als solche, die ihre Kleider gewaschen haben, haben sie ein Recht an dem Baume des Lebens und an der ewigen Stadt. (Vergl. Offbg. 22, 14.)

Lenzesweben

Welch Leben mannigfaltig
Erfüllt den grünen Wald;
Die Vöglein, vielgestaltig,
Sie singen, daß es schallt!



Natur im Frühlingskleide,
In Blüh'n und Duft gehüllt —
Von Auferstehungsfreude
Das Menschenherz erfüllt!

Es duftet und es klinget
In holder Lenzespracht;
Und auch mein Herz, es singet
Dem, der das All gemacht!

W. K.

Schleppst auch du noch eine Last mit dir umher?

In der böhmischen Stadt Trautenau starb vor einiger Zeit einundachtzigjährig der Schuhmacher K. Was niemand in der Stadt für möglich gehalten hätte, war sein Geständnis auf dem Sterbebett, daß er vor zwölf Jahren den Rentner R. ermordet und seines Geldes beraubt habe. Bis in sein siebzigstes Jahr hatte sich der Schuhmacher durch sein Handwerk ehrlich und redlich ernährt. Dann hatte er die unselige Tat begangen. Was hatte ihn dazu veranlaßt? War die Not über ihn gekommen oder die Sorge, von was er leben solle, wenn er einmal nicht mehr arbeitsfähig sei, oder war es der Neid auf den wohlhabenden Nachbar gewesen, der, obwohl mehrere Jahre jünger als er, schon lange nichts mehr hatte zu tun brauchen? Niemand weiß es. Bekannt wurde nur, daß der alte Mann sich noch mit siebzig Jahren derart von der alten Schlange hatte umgarnen lassen, daß er das schreckliche Verbrechen beging. Ein sorgloses und ruhiges Leben mochte ihm vorgeschwebt haben. Aber wie furchtbar hatte er sich verrechnet! Zwölf lange Jahre ständig bemüht, sein entsetzliches Geheimnis zu bergen! Zwölf lange Jahre Tag und Nacht in Angst gelebt, entdeckt zu werden! Zwölf lange Jahre Unruhe und Herzbeben und Gewissensnot! Und ob er sich's trotz aller Not fest vorgenommen hatte, es keinem Menschen zu sagen, damit er noch in Ehren begraben würde — als er vor der Pforte der Ewigkeit steht, da kann er nicht sterben, bis er

seine Tat herausgeschrieen hat zum Entsetzen derer, die voll barmherziger Liebe sein Lager umstehen, damit er nicht ganz verlassen wäre in seinem letzten Lebensstündlein.

Es ist kein Mord nötig, um das Sterben schwer und bitter zu machen. Jede unehrliche Handlung, jede Sünde kann in der letzten Lebensstunde zur Bergeslast werden. Aber zumeist werden die mancherlei Sünden des täglichen Lebens nicht erst auf dem Sterbebett als Last empfunden, sondern sind jahre-, ja, jahrzehntelang unablässige Begleiter und Mahner, verhindern das Herz, zu Ruhe und Frieden zu kommen, und fordern laut und gebieterisch: „Bekenne, was du getan hast!" Der Psalmist faßt diese Gewissensnot — vielleicht ist sie auch dir, mein Leser, nicht unbekannt? — in die Worte: „Nichts Heiles ist an meinem Fleische wegen Deines Zürnens, kein Frieden in meinen Gebeinen wegen meiner Sünde. Denn meine Ungerechtigkeiten sind über mein Haupt gegangen, wie eine schwere Last sind sie zu schwer für mich."

Töricht der Mensch, der solche Last lebenslang mit sich herumschleppt! Ist er doch jede Minute in Gefahr, abgerufen zu werden, abgerufen mit all seinen Sünden in eine finstere Ewigkeit. Und dabei kann er dieser Last zu jeder Stunde los und ledig werden, so er nur dorthin geht, wo bußfertigen Sündern ihre Lasten abgenommen werden: zum Kreuz von Golgatha, an welchem Gottes eigener Sohn für uns und unsere Sünden im Gerichte Gottes gehangen und Sein Blut als Lösegeld gegeben hat. Wem diese Kunde in seiner vermeintlichen Weisheit eine Torheit dünkt, dem gilt freilich heute wie immer das an die Pharisäer gerichtete Wort Christi: „Daher sagte ich euch,

daß ihr in euren Sünden sterben werdet; denn wenn ihr nicht glauben werdet, daß ich es bin, so werdet ihr in euren Sünden sterben" (Joh. 8, 24). Wer aber die Last, die auf seinem Gewissen liegt, nicht länger mit sich herumschleppen will, der folge getrost der liebreichen Einladung des gleichen Herrn, der die obigen Worte gesprochen, der aber auch gesagt hat, und der jetzt wieder durch dieses Blatt zu jedem friedelosen Herzen spricht: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen; denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht." (Matth. 11, 28—30.) Wer dieser Einladung folgt, wird erfahren, daß der Herr Jesus unter allen Umständen Sein Wort wahrmacht. G. H.

Er hat mich geliebt

Eine sehr häßliche alte Frau war nach einem Leben des Unglaubens bekehrt und eine glückliche Christin geworden. Als Jüngerin Jesu hatte sie fortan von ihren gottlosen Nachbarn viel zu leiden. In jeder Weise suchten sie sie zu ärgern und ihre Geduld auf die Probe zu stellen. Eines Tages sagte einer ihrer Quälgeister zu ihr:

„Ich glaube bestimmt, Sie sind das häßlichste alte Weib, das ich je gesehen habe."

Freudestrahlend erwiderte die Alte:

„Ist es nicht wunderbar, daß Er ein so häßliches altes Weib, wie ich bin, liebhaben konnte?"

Wie ein armer Schuhmachergeselle reich wurde

Vor einigen Jahren reiste ich geschäftlich in der Provinz Schleswig-Holstein. Es war im März. Tagelang herrschte stürmisches, naßkaltes Wetter. Die Kleider wurden kaum mehr trocken, ein Umstand, der eben nicht zur Hebung der Arbeitsfreudigkeit beitrug. Dazu kamen die einsamen langen Abende im Hotel. Die einzige Unterhaltung war das Radio, und was man da zu hören bekam, war die traurige Wiedergabe der kümmerlichen Ergüsse des sich stetig auf absteigender Linie bewegenden Kulturlebens der damaligen Zeit.

Wenn du doch nur einmal einen gläubigen Menschen träfest! dachte ich an einem Morgen, der gerade so trübe anfing, wie der Abend vorher geendet hatte. Dann gäbe es doch auch wieder mal eine andere Unterhaltung, die dich aufmunterte! Und siehe da, noch am gleichen Morgen sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen. Ich hatte bei einem Schuhmachermeister zu tun, dessen Werkstatt mir durch ihre Sauberkeit, und dessen Gesicht mir durch seine Zufriedenheit auffiel. Als das Geschäftliche erledigt war, sagte ich:

„Lieber Meister, Sie haben da an der Wand den schönen Neukirchener Abreißkalender und so manchen

Samenkörner (Neue Folge 28) 1934

trefflichen Bibelspruch hängen. Glauben Sie auch, was darauf steht?"

„O gewiß", lautete die Antwort, „ich glaube an den Herrn Jesus."

Diese Antwort gab mir Mut, noch einige weitere Fragen an den biederen Mann zu richten. Was er erwiderte, ließ mich bald erkennen, daß ich es mit einem wiedergeborenen Menschen zu tun hatte, der seinen Heiland von ganzem Herzen liebte. Wir machten uns darauf näher bekannt. Ein Wort gab das andere, und schließlich bat ich ihn, mir mitzuteilen, wie er den Herrn gefunden habe.

„Das will ich Ihnen gern erzählen.

„Bis vor etwa zwei Jahren war ich in Stellung. Weil die Arbeit dann sehr nachließ, mußte der Meister mich entlassen. Ich ging auf Wanderschaft und kam, Arbeit suchend, nach Rendsburg. Es war schon am Dunkelwerden, als ich mir an einem Zeitungsstand eine Zeitung kaufen wollte, um die Stellenangebote einzusehen. Aber wie ich in die Tasche fasse, da — mich durchfährt es wie ein kalter Schauder — ist meine Börse fort mit dreiundachtzig Mark Inhalt! Und ich stehe da in der fremden Stadt, wo ich keinen Menschen kenne, geldlos, arbeitslos, obdachlos und brotlos. Was soll ich anfangen? Schließlich weiß ich mir nicht anders zu helfen, als zu einem Schuhmachermeister zu gehen und mir ein paar Groschen für Brot und Nachtlager zu erbetteln. Es war mir furchtbar schwer; aber was sollte ich tun? Ich habe dann in der „Herberge" am Platz einige Tage zugebracht und mir den Unterhalt durch Holzspalten verdient.

„Dann wanderte ich weiter, der dänischen Grenze zu. In Flensburg wandte ich mich an die dort erschei-

nende Zeitung, um eine Anzeige aufzugeben. Ich hoffte immer noch, ein ehrlicher Mensch möchte mein Geld gefunden haben und es mir gegen den üblichen Finderlohn zurückgeben. Aber die Anzeige kostete drei Mark fünfzig, die sofort bezahlt werden mußten, und ich hatte nichts. Ich schilderte dem Angestellten meine Notlage, aber er schüttelte den Kopf. Auf bloße Versprechungen eines ihm völlig unbekannten wandernden Handwerksburschen hin konnte er die Anzeige nicht aufnehmen.

„„Aber ich will Ihnen einen guten Rat geben", sagte er dann. „Hier in Flensburg wohnt ein Pfarrer N. Das ist ein guter Mann. Gehen Sie einmal zu ihm. Es mag wohl sein, daß er Ihnen hilft."

„Ich folgte dem Rat, wenn auch mit starkem inneren Widerstreben, und suchte den Pfarrer auf. Er empfing mich freundlich und hörte teilnehmend meinen Bericht.

„„Das Geld für die Anzeige will ich Ihnen schenken", versetzte er. „Aber erhoffen Sie nicht zu viel davon! Die dreiundachtzig Mark kann Ihnen nur Gott wiedergeben. Haben Sie schon zu Ihm gebetet, daß Er Ihnen helfen möge?"

„Ich verneinte.

„„Gott sagt in Seinem Wort: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten". Folgen Sie dieser Aufforderung und beten Sie zu Gott, wie ein Kind zum Vater spricht. Aber noch eins: Sind Sie ein Christ? Glauben Sie an den Herrn Jesus? Sind Sie wiedergeboren?"

„Ich schaute den Pfarrer erstaunt an. Solche Fragen hatte mir noch keiner gestellt. Ich war doch getauft und konfirmiert, und meine Papiere waren in

Ordnung. Was sollte da die Frage: Sind Sie ein Christ?

„Der alte Herr hatte bald heraus, wie es um mein Christentum bestellt war, und er bemühte sich daraufhin, mir aus der Heiligen Schrift den Weg zu zeigen, auf dem ich allein ein Christ werden konnte, nämlich durch den persönlichen Glauben an Jesum Christum, das fleckenlose Lamm Gottes, das für Sünder auf Golgatha litt und starb. Am Schluß unserer Unterhaltung forderte er mich dann noch einmal eindringlich auf, mir einen verborgenen Platz zu suchen und Gott meine Not zu schildern. Das habe ich dann auch getan, und denken Sie sich! der große Gott hat auf das einfältige Rufen des armen Schuhmachergesellen gehört und mir mein Geld, das ich Tage vorher, wohl hundert Kilometer von Flensburg entfernt, verloren hatte, auf Heller und Pfennig wiedergegeben. Der Finder nannte nicht einmal seinen Namen, so daß das Zahlen des ausgesetzten Finderlohns nicht in Frage kam.

„Diese wunderbare Erfahrung von Gottes gnädiger Hilfe hat damals einen gewaltigen Eindruck auf mich gemacht und ist die Veranlassung geworden, daß ich den Schatz gefunden habe, dem gegenüber alle Schätze der Erde nichts sind. Zunächst kam mir die Größe des l e b e n d i g e n Gottes zum Bewußtsein. Dann wurde mir klar, daß ich es mit einem h e i l i g e n Gott zu tun hatte. Und diese Erkenntnis wiederum brachte mich dahin, ein tiefes Gefühl über meinen verlorenen Zustand zu bekommen. Ich erkannte, daß ich ewig verloren war und mit Gott versöhnt werden mußte. In diesem Bewußtsein habe ich mich dann aufs neue in heißem Flehen zu Gott gewandt um

Hilfe und Vergebung meiner Sünden. Und der gnädige und barmherzige Gott hat auch dieses Gebet erhört und mir alles vergeben um Christi willen. Ich kann Ihnen sagen: Wie Schuppen ist es mir von den Augen gefallen. Auf einmal sah ich das Lamm Gottes, das auch für mich geopfert worden ist, und seitdem weiß ich, daß der Herr Jesus alles für mich gutgemacht hat.

„Fortan bin ich meinen Weg mit glücklichem Herzen gegangen, habe mich inzwischen selbständig gemacht und gedenke, demnächst zu heiraten. Meine Braut ist ebenfalls ein Eigentum des Herrn Jesus. Wie Sie sehen, geht es mir gut, sehr gut sogar."

Das ist's, was mir der liebe Schuhmachermeister an jenem Morgen erzählt hat. Der Bericht machte mich selbst wieder froh, so daß ich meine Arbeit in ganz anderer Stimmung fortsetzte. Bevor ich ging, bat ich den Meister um die Anschrift des lieben alten Pfarrers in Flensburg. Da diese Stadt zu meinem Reiseprogramm gehörte, wollte ich ihn, wenn möglich, besuchen.

„Das tun Sie nur gar", rief der Meister erfreut, „und vergessen Sie nicht, ihn herzlich zu grüßen und ihm zu erzählen, wie gut es mir jetzt geht."

Kurze Zeit darauf hatte ich Gelegenheit, den Besuch in Flensburg auszuführen. Zuerst wollte die Hausdame, welche die Tür öffnete, mir den Einlaß verwehren. Aber so schnell ließ ich mich nicht abweisen.

„Ich komme von N. von dem Schuhmachergesellen, der damals die dreiundachtzig Mark verloren hat", rief ich laut in den Hausflur hinein, „und soll von dort schöne Grüße an den Herrn Pfarrer bestellen."

Einen Augenblick später öffnete sich eine Zimmertür.

„Kommen Sie herein! Kommen Sie herein!"

Ein greises Haupt wurde sichtbar, und eine Hand streckte sich mir zur Begrüßung entgegen. Ich mußte Platz nehmen und erzählen, was ich in N. erfahren hatte. Der alte Herr freute sich sehr, wieder etwas von dem Schuhmacher zu hören, und als er erfuhr, daß auch ich ein Kind Gottes sei, ging ihm das Herz auf. Welch ein wunderbares Ding ist's doch um die Bruderliebe! Wir hatten einander noch nie gesehen und waren in mancher Hinsicht so verschieden voneinander wie nur möglich, aber das Band der Liebe umschlang unsere Herzen vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an. Ich erfuhr manches aus dem Leben des alten Dieners des Herrn, der in verschiedenen Gegenden Deutschlands gearbeitet und es stets als seine Aufgabe betrachtet hatte, den Menschen den Weg zum Himmel zu zeigen.

„Ich bin jetzt schon achtzig Jahre alt, und der Herr Jesus wird mich bald zu Sich nehmen", sagte er zum Schluß; und mir die Backen streichelnd, fügte er hinzu:

„Dann, lieber Bruder D., sehen wir uns oben wieder!"

Das wäre die Begebenheit von dem armen Schuhmachergesellen, der in Jesu Christo so reich und glücklich geworden ist. Da nun in meiner Geschichte ein Pfarrer eine Rolle gespielt hat, möchte ich anschließend gleich ein zweites Reiseerlebnis berichten, in dem auch von einem Geistlichen die Rede ist, aber diesmal von einem, der n i c h t wußte, ob er in den Himmel komme.

In Breslau stieg ich in den vom Balkan kommenden Berliner Schnellzug. In dem langen Gang fiel mir ein Mann auf in der Tracht eines katholischen Geistlichen. Unsere Blicke trafen sich. Merkwürdig treue Augen! dachte ich bei mir. Keine Spur von Überhebung oder Pharisäertum! Es war ein ehrliches Gesicht, das mich sogleich anzog. Neugierig war ich auch, denn der Mann trug einen langen, schwarzen Mantel, großen Hut, langen Vollbart und um die Hüften eine knallrote Schärpe, wie ich sie schon bei Kommunisten gesehen hatte. Den Mann mußt du kennen lernen! dachte ich weiter, trat mit der mir eigenen Freimütigkeit an ihn heran, begrüßte ihn freundlich und sagte, ich freue mich immer, einen Geistlichen zu sehen, denn wenn er seine Pflicht tue, sei er für das Volk ein Segen. Daß der Mann im schwarzen Mantel zu dieser Bemerkung wohlwollend nickte, war mir nicht weiter verwunderlich. Ich kam dann auf die rote Schärpe zu sprechen, die meine Neugier geweckt hatte, und erkundigte mich, ob er vielleicht Geistlicher der Griechisch-Katholischen Kirche, und ob die rote Schärpe dazu bestimmt sei, ihm die Sympathien der Sowjet-Regierung zu erwerben.

„O nein, bewahre", versetzte er lächelnd. „Ich arbeite für einen neuen Orden und komme gerade von Oberschlesien, wo ich eine Station gegründet habe. Jetzt bin ich auf der Reise nach Sachsen, um dort eine Station zu gründen. Irrtümlicherweise bin ich in den Berliner Zug gestiegen. In Liegnitz steige ich um."

„So so", versetzte ich, „nun, es freut mich, daß Ihre Arbeit Erfolg gehabt hat. Aber, Herr Prediger, erlauben Sie mir jetzt eine andere Frage: Kommen Sie in den Himmel?"

Fassungslos starrte der Mann mich an. Diese Frage hatte er ganz bestimmt nicht erwartet. Doch wurde er nicht etwa ärgerlich und wies mich hochmütig ab. Nach einer Pause antwortete er zögernd:

„Das will ich doch hoffen. Jedenfalls gebe ich mir Mühe, Gottes Gebote zu halten und gute Werke zu tun, denn nur so können wir uns ja den Himmel verdienen. So ohne weiteres kann doch kein Mensch wissen, ob er in den Himmel kommt."

„Da bin ich anderer Meinung", widersprach ich. „Ich kenne evangelische und auch katholische Geistliche, die bestimmt wissen, daß sie in den Himmel kommen. Und von mir selbst darf ich dasselbe behaupten, obwohl ich keine Spur besser bin als andere Menschen, die nicht wissen, daß sie in den Himmel kommen. Ich habe durch Gottes Gnade schon in meiner Jugend meinen verlorenen Zustand erkannt und weiß seit meinem sechzehnten Lebensjahr auf Grund von Evangelium Joh. 3, daß ich wiedergeboren bin. Gott hat mir alle meine Sünden vergeben, denn mein Herr Jesus Christus hat auf Golgatha Sühnung dafür getan."

„Sie machen sich die Sache recht leicht", versetzte er kopfschüttelnd. „Aber so ohne weiteres geht das doch nicht. Ich wiederhole: Ohne das Halten der Gebote und ohne gute Werke kommt kein Mensch in den Himmel."

„Aber, Herr Prediger, hat denn der Räuber am Kreuz gute Werke getan? Und ist er nicht in den Himmel gekommen, wenn der Herr Jesus selbst zu ihm gesagt hat: Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!"?

„Ja, da haben Sie recht!"

„Und weshalb kam er in den Himmel?"

„Nun, er hat eben Buße getan und an Jesum geglaubt."

„Ganz recht. Buße und Glaube genügten. Gute Werke zu tun, hatte er überhaupt keine Zeit mehr. Ähnliches finden wir bei dem armen Lazarus aus dem bekannten Gleichnis. Nicht ein Wort bei ihm von guten Werken, — was hätte der arme kranke Mensch, der da voller Geschwüre an der Tür des Reichen lag, auch viel Gutes tun können? — und doch wurde er von den Engeln getragen in Abrahams Schoß. Nirgendwo lesen wir in der Schrift, daß wir uns durch gute Werke den Himmel verdienen können, denn dann wäre ja das Kreuz von Golgatha überhaupt überflüssig."

„Aber", wandte er ein, „das werden Sie mir doch zugeben, daß Gott einen Unterschied zwischen kleinen und großen Sünden macht."

„Was heißt kleine und große Sünden? Für den heiligen Gott, der selbst Seinen Engeln Torheit zur Last legt, ist schon ein unreiner Gedanke Sünde, regelrechte Sünde. Und ist es bei uns beiden bei sündigen G e d a n k e n geblieben? Bei mir jedenfalls nicht. Ich bin heute ein Mann von vierundvierzig Jahren, und Sie?"

„Ich bin achtundzwanzig Jahre."

„Nun, wir sind beide jung gewesen. Mir z. B. hat's immer gut geschmeckt, und wenn die Mutter was besonders Gutes im Schrank hatte, dann wußte ich Gelegenheit zu finden, mir einen Extra-Bissen herauszuholen, und wenn die Mutter dann fragte: Wer hat das wieder getan? dann hatte keiner es getan. Und ähnlich war es mit Nachbars Äpfeln und Birnen. Und wie trefflich habe ich es verstanden, dem Herrn Lehrer

und dem Herrn Pfarrer etwas vorzulügen! Und wie war's bei Ihnen?"

„Leider auch nicht anders."

„Sehen Sie, wir haben also beide gelogen und gestohlen, von den groben und verborgenen Sünden des Herzens gar nicht zu reden. Die Menschen haben vieles davon nicht gesehen, aber Gottes Augen ist nichts verborgen geblieben. Und Sein Wort sagt: „Den Feigen aber und Ungläubigen... und allen Lügnern — ihr Teil ist in dem See, der mit Feuer und Schwefel brennt, welches der zweite Tod ist"."

Diese Bemerkung beunruhigte den Mann im schwarzen Ordensgewand sichtlich. Er suchte einen Ausweg, indem er auf die Heiligen und ihre Fürsprache hinwies. Demgegenüber wies ich ihn auf das Wort unseres Herrn hin: „Wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen". (Joh. 5, 24.)

„Nach Gottes Wort ist es nur der Glaube an Jesus Christus, das auf Golgatha geopferte Lamm Gottes, der dem Sünder helfen kann", setzte ich hinzu. „Der Apostel Petrus schreibt an die Gläubigen: „Ihr seid nicht mit verweslichen Dingen, mit Silber oder Gold, erlöst worden von eurem eitlen Wandel, sondern mit dem kostbaren Blute Christi, als eines Lammes ohne Fehl und ohne Flecken", und als er am Pfingsttage seine große Bußpredigt in Jerusalem hielt, und die Leute fragten, was sie denn nun tun sollten, da forderte er sie nicht auf, gute Werke zu tun, Almosen zu geben und fleißig in den Tempel zu gehen, sondern antwortete: „Tut Buße, und ein jeder von

euch werde getauft auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden". Und dann beschwor er sie: „Laßt euch retten von diesem verkehrten Geschlecht!" (Apstgsch. 2, 37—40.) Buße und Glaube — das sind die zwei notwendigen Stücke für den Menschen. Auf diese Weise empfängt er Vergebung seiner Sünden und ewiges Leben, und dann, aber auch nur dann, ist er in der Kraft des Geistes Gottes imstande, Werke zu tun, die Gott wohlgefällig sind, ja, die, wie der Apostel Paulus an die Epheser schreibt, „Gott zuvorbereitet hat, auf daß wir in ihnen wandeln sollen"."

Mittlerweile waren wir in Liegnitz angelangt, wo mein Reisegefährte umsteigen mußte. Ich half ihm sein Gepäck auf den Bahnsteig bringen, und dann verabschiedeten wir uns mit herzlichem Händedruck. Ich habe ihn nicht wiedergesehen und weiß somit nicht, ob unsere Unterhaltung einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht hat. Mein Gebet für den Mann ist, daß Gott seine Unruhe derart vermehren möge, daß er sich nicht anders zu helfen weiß, als sich bedingungslos dem Heiland der Sünder zu übergeben. Dann wird seine Unruhe jenem Frieden weichen, den die Welt nicht geben kann.

„Wie ein Vater sich über die Kinder erbarmt . . ."

In dem ärmlichen Zimmer eines Londoner Vorstadt-Häuschens saß um die Mittagszeit ein vaterloser französischer Junge am Krankenbett seiner Mutter. In gedämpftem Ton summte er eine Me-

lodie vor sich hin, die die Kranke allmählich einschläferte.

Es war recht trostlos um die beiden Menschen bestellt. Es fehlte ihnen buchstäblich an allem. Nicht einmal mehr ein Stückchen Brot lag im Kasten. An diesem Tage hatte Peter noch nichts zu essen gehabt. Um sich nicht von seinen traurigen Gefühlen überwältigen zu lassen, trällerte er sein Liedchen, das von eigenartiger Schönheit war, auch dann noch leise vor sich hin, als die Mutter längst sanft eingeschlummert war. Trotzdem hatte er Mühe, seine Tränen zurückzuhalten. Er und seine geliebte Mutter hatten Grund, sich verlassen zu fühlen, und — Hunger tut weh. Dabei dachte er noch weniger an sich als an die Kranke. Was hätte er darum gegeben, wenn er der geliebten Mutter ein paar erfrischende Apfelsinen hätte beschaffen können, nach denen die Kranke so sehr verlangte! Aber woher sie nehmen? Er nannte ja nicht einen Penny sein eigen.

„O Gott", entschlüpfte es unter einem tiefen Seufzer den jugendlichen Lippen, „erbarme Dich unser und hilf uns!"

Als die Mutter fest schlief, stand Peter leise auf und trat ans Fenster. Da bemerkte er auf der Straße einen Mann, der ein großes schwarzes Brett auf der Schulter trug, auf dem in großen Buchstaben zu lesen stand:

Heute und folgende Abende
Geistliche Musik in ...
Ausführende: Constanze Gaveaux und
Charles Chamille Saint Saëns aus Paris.

„O wenn ich das doch einmal hören könnte!" hätte Peter beinahe laut gerufen. Es kam nicht häu-

sig vor, daß man in der armseligen Gasse, in welcher er mit seiner Mutter hauste, eine derartige Bekanntmachung las. Der Träger des Reklamebretts hatte es, da es Mittag war, mit nach Hause genommen. So geschah es, daß auch die Bewohner des Armenviertels die seltene Ankündigung zu lesen bekamen.

Plötzlich durchschoß den Jungen ein Gedanke. Es blitzte ordentlich auf in den klaren blauen Augen, und ein hoffnungsfrohes Leuchten glitt über das hübsche Jungengesicht, aus dem trotz seiner Jugend ein ernster, kluger Geist sprach. Rasch nahm er aus einer Dose einen zusammengerollten Bogen Papier, warf noch einen Blick auf die schlafende Mutter und eilte leise aus dem Zimmer.

„Wer, sagen Sie, will mich sprechen?" fragte Madame Gaveaux den Hoteldiener, der ihr die Meldung machte, daß jemand sie zu sehen wünsche. „Ich habe heute schon so vielen Leuten Rede und Antwort stehen müssen, daß es mir allmählich lästig wird."

„Ein hübscher Junge mit blonden Locken und lebhaften Augen, gnädige Frau", erwiderte der Hoteldiener. „Er sagt, daß er Sie notwendig sprechen müsse. Es werde Ihnen nicht leid tun, wenn Sie ihn empfingen, meinte er. Er würde Sie nicht lange aufhalten."

„Nun, dann lassen Sie den Jungen hereinkommen! Wer könnte Kindern etwas abschlagen?"

Kurz darauf stand Peter, sein Mützchen unter dem Arm und eine Papierrolle in der Hand, vor der berühmten Sängerin.

„Ich komme, gnädige Frau", sagte er mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Freimütigkeit, „um Sie

zu fragen, ob Sie wohl so gut wären, diese kleine Komposition" — damit hielt er die Papierrolle in die Höhe —, „falls sie Ihnen gefällt, an einem Ihrer Abende mit zum Vortrag zu bringen. Ich bin so frei, Sie darum zu bitten, weil meine Mutter sehr krank ist, und wir so arm sind, daß wir weder etwas zu essen noch die für Mutter so nötige Medizin kaufen können. Vielleicht würde es den Zuhörern gefallen, und .. und ..."

Er brauchte nichts weiter zu sagen. Die Sängerin, die den hübschen Jungen wohlgefällig betrachtete, hatte ihm die Rolle bereits aus der Hand genommen und begann nun, die Melodie des Stückes leise vor sich hin zu summen, indem sie auf dem Klavier einige Begleitakkorde dazu anschlug.

Dann sagte sie freundlich:

„So, so, das hast du gemacht? Das ist wirklich hübsch."

Nach einigem Nachsinnen fuhr sie lächelnd fort:

„Ja, siehst du, mein Junge, ich bin gern bereit, dir zu helfen, und will mein Bestes für dich tun. Aber an deiner kleinen Arbeit fehlt noch das eine und andere. Auch scheint mir, daß das Stück weniger für Klavier, aber umso besser für die Orgel geeignet ist. Ich will deshalb mit Herrn Saëns, der mich auf dem Klavier begleitet, über deine Angelegenheit sprechen. Er hat das Zeug dazu, aus deiner Melodie ein schönes Vortragsstück zu machen. Unterdes sei gutes Mutes, mein Kind! Der große Gott des Himmels und der Erde gedenkt in Gnaden der Armen. Komm in ungefähr einer Stunde wieder! Ich werde dir dann das weitere mitteilen. Einverstanden?"

Peters freudestrahlende Augen gaben die beredteste Antwort auf diese Frage. Mit höflichem Dank verneigte er sich vor der Sängerin und verließ das Hotel. Madame Gaveaux setzte sich ungesäumt mit Herrn Saëns in Verbindung und bat um seinen Besuch. Der berühmte Tonkünstler ließ nicht lange auf sich warten. In weniger als einer halben Stunde war er zur Stelle. Als er die uns bekannten Dinge erfahren hatte, sah er sich die kleine Komposition an und sagte dann erfreut:

„Das ist in der Tat eine selten schöne Melodie. Sie wird aber am meisten zur Geltung kommen, wenn sie auf der Orgel gespielt wird. Deswegen schlage ich vor, wir mieten für heute abend ein gutes Harmonium und lassen es in den Saal stellen. Die Kosten nehme ich gern auf mich. Ich will die Melodie sofort vierstimmig setzen und das Stück, wenn es Ihnen recht ist, noch heute abend selbst vortragen."

Mit Freuden stimmte Madame Gaveaux diesem Vorschlag zu. Das konnte etwas für den armen kleinen Peter werden! Sie verabredete mit Herrn Saëns, die Geschichte des Tonstücks, bevor es gespielt werde, dem Publikum zu erzählen, um auf diese Weise die Gebefreudigkeit für die arme Familie zu wecken.

Pünktlich erschien Peter wieder im Hotel. Als die Sängerin ihm lächelnd mitteilte, was der Komponist von seinem Stück gesagt, und was er für ihn zu tun versprochen hatte, wurde der arme Junge dunkelrot. Das war ja weit mehr, als er erwartet hatte. Seine Freude aber erreichte den Höhepunkt, als die freundliche Sängerin ihn fragte, ob er nicht auch selbst die Musik am Abend anhören möchte.

„O gnädige Frau", rief er begeistert aus, „das ist ja mein allergrößter Wunsch!"

Doch im nächsten Augenblick schwand der strahlende Ausdruck wieder aus seinen Zügen, und verlegen schob er sein Mützchen zwischen den Fingern hin und her. Auf die Frage der Sängerin, was er habe, erklärte er, er könne seine kranke Mutter nicht so lange allein lassen und müsse daher dankend auf die freundliche Einladung verzichten.

„Wenn es weiter nichts ist", erwiderte Madame Gaveaux freundlich, „dann kann geholfen werden. Ich

werde jemand zu deiner Mutter senden, um ihr während deiner Abwesenheit Gesellschaft zu leisten. Hier hast du drei Schilling. Kaufe etwas zu essen dafür. Und hier ist eine Eintrittskarte für dich. Sei recht pünktlich, damit du einen guten Platz in meiner Nähe bekommst!"

Peter eilte hinaus, glücklich, überglücklich. Wie freundlich hatte Gott auf seine Bitte geantwortet! Sein erster Gang führte in einen Obstladen, um dort für die kranke Mutter ein paar köstliche Apfelsinen zu erstehen. Außerdem kaufte er noch einige Lebensmittel. Bald darauf saß er wieder an dem Bett der Kranken und erzählte ihr unter Freudentränen alles, was er erlebt, wie Gott sein Seufzen gehört, und wie Er so freundlich geholfen hatte.

Am Abend war Peter einer der ersten. Aber bald füllte sich der große Saal. Die Namen Gaveaux und Saint Saëns hatten einen guten Klang.

Dann erschienen die beiden Künstler, und Madame Gaveaux sang. Es war ein einzigartiger Genuß, sie zu hören. Die Zuhörer lauschten mit angehaltenem Atem, ganz unter dem Eindruck dessen, was diese beiden gottbegnadeten Künstler vortrugen. Als letztes Lied sang Madame Gaveaux:

„O Herr! der Du des Himmels Zelt ausbreitest
Und alles, was auf Erden ist, bereitest . . ."

Als das Lied zu Ende war, winkte die Sängerin mit der Hand, zum Zeichen, daß sie noch etwas zu sagen habe. Sie erklärte dann, daß jetzt noch ein kürzeres Tonstück folgen werde, nicht für Gesang und auch nicht für Klavier komponiert, sondern für Harmonium. Herr Saint Saëns werde es als besondere Zu-

gabe vortragen. Der Komponist des Stückes sei ein dreizehnjähriger Knabe. Von ganzem Herzen hoffe sie, daß alle Anwesenden einen rechten Genuß von der kleinen Komposition haben würden. Darauf schilderte sie in kurzen, zu Herzen gehenden Worten die Umstände, unter denen sie in den Besitz der Komposition gekommen sei.

Der Künstler begann zu spielen. Es klang zunächst wie liebliches Geflüster. Eine wehmütige Weise folgte. Dann brausten die Akkorde wild auf, als wollten sie einem tiefen, bitteren Seelenschmerz Luft machen, und schließlich klangen sie, leiser und leiser werdend, in einen süßen und seligen Trost aus, der sich wie Balsam auf ein zerschlagenes Gemüt legte.

Peter wurde abwechselnd bleich und rot. Ja, das war seine Melodie. Und doch war etwas Neues erstanden unter den Meisterhänden dieses begnadeten Künstlers, der seine einfache Weise so herrlich in Verbindung mit einigen Zwischensätzen wiederzugeben verstand.

Am folgenden Morgen erhielt Peters Mutter den Besuch von Madame Gaveaux. In ihrer gütigen Art begrüßte die Sängerin die kranke Frau. Dann legte sie ihre Hand auf Peters Haupt und sagte:

„Ihr Junge hat Gaben von Gott empfangen. Seine kleine Komposition ist sehr hübsch und ist mit viel Freude aufgenommen worden. Verschiedene Damen und Herren haben sich gestern erboten, für Sie und Ihren Sohn zu sorgen und Peter von tüchtigen Lehrern unterrichten zu lassen."

Die Kranke weinte vor Freude. Peter aber stand mit gefalteten Händen da. Zu sprechen vermochte er nicht, aber aus dem jungen Herzen stieg ein inniges

Dankgebet zu Gott auf, der Seine Gnade und Güte an ihm groß gemacht hatte.

Als die Sängerin gegangen war, dankten Mutter und Sohn gemeinsam dem Herrn für Seine liebreiche Hilfe aus aller Not.

Der Name des begabten Knaben ist später in Frankreich allgemein bekannt geworden. Leider ist Pierre Lafage — so lautet er — schon früh aus dem Leben geschieden. Während des Weltkrieges ist er bei der Beschießung der französischen Stadt Reims gefallen. Gott hatte ihm schon in jugendlichem Alter den ganzen Reichtum Seiner Gnade und Gunst zugewandt, und Seiner Liebe gefiel es ebenfalls, ihn in jungen Jahren heimzuholen ins Paradies.

„Wisset, daß eure Sünde euch finden wird."

Wir Menschen können uns gegenseitig täuschen. Mancher, der sein Leben lang ein Betrüger gewesen ist zum Schaden seiner Mitmenschen, bringt es vor der Welt fertig, bis an sein Ende den guten Schein zu wahren, den ehrlichen Mann zu spielen und sich so der verdienten Bestrafung zu entziehen. Nicht so vor Gott. Wenn wir Menschen auch imstande sein mögen, unsere bösen Handlungen vor den Augen unserer Mitmenschen zu verbergen, vor Gott niemals. Es gibt weder Großes noch Kleines in unserem Leben, das wir vor dem Auge des Allsehenden verbergen könnten. Vor Ihm ist „alles bloß und aufgedeckt", und — das ist so ernst — wir alle „haben es mit Ihm zu tun". (Vergl. Hebr. 4, 13.)

Die nachfolgende Begebenheit aus dem Leben der Könige Ahab und Josaphat bildet eine treffende Erläuterung zu dem oben Gesagten. Sie zeigt, daß, mag der Mensch sich auch noch so anstrengen, sich noch so verstellen, um die Gefahr von sich abzuwenden und dem göttlichen Gericht zu entgehen, all sein Tun vergeblich ist — er kann Gott nicht entrinnen.

„Und der König von Israel und Josaphat, der König von Juda, zogen hinauf nach Ramoth-Gilead. Und der König von Israel sprach zu Josaphat: Ich will mich verkleiden und in den Streit ziehen, du aber lege deine Kleider an. Und der König von Israel verkleidete sich, und sie zogen in den Streit. Der König von Syrien hatte aber seinen Obersten der Wagen geboten und gesagt: Ihr sollt weder wider einen Geringen streiten noch wider einen Großen, sondern wider den König von Israel allein. Und es geschah, als die Obersten der Wagen Josaphat sahen, — denn sie sprachen: Das ist der König von Israel! — da umringten sie ihn, um zu streiten, und Josaphat schrie; und Jehova half ihm, und Gott lenkte sie von ihm ab. Und es geschah, als die Obersten der Wagen sahen, daß er nicht der König von Israel war, da wandten sie sich von ihm ab. Und ein Mann spannte den Bogen aufs Geratewohl und traf den König von Israel zwischen den Panzer-Anhang und den Panzer. Da sprach er zu seinem Wagenlenker: Wende um und führe mich aus dem Lager hinaus, denn ich bin verwundet. Und der Streit nahm überhand an selbigem Tage, und der König von Israel blieb aufrecht stehen in dem Wagen, den Syrern gegenüber, bis zum Abend; und er starb zur Zeit des Sonnenuntergangs." (2. Chron. 18, 28—34.)

Es fällt beim Lesen dieser Zeilen auf, daß der König von Israel in dem ganzen Abschnitt nicht ein einziges Mal mit seinem Namen, sondern nur mit seinem Titel genannt wird. Das ist nicht von ungefähr. Ahab fürchtete Gott nicht. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette von Sünden, eine offene Auflehnung gegen Gott gewesen, und das Wort aus Psalm 16, 4 fand Anwendung auf ihn: „Ihre Namen werde ich nicht auf meine Lippen nehmen". Doch noch einmal warnt der langmütige Gott den bösen König. Er läßt ihm durch Micha, den einzigen treuen Propheten an des Königs Hofe, verkünden, daß er nicht in Frieden aus dem Streit, von dem er sich nicht abhalten lassen will, zurückkehren werde. Umsonst. Ahab beachtet die göttliche Warnung nicht. Er glaubt, Gott trotzen zu können und imstande zu sein, sich selbst zu helfen. Er w i l l auf seinem Wege beharren, und das Ende ist ein unrühmlicher Untergang.

Der Zweck, den Ahab verfolgte, als er Josaphat, den König von Juda, der ein wahrer, wenn auch irrender Gläubiger war, aufforderte, zusammen mit ihm in den Streit zu ziehen, liegt auf der Hand. Es scheint, als ob die ernsten Worte Michas doch nicht so ganz ohne Eindruck auf ihn geblieben wären. Und so sann er auf Mittel, um seine Feinde zu täuschen. Wenn Josaphat, rechnete er, in seinen königlichen Kleidern im Kampfe erschien, so würde sich die Aufmerksamkeit der Feinde auf ihn richten. Er selbst aber, Ahab, würde in seiner Verkleidung unerkannt bleiben und so, in verhältnismäßiger Sicherheit und unbemerkt vom Feinde, die Schlacht leiten können. Der Plan war alles andere als edel, aber er war gut ausgedacht. Er würde auch, aller menschlichen Voraus-

sicht nach, gelungen sein, denn Josaphat fiel in die ihm gelegte Schlinge. Aber — der Mensch denkt, und Gott lenkt. Bei Ihm war es beschlossen, Ahab zu töten. Sein Sündenmaß war voll. Menschen mochte er durch seine Verkleidung täuschen, aber welch eine Torheit, zu meinen, daß sie dazu dienen könnte, Gottes Plan zu vereiteln! Ein Pfeil wird aufs Geratewohl abgeschossen, und Gott lenkt diesen Pfeil. Er trifft den König trotz seines Panzerschutzes tödlich, während Josaphat in seiner Bedrängnis durch Gott gerettet wird.

Mein Leser, Gott kann die Sünde nicht ungestraft lassen, denn Er ist ein heiliger Gott. Er m u ß die Sünde richten. Die Menschen reden gern von der Güte und dem Erbarmen des „lieben Gottes". Sie sagen, daß es ganz und gar nicht zu Gottes liebendem Herzen passe, den Sünder zu verdammen. Die, welche so sprechen, verraten aber damit nur, wie unwissend sie sind in bezug auf Gott, der nicht nur Liebe, sondern auch G e r e c h t i g k e i t und H e i l i g k e i t ist, der sich selbst einen „eifernden" Gott nennt, und von dem das Wort spricht als von einem „verzehrenden Feuer". Nein, Gott kann die Sünde nicht übersehen. Seine Heiligkeit fordert ihr Gericht, und diesem Gericht vermag niemand durch eigenes Bemühen zu entfliehen.

Aber Gott sei Dank! Es g i b t eine Rettung vor diesem Gericht, und Gott selbst hat sie bereitet. Als Retter hat Er den eingeborenen, geliebten Sohn in diese Welt gesandt und hat Ihn, „der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir (die Sünder) Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm". Jesus, das fleckenlose Lamm Gottes. hat am Kreuz „für Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten,

auf daß Er uns zu Gott führe". Am Kreuz traf Ihn, der freiwillig unsere Stelle einnahm, das ganze Gericht Gottes wider die Sünde. Er hat es getragen, hat die ganze Schuld bezahlt, und nun darf jeder, der will, Zuflucht nehmen zu dieser Rettung. „Wer an Ihn glaubt, wird nicht gerichtet." (Joh. 3, 18.) „Wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst." (Offbg. 22, 17.)

„Wer da will." Ahab, Israels König, war manchmal von Gott gewarnt worden. Er wußte den Weg, der sich für ihn vor Gott geziemte. Aber er hatte ihn nicht gehen wollen, und so traf ihn das göttliche Gericht. Viele Jahre später, als Gottes Sohn selbst in Menschengestalt auf Erden weilte, hat Er sich oft — o wie oft! — darum gemüht, die Kinder Jerusalems um sich zu versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel, aber auch sie haben nicht gewollt. Die Folge war das fürchterliche Strafgericht über die widerspenstige Stadt und ihre Bewohner.

Und heute? Müht sich Gott nicht auf alle Weise, die Menschen zu überführen von ihrer Schuld? Läßt Er ihnen Sein Evangelium nicht immer und immer wieder verkündigen? Fürwahr, Er läßt sich keine Mühe verdrießen, den Menschen zu sagen, was zu ihrem Frieden und Heil dient. Aber wer achtet auf Sein Wort? Man geht dahin, gleichgültig oder in offenem Nichtwollen, bis es für immer zu spät ist.

O mein Leser, laß dich retten! Gott will, daß du errettet werdest. Aber wenn du nicht willst, was dann?

„Es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!"

Das Wort, das Felsen zerschmettert

In einem der vielen Kriege Napoleons I. wurde einst ein Regiment in einer Ortschaft einquartiert, wo einige Christen regelmäßig an bestimmten Abenden zur Betrachtung des Wortes Gottes und zum Gebet zusammenkamen. Der Ort war nicht groß. Trotzdem gelang die Unterbringung in verhältnismäßig kurzer Zeit. Nur für einen Mann wollte sich kein Quartier finden. Sein Aussehen war so verwildert und sein Benehmen so ungehobelt, daß alle Hausbesitzer die Quartiermacher dringend baten, sie mit diesem Mann zu verschonen. Ein Bauer, der wohl wußte, daß er zum mindesten *einen* Mann aufzunehmen hatte, bat den Quartiermacher, er möge ihm lieber zwei andere senden als diesen einen. Anderswo ging es ähnlich. Schließlich kamen sie an das Haus des Mannes, bei dem die christlichen Versammlungen stattfanden. Es war gerade um die festgesetzte Stunde, und der Hausherr stand in der Tür, um die Besucher zu empfangen. Der Soldat trat auf ihn zu und sagte:

„Niemand will mich aufnehmen. Bei Ihnen hoffe ich endlich Glück zu haben."

„Sie dürfen gern eintreten", lautete die freundliche Antwort, „wenn Sie mir nur versprechen wollen, sich ruhig und ordentlich zu benehmen."

Der Soldat trat in einen Raum, der zu seiner Verwunderung ganz mit Bänken besetzt war.

„Ist das hier eine Kirche?" fragte er erstaunt.

Der Hausherr gab keine bestimmte Antwort, sondern bat ihn, Platz zu nehmen.

Nach und nach füllte sich die Stube. Als alle ver-

sammelt waren, begann die Versammlung. Es wurde ein Lied gesungen und gebetet. Danach las einer der Anwesenden ein Kapitel aus der Bibel vor, worauf man sich über das Gelesene gemeinschaftlich unterhielt. Immer wieder kam dabei zum Ausdruck, daß der Herr Jesus die Person war, die in den Herzen der Versammelten den ersten Platz einnahm.

Der fremde Soldat lauschte und lauschte. Was er zu hören bekam, war ihm so wunderbar, daß er schon aus diesem Grund mäuschenstill dasaß. Was wußte er von einem Gott, der die Sünder so liebt, daß Er den eigenen Sohn für sie in den Tod gab? Die Kunde von dieser Liebestat ging dem verwilderten Menschen, der wohl nie in seinem Leben erfahren hatte, was wahre Liebe ist, ans Herz. Schließlich fing er an zu weinen und rief laut:

„O ich wünschte, daß ich so wäre wie ihr! Ich bin ein unglücklicher und gottloser Mensch, und vielleicht ist es mir bestimmt, bald von einer Kugel getroffen zu werden und vor Gott erscheinen zu müssen. O wenn ich doch so wäre wie ihr!"

Die Versammelten wurden tief ergriffen. Sie sprachen mit ihm, beteten mit ihm und für ihn, und das herrliche Ergebnis war, daß der unglückliche Mensch noch am gleichen Abend Frieden fand durch den Glauben an den Herrn Jesus. Er kam mit seinen Sünden zum Heiland und fand Vergebung. Überglücklich verbrachte er die Nacht in dem Quartier, in das — soviel war ihm nun klar — Gott ihn geführt hatte.

Schon früh am folgenden Morgen stand er auf und begab sich zu dem Bauer, der sich geweigert hatte, ihn aufzunehmen.

„Ich komme, um dir zu erzählen, bei welch braven Menschen ich untergekommen bin", rief er dem erstaunten Mann schon von weitem zu, und mit strahlendem Gesicht begann er sein wunderbares Erlebnis zu schildern.

„So, so, haben sie dir auch den Kopf verdreht? Ich hasse diese Menschen mit ihrem Geschwätz über Tod und Ewigkeit", kam es grimmig über des Bauers Lippen.

„Und dann sage ich dir, daß du heute abend mit mir in die Versammlung gehst", versetzte der Soldat kurz und bündig. „Wie kannst du es wagen, über Menschen zu schimpfen, die Gott und ihre Nächsten aufrichtig lieben, und die auch dir nichts zuleide getan haben? Heute abend komme ich dich holen."

Er hielt Wort. Pünktlich am Abend stand er wieder vor dem Bauer. Dieser mochte einwenden, was er wollte. Er wich nicht von der Schwelle, bis der Bauer mit ihm ging.

In der Versammlung saßen sie nebeneinander, und als die Stunde begann, flüsterte der Soldat seinem Begleiter zu:

„Nun mußt du die Ohren spitzen!"

Und der Bauer spitzte die Ohren. Aufmerksam folgte er dem Gesang, hörte auf die ernsten Worte des Gebets, und als das Wort gelesen und betrachtet wurde, war sein Trotz gebrochen.

„Nun, was sagst du jetzt?" fragte der Soldat, als die Stunde zu Ende war. „Ist das hier nicht ein Haus Gottes? Muß ich noch öfter kommen und dich holen?"

„Nein, das ist nicht nötig", erwiderte der Bauer. „Ich bin dir von Herzen dankbar, daß du mich hier-

hergebracht hast. Ich habe hier etwas gehört, wovon ich bis zu diesem Augenblick keine Ahnung, und wonach ich auch kein Verlangen hatte. Aber jetzt werde ich nicht ruhen, bis auch ich es ganz ergriffen habe."

Am folgenden Tage rückte das Regiment aus. Unser Soldat schied dankbaren Herzens aus dem Hause, wo er so Großes gefunden hatte. Man hörte nie wieder etwas von ihm. Sein Vorgefühl hatte ihn wohl nicht betrogen, daß eine Kugel seinem Leben bald ein Ende machen werde. Aber wurde auch sein irdisches Leben zerstört, das neue, ihm von Gott in Christo geschenkte Leben konnte nicht angetastet werden.

Und was den Bauer betrifft, so hat er Wort gehalten und nicht geruht, bis auch er sich Christi, seines Heilands, rühmen konnte. Im Glauben ergriff er das dargebotene Heil. Er lernte Gottes Wort immer mehr lieben und verstehen und ist noch ein eifriger Zeuge für seinen Herrn und Heiland geworden, dem er bis an sein Ende treu gedient hat.

Hast du mich lieb?

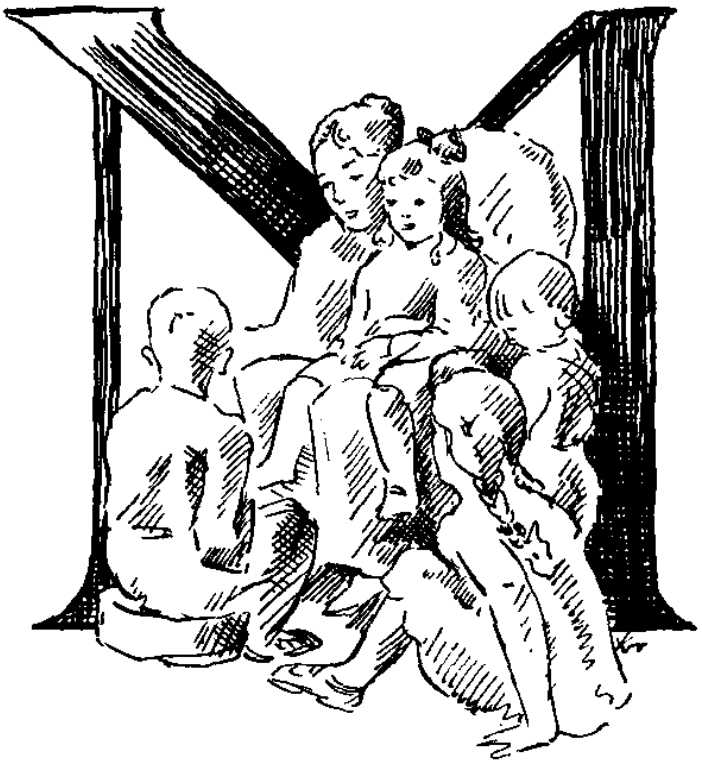
Während Fr. Wilhelm Krummacher eines Tages in seinem Studierzimmer saß, erhielt er den Besuch eines Herrn. Dieser machte ihm gleich beim Eintritt einen besonderen Eindruck. Er schien bedrückt und geängstigt zu sein, und auf die Frage, was er auf dem Herzen habe, begann er seufzend zu sagen, wie er unter dem Eindruck seiner Sündhaftigkeit stehe. So oft er sich beim Gebet oder beim Lesen der Bibel der Frage des Herrn gegenüberstelle: „Hast du mich lieb?", so müsse er in Aufrichtigkeit

die Antwort geben: „Herr, Du weißt alle Dinge. Du kennst meine Herzenskälte, Du kennst meine Tat- und meine noch zahlreicheren Unterlassungssünden; Du weißt, wie armselig mein Beten ist, wie schwach mein Glaube, und wie lückenhaft meine Verbindung mit Dir, kurz, Du weißt, daß ich Dich nicht lieb habe, wie ich sollte." In solchen Stunden fühle er den Glaubensgrund unter seinen Füßen wanken; dann sehe er im Geiste die Blitze des Sinai auf sich niederfahren und sei von tiefer Furcht wie geknickt. Er zweifle ganz und gar an seinem Heil und sehe der Ewigkeit als einer grauen, trostlosen Zukunft ohne Hoffnung auf Gnade entgegen.

Krummacher besann sich einen Augenblick, dann gab er dem Besucher folgenden Rat: „Sie müssen, mein Freund, die Frage umkehren. Wenn Sie des Herrn Stimme vernehmen, die zu Ihnen spricht: „Hast du mich lieb?", so tun Sie die Gegenfrage: „Hast D u mich lieb?" Denn nicht I h r e Liebe zu Jesus ist es, auf der für Zeit und Ewigkeit Ihre Hoffnung ruhen soll; nein, S e i n e Liebe ist der feste Grund unseres Glaubens. „Hierin ist die Liebe: nicht, daß w i r Gott geliebt haben, sondern daß E r uns geliebt und Seinen Sohn gesandt hat als eine Sühnung für unsere Sünden." " (1. Joh. 4, 10.)

Diese Trostworte fielen gleich Balsam auf dieses geängstigte Herz. Die Liebe des Herrn erschien dem Manne von diesem Augenblick an in solch hellem, klarem Licht, daß er fortan mit einer wahren Kinderfreude aus vollem Herzen zu Ihm sprechen konnte: „Ja, Herr, Du weißt alle Dinge; Du weißt auch, daß ich Dich lieb habe."

Aus Vaters Jugend



„Mutter", fragte Hans, der Älteste einer größeren Geschwisterschar, „weißt du noch, daß du uns versprochen hast, uns einmal etwas aus Vaters Jugend zu erzählen?"

„Ja, das weiß ich noch, und ich weiß auch, daß man Versprechen halten muß", gab die Mutter freundlich zurück. „Vom Großvater habe ich mancherlei aus Vaters Jugend erfahren, und gerade heute kam mir bei der Arbeit ein Vorfall besonders lebhaft ins Gedächtnis zurück. Den will ich euch sogleich erzählen."

Damit nahm Mutter ihr Jüngstes auf den Schoß und setzte sich in den bequemen Sessel, der tagsüber selten benutzt wurde. Die anderen Kinder suchten sich ein Plätzchen in ihrer Nähe. Es war schon ziemlich dunkel, aber über den Hof fiel der Schein der Lichter der nahe gelegenen Lohgerberei ins Zimmer.

„Ihr wißt", begann Mutter, „daß Vater zwei Brüder und drei Schwestern hat. Sie alle durften, geradeso wie ihr, schon früh von dem Gott hören, der alle Dinge geschaffen hat, und der die Menschen liebt. Vater war immer ein wenig „eigen", wie die Leute sagten. Er grübelte über Dinge, über die viele Kinder kaum nachdenken, z. B. wie es möglich ist, daß sich die zahllosen Sterne am Himmel fortbewegen und doch nie herunterfallen, oder wie Gott, den nie jemand gesehen hat, alle Dinge lenkt und jeden Menschen sieht. Viele von seinen Fragen konnten selbst seine Eltern nicht beantworten. Nebenbei war Vater ein großer Tierfreund, und seine Eltern hatten ihm erlaubt, sich eine Art kleiner Menagerie zu halten: weiße Mäuse, allerlei Vögel, eine Krähe, die ein paar Worte sprechen konnte, Kaninchen und . . ."

„Mußte Vater für alle seine Tiere selbst sorgen?" unterbrach der kleine Theo die Erzählerin sehr interessiert. Er dachte wohl an das Futternäpfchen seines Vögelchens, das noch gestern bis auf das letzte Körnchen leer gewesen war.

„Natürlich", rief der fünfjährige Christian. „Aber du mußt Mutter nicht immer unterbrechen mit deinem Fragen."

„Einmal ist nicht immer, Christian", verbesserte die Mutter, „und ihr dürft fragen, so viel ihr wollt. Ja, Vater sorgte treu für seine ganze Menagerie und besprach mit seinen kleinen Freunden allerlei Dinge, die er den Menschen nicht sagen mochte, und die ihn doch so sehr beschäftigten.

„So erzählte Vater seinen Tieren von Gott, der die Welt gemacht hat, der die Sterne am Himmel festhält, und der Seinen Sohn Jesus Christus auf

die Erde gesandt hat, weil Er die Menschen so liebhat. Als seine Mutter ihn einmal in dieser Weise sprechen hörte, schüttelte sie den Kopf über ihren merkwürdigen Jungen, der so ganz anders war als andere Kinder. Ohne seine Tier-Gefährten würde Vater sicher keine glückliche Jugend gehabt haben, und Gott hatte dafür gesorgt, daß seine Eltern dies verstanden und den kleinen „Träumer", wie die Leute ihn nannten, seiner Eigenart entsprechend behandelten. Als Vater aus der Schule kam, wurde freilich manches anders. Er mußte ein Handwerk erlernen. Sein Vater suchte einen tüchtigen, aber strengen Lehrmeister für ihn aus, der in einer anderen Stadt wohnte, und von dem anzunehmen war, daß er dem Jungen seine Lust zum Träumen gründlich austreiben würde."

„Ach, der arme Vater!" rief Christian, „hat er da kein Heimweh bekommen?"

„Doch, das hat er. Hinzu kam, daß die anderen Lehrjungen ihren Spott mit ihm trieben und ihn meist den „kleinen Frommen" nannten, weil sie merkten, daß Vater den Herrn Jesus liebhatte.

„An den Werktagen mußte Vater so viel arbeiten — er war damals erst vierzehn Jahre alt —, daß er abends todmüde ins Bett sank und sogleich einschlief. Sonntags aber hatte er Zeit zum Nachdenken, und dann weinte er manche Träne. Aus dem kleinen schüchternen Jungen aber wurde ein Held, wenn es galt, dem Bösen zu widerstehen, wozu die anderen Jungen ihn oft genug verleiten wollten. Zwar wagte er selten, von Gott zu ihnen zu sprechen; er redete mehr durch sein Verhalten. Vor allem fürchtete er sich, Gott zu betrüben und Ihm ungehorsam zu sein. Und gerade das war es, was seine Kameraden veranlaßte,

ihn zur Zielscheibe ihrer höhnischen Bemerkungen zu machen. Vaters Lehrzeit war recht schwer. Sein Meister schien sich gar nicht um ihn zu kümmern. Das schien freilich nur so. In Wirklichkeit nahm er viel Anteil an dem Jungen und behielt ihn heimlich fortwährend im Auge. Aber davon merkte Vater nichts, und es nützte ihm auch nichts.

„Eines Tages geschah es, daß der Erstgeselle beim Scheren in eine wertvolle Büffelhaut schnitt. Vater, der an derselben Arbeitsbank stand, hatte es deutlich gesehen. Kurz darauf ging die Pfeife, die die Mittagsstunde ankündigte, und alles eilte in den Eßsaal. Als letzter erschien der Erstgeselle. Niemand hatte gesehen, daß er heimlich die beschädigte Haut auf Vaters Platz geschoben hatte. Während der Mittagspause ging der Meister durch die Werkstatt und sah, was mit der kostbaren Haut geschehen war.

„Er wartete bis zum Abend, ob der „kleine Fromme" nicht kommen und aus sich selbst heraus seine Schuld bekennen würde. Natürlich erschien Vater nicht. Am folgenden Morgen kam der Meister in die Werkstatt und fragte, in der Tür stehen bleibend:

„„„Wer von euch hat gestern die schöne Büffelhaut beschädigt?" Damit blickte er seine Leute der Reihe nach an.

„Und was geschah? Der Erstgeselle trat vor und sagte kaltblütig:

„„„Das hat Christian getan, ich habe es gesehen."

„Vater, der vor Schrecken ganz bleich wurde, stotterte:

„„„Das ist . . . das ist nicht wahr . . ."

„Aller Augen waren auf den bleichen, zitternden

Lehrjungen gerichtet, der in seiner Bestürzung mitten im Satz stecken geblieben war.

„„So, das ist nicht wahr? Und auf wessen Platz habe ich gestern die Haut gefunden? Die Tatsachen reden. Der Schade wird von deinem Wochenlohn eingehalten." So sprach der Meister streng, während alle es hörten, und warf die Tür hinter sich zu.

„„Warum hast du es nicht eingestanden? Jetzt ist der Alte tagelang ungenießbar", sagten die anderen und stellten sich um Vater herum.

„„Ich habe es nicht getan, und der Erstgeselle weiß das auch sehr wohl", sagte Vater und ging traurig und bedrückt an seine Arbeit.

„Von diesem Tage an haßte der Erstgeselle Vater, obwohl dieser ihm nichts anderes tat, als daß er ihn durch seine Gegenwart an seine schändliche Handlungsweise und sein Lügen erinnerte. Freilich mochte Jansen — so hieß der Erstgeselle — wohl fühlen, daß einige Arbeiter ihm nicht ganz trauten und Christian mehr glaubten als ihm. Das ärgerte ihn so, daß er es nicht bei seiner Verleumdung bewenden ließ, sondern eine Gelegenheit suchte, Vater noch empfindlicher zu treffen."

„Aber, Mutter", rief Hans, der Älteste, zitternd vor Entrüstung, „warum ist denn Vater nicht zum Meister hingegangen und hat ihm alles gesagt? Recht muß doch Recht bleiben! Muß man denn einen falschen Verdacht ruhig auf sich sitzen lassen?"

Auch die anderen Kinder, soweit sie den Ernst der Geschichte begriffen, waren ganz erregt.

„Sicher, Vater würde, wenn er gesprochen hätte, nur in seinem Recht gewesen sein", bestätigte die Mutter, „aber ihr wißt, wie schüchtern er früher war,

und dazu kam, daß er seine Unschuld nicht beweisen konnte. So tat er das, woran wir oft genug erst zu allerletzt denken: er betete, daß Gott, der den ganzen Sachverhalt kannte, seine Unschuld an den Tag bringen möchte. Und — das möchte ich noch ausdrücklich hinzufügen — Vater vergaß auch nie, für seinen Feind zu bitten, daß er zur Erkenntnis seiner Schuld kommen und den Heiland finden möchte.

„Einige Wochen nach dem Vorgefallenen wurde Vater in die Trankammer geschickt, wo viele Tonnen Tran standen, um von diesem teuren Fett zu holen. „Schließ die Tür gut wieder zu und häng den Schlüssel an seinen Platz!" wurde ihm nachgerufen: Der Erstgeselle, der in der Nähe war, hörte diese Worte, und im selben Augenblick muß ihm der böse Gedanke gekommen sein, den er hinterher ausführte. In der Mittagspause schlich er in die Trankammer und öffnete dort mit Hilfe einer Zange das Spundloch der Tonne, aus der Christian am Vormittag Tran geholt hatte. Dann schlich er unbemerkt zurück und hängte den Schlüssel wieder an seinen Platz.

„Am nächsten Tage führte der Meister einen Freund durch den Betrieb und zeigte ihm voll Stolz seine Einrichtung, die allen Anforderungen der Zeit entsprach. Zuletzt sollte der Freund auch den Tran-Vorrat bewundern. Kaum aber hatte der Meister die Tür der Kammer aufgeschlossen, als ihm eine dunkle, dickflüssige Fettmasse entgegenkam. Der ganze Boden war mit Tran bedeckt. Bis zur Höhe des Spundloches war die große Tonne leergelaufen.

„„Was ist denn das wieder?" fuhr der Meister auf. „Das kann niemand anders als der Taugenichts, der Christian, getan haben. Wo ist der Bengel? Er soll

sofort herkommen! Ich will wissen, wie er es angestellt hat, daß der feste Spund herausgefallen ist. Dieser Lümmel!"

„Während Christian geholt wurde, betrachtete der Freund des Meisters, ein erfahrener Geschäftsmann, kopfschüttelnd die Tonne.

„„Hier muß Absicht vorliegen", sagte er dann. „Der Spund kann nicht von selbst herausfallen. Da sind übrigens auch Abdrücke einer Zange. Der Junge muß ein bösartiger Bursche sein."

„Inzwischen war Vater gekommen.

„„Was hast du hier wieder angerichtet, Lümmel du?" schrie der Meister ihn an. „Du hast den Spund mit einer Zange losgemacht, und der teure Tran ist ausgelaufen. Sag' die Wahrheit! Wie kommst du dazu?"

„Vater stand erstarrt da und schaute mit entsetztem Blick bald auf den erzürnten Meister, bald auf die glitschige Fettmasse vor sich, aber er brachte kein Wort heraus.

„„Willst du endlich reden?" schrie der Meister und hob die Faust, um dem armen Jungen einen Schlag zu versetzen. Aber sein Freund trat dazwischen. „Halt ein!" sagte er, und den Erzürnten beiseite ziehend, flüsterte er ihm zu: „Tu dem Jungen nichts zuleide! Er scheint mir unschuldig. Diese Augen lügen nicht."

„Der Meister zog seine Hand zurück, aber sein Zorn war noch nicht verflogen.

„„Scher dich an deine Arbeit!" rief er seinem Lehrjungen zu. „Ich will dich nicht stehenden Fußes fortschicken, aber das weitere wird sich finden."

„Euer armer Vater schlich hinaus. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Wie Blei lag es ihm in den Gliedern. Noch war er nicht von dem ersten Verdacht gereinigt, und nun kam der neue, noch weit schlimmere! Von diesem Tage an war er wie gebrochen. Er litt entsetzlich unter der schweren Anschuldigung. Aber seine Verschlossenheit hielt ihn ab, mit jemand anders über seine große Not zu reden als mit seinem Gott allein."

„Ist denn alles so geblieben, Mutter? Vater hatte es doch nicht getan!" schluchzte ein Stimmchen, und auch die übrigen Kinder blickten mit Tränen in

den Augen die Mutter an, als wollten sie die Antwort von ihren Lippen lesen.

„Vaters Unschuld ist an den Tag gekommen, Kinder. Dafür hat Gott gesorgt. Aber bis dahin hat Vater noch schwere Tage gehabt. Sie merkten es wohl alle, daß der kleine Lehrjunge immer stiller und bleicher wurde, auch der Meister, der, nachdem sein Freund den Verdächtigten so in Schutz genommen hatte, von seinen Drohungen nichts wahr gemacht, sondern ihn nur umso schärfer im Auge behalten hatte. Er war ein redlicher Mann, der Vater nicht unrecht tun wollte, sondern aufrichtig wünschte, Licht in das geheimnisvolle Dunkel zu bringen. Aber was sollte er machen? Auch meinte er, die Ursache von Vaters Niedergeschlagenheit läge in dem Verhalten der übrigen Jungen, die ständig mit Vater zusammen waren und den „kleinen Frommen" wegen seiner eigenen Ansichten immer wieder bespöttelten. Da der Meister selbst kein Christ war, ging er mit einem Achselzucken darüber hinweg. Ich muß hier noch einflechten, daß Vater und die anderen Lehrjungen von auswärts in einem Hause nahe dem Betrieb untergebracht waren, in dem ein älterer Arbeiter wohnte, dessen Frau für die Jungen sorgte.

„Eines Sonntags beobachtete der Meister, der der Gerberei gegenüber wohnte, wie die Lehrjungen miteinander das Haus verließen. Nur Christian war nicht bei ihnen. Die Jungen wollten offenbar einen gemeinsamen Ausflug machen. Warum ging Christian nicht mit? Der Meister konnte sich selbst nicht erklären, weshalb diese Frage ihm so zu schaffen machte. Nach einer halben Stunde hielt es ihn nicht mehr. Er mußte sich nach seinem stillen Lehrjungen

umsehen. So ging er in das leere Haus. Als er unten niemand fand, ging er die Treppe hinauf. Vor der Tür des gemeinsamen Schlafzimmers der Lehrjungen blieb er stehen, denn er hörte innen leises Sprechen. Da die Tür nur angelehnt war, konnte er das Gesprochene deutlich verstehen. Er erkannte die Stimme Christians. Er schien zu beten. Er verstand die Worte:

„„. . . Ich bin so betrübt hierüber, daß ich nicht essen kann. Immer muß ich daran denken. Hilf mir, Herr Jesus, daß ich nicht böse werde, wenn die Jungen sagen, daß ich den Meister betrüge. Du weißt ja alles, das von der beschädigten Haut, und wie das in der Trankammer passiert ist, und du weißt auch, wer alles getan hat.“

„Es wurde dem lauschenden Mann hinter der Tür sonderbar zumute. Der Junge sprach mit Gott wie ein Kind mit seinem Vater. Solches Beten hatte er noch nicht gehört. Er selbst betete nie. Er meinte, das Beten sei eine überflüssige Sache, weil er es auch ohne Gebet weit genug gebracht hatte. Leise entfernte er sich. Es war ihm nunmehr völlig klar, daß sein Lehrjunge unschuldig war, sonst hätte er nicht so kindlich-einfältig zu Gott beten können. Er wartete jetzt nur mit Spannung darauf, ob Gott das Gebet des Knaben erhören, die dunkle Angelegenheit aufklären und Christians Unschuld ans Licht bringen werde.

„Im Lauf der gleichen Woche bat der Erstgeselle um seine Entlassung. Der Geschäftsherr war aufs höchste überrascht.

„„Aus welchem Grunde wollen Sie denn fort?“ fragte er den Mann. „Ich dachte, Sie hätten sich hier über nichts zu beklagen!“

„„Christians frommes Gesicht ärgert mich", lautete die unerwartete Antwort. „Entweder muß er fort, oder ich gehe."

„Der Meister horchte auf. Was hatte denn das zu bedeuten? Sein Erstgeselle wollte wegen des „frommen Gesichts" eines Lehrlings seine gute Stelle aufgeben? Dahinter mußte etwas anderes stecken. Ob jetzt die Stunde gekommen war, wo das Geheimnis sich endlich lüften würde?

„Den Mann durchdringend anschauend, erwiderte er:

„„Mir gefällt Christians Gesicht auch nicht, aber aus einem anderen Grunde. Der Junge wird mit jedem Tage bleicher und stiller, als ob ein geheimer Kummer ihn quäle. Jemand muß ihm das Leben bitter machen. Die Geschichte mit der Trantonne hat sich noch immer nicht aufgeklärt, und ebenso ist's mit der zerschnittenen Büffelhaut. Aber was fehlt Ihnen, Jansen? Sie werden ja auf einmal kreidebleich. Es scheint mir, daß Sie den Betreffenden kennen, der es in so schmählicher Weise, auf Kosten von Wahrheit und Redlichkeit, auf den Jungen abgesehen hat! Bitte, erklären Sie sich!"

„Entsetzt starrte der Erstgeselle seinen Herrn an. Sollte denn seine Schuld doch noch an den Tag kommen? Er leugnete stotternd, aber sein ganzes Benehmen verriet seine Schuld und machte offenbar, was er zu verbergen suchte. In seiner Verwirrung brachte er sogar eine kleine Zange aus seiner Brusttasche zum Vorschein und hielt sie dem Meister hin. Dieser zuckte zusammen. Das war das Werkzeug, das seine unverkennbaren Spuren auf der Trantonne zurückgelassen hatte. Im Geiste hörte er wieder die stammelnden

Worte seines Lehrjungen: „Du weißt doch, Herr Jesus, wie alles in der Trankammer vor sich gegangen ist . . .". Ja, Gott wußte alles, und dieser allwissende Gott hatte das Gebet eines Knaben erhört und ans Licht gebracht, was so lange verborgen geblieben war.

„Der Geschäftsherr hatte sich wieder gefaßt.

„„Und einem solchen Menschen habe ich vertraut und ihn zum Erstgesellen meines Betriebs gemacht!" sagte er mit starker Stimme. „Natürlich sind Sie sofort entlassen. Zuerst aber bekennen Sie dem gesamten Betrieb Ihre Schuld und Christians Unschuld. Weigern Sie sich, das zu tun, so leisten Sie sowohl für die beschädigte Haut als auch für den verlorenen Tran Ersatz, und das auf der Stelle!"

„Der Mann nickte und ging beschämt fort. Am anderen Tage tat er, was ihm gesagt worden war. Dann verließ er den Betrieb, und niemand hat mehr etwas von ihm gehört.

„Von Vaters Meister darf ich noch berichten, daß er sich durch Gottes Gnade vor Gott als Sünder erkannt und dem Herrn Jesus übergeben hat. Vaters treuer Wandel und sein einfältiges Zeugnis ist dazu das Mittel gewesen. Und daß es eures Vaters Wunsch bis zum heutigen Tage geblieben ist, Gott in seinem Leben zu verherrlichen, das wißt ihr."

Mutters Erzählung war zu Ende. Auf den Gesichtern der Kinder lag ein ernster und doch freudiger Ausdruck. Sie waren stolz auf ihren Vater. So einer wollten auch sie werden. — Wie gesegnet ist es doch, wenn christliche Eltern ihren Kindern ein Vorbild sind in treuem Wandel und Zeugnis!

Aus Gott geboren

Es war gegen Ende des Jahres 1919. Auch meine Schulzeit neigte sich ihrem Ende zu. Mein Ehrgeiz ging dahin, in allen Punkten mit Erfolg abzuschließen, aber zu meiner großen Enttäuschung schien es, als ob ich alles verkehrt machte. Woher kam das? Was war die Ursache meiner Niederlagen? — Der Herr wollte mich von meinem sündigen Zustand überführen.

Jahre hindurch hatte die alte Schlange, der Teufel, der die ganze Welt betrügt, es verstanden, mein Gewissen einzuschläfern und mir einzureden, ich sei im Grunde besser als die meisten jungen Mädchen meines Alters. Ich war, gleich dem Geschlecht, von dem Agur in Sprüche 30, 12 spricht, rein in meinen Augen. So fand der Geist Gottes mich. Eines Morgens wurde ich durch das Lesen des dritten Kapitels des Evangeliums Johannes getroffen. Vor allem die Worte des Herrn Jesus: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde", wurde ich nicht los. Da wir für jeden Montag einen Bibelvers auswendig zu lernen hatten, entschloß ich mich, diesen Spruch zu lernen, in der Hoffnung, meine Lehrerin werde mich fragen, was mich dazu veranlaßt habe, gerade ihn zu wählen. Aber sie sagte nur: „Das ist ein schöner Spruch". Ich hätte am Ende der Stunde gern mit ihr von dem gesprochen, was mich so beunruhigte, aber dazu fehlte mir der Mut.

Die Zeit verging, und ich blieb, wie ich war. Aber Gott führte mich einen Weg, den ich nicht kannte.

Eines Morgens, gerade als ich ins Schulzimmer trat, tönten mir wieder die Worte in den Ohren: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde". Ich glaubte, sie in leuchtenden Buchstaben vor meinen Augen zu sehen. Wie sollte ich dabei dem Unterricht folgen und meine Aufgaben lösen? Und gerade an diesem Morgen waren die Aufgaben so besonders schwierig! In der letzten Unterrichtsstunde, der Mathematik-Stunde, schienen die Worte: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde", die ganze Seite meines Buches zu bedecken. Ich vermochte, als ich gefragt wurde, kein einziges Wort zu erwidern. Am Schluß der Stunde, als meine Klassen-Kameradinnen gegangen waren, hielt meine Lehrerin, die über mein Versagen höchst erstaunt war, mich zurück, um mir unter vier Augen Gelegenheit zu geben, die Scharte auszuwetzen. Es war umsonst. Ich konnte nur bitterlich weinen.

Kurz darauf verließ ich die Schule, äußerlich glücklich und guter Dinge, im Innern tief niedergeschlagen und traurig. Vor kurzem noch war ich eine glänzende Schülerin gewesen, voller Selbstbewußtsein und sehr mit mir zufrieden. Jetzt war ich verloren und verzweifelt. Ich hatte nichts als die Gewißheit der Hölle vor mir. Gottes Geist hatte mich überführt von meinem sündigen Zustand. Ach, war das eine Not! Ich wagte am Abend nicht einzuschlafen, aus Furcht, am Ort der Qual zu erwachen. Aber die Erlösung nahte. Eines Sonntagabends hörte ich in einem Vortrag kostbare Worte der Gnade, die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum betreffend, und ich verstand, ich sah klar, daß Jesus gekreuzigt worden war für meine Sünden, für mich. Als ich nach

Hause kam, eilte ich auf mein Zimmer, und diesmal weinte ich vor Freude und dankte auf den Knieen dem Herrn, daß Er mich zu Sich gezogen hatte. Indem ich Jesum annahm und an Ihn glaubte, wurde ich aus Gott geboren nach Joh. 1, 12. 13.

Das war ein Wechsel in meinem Leben! Das Alte war vergangen und alles neu geworden. Neue Gedanken, neue Wünsche erfüllten mein Herz. Die Bibel selbst schien sich vor mir zu öffnen wie nie zuvor. Früher war sie mir als ein so langweiliges, trokkenes Buch erschienen, daß ich mich wunderte, daß man sie mit Interesse lesen konnte. Das wurde jetzt anders. Wie ein neugeborenes Kind war ich begierig nach der unverfälschten Milch des Wortes.

Zwar setzte Satan mir noch zu mit vielen Zweifeln und Befürchtungen: War ich wirklich errettet? Und wenn ich errettet war, konnte es da nicht sein, daß ich wieder verloren ging? Aber die Worte Jesu: „Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir; und ich gebe ihnen ewiges Leben, und sie gehen nicht verloren ewiglich, und niemand wird sie aus meiner Hand rauben" (Joh. 10, 27. 28) gaben mir die köstliche Versicherung, daß ich errettet war, errettet für die Ewigkeit.

Haben die Worte: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde", auch dein Herz und Gewissen schon erreicht, mein Leser? Oder ist dein Geist noch durch den Gott dieser Welt verblendet (vergl. 2. Kor. 4, 4), so daß du nichts davon wissen willst, daß du eine neue Schöpfung in Christo Jesu werden mußt? Nur in der Gegenwart Gottes können wir unseren sündigen Zustand erkennen, und nur in dieser

Gegenwart auch die ganze Liebe des Lammes Gottes erfassen, „welches die Sünde der Welt wegnimmt". Denen, die Ihn aufgenommen haben, gibt Er das Recht, Kinder Gottes zu werden.

Die große Veränderung

Fräulein Wolterbeck bewohnte zwei schöne Zimmer über dem Manufakturladen der Geschwister Liesvelt. Wenn die Sonne in ihr Zimmer schien und alles so freundlich erhellte, wenn der Kanarienvogel im Käfig sein schönstes Liedchen erschallen ließ, sah es so behaglich in den Räumen aus, daß mancher die Bewohnerin um ihr schönes, gemütliches Heim hätte beneiden mögen.

Doch sah man Fräulein Wolterbeck nur selten fröhlich. Dagegen konnte man sie häufig klagen hören. Nach ihren Worten mußte man annehmen, daß alle Welt es darauf abgesehen hatte, sie zu ärgern, und zwar Menschen und Tiere. Die Katze von Liesvelts wußte den Weg in ihre Wohnung zu finden, um sie zu erschrecken und ihre Geruchsnerven zu beleidigen. Der Nachbarshund war rücksichtslos genug, des Nachts zu bellen und sie im Schlaf zu stören. Am Tage machten die Kinder auf der Straße so viel Lärm, daß es nicht zum Aushalten war. Der Milchmann kam meistens des Morgens zu früh, und das Mädchen, das halbe Tage bei ihr arbeitete, zu spät. All diese Dinge verbitterten ihr das Leben, und das bekam die Nachbarschaft reichlich zu hören.

Da war es wirklich eine Erleichterung für alle, die mit Fräulein Wolterbeck in Berührung kamen,

daß sie eines Tages ihre Koffer packte und von der Bildfläche verschwand. Ihr Bruder hatte sie nämlich gebeten, zu ihm in die neugemietete Wohnung zu ziehen und ihm den Haushalt zu führen. Die Damen Liesvelt unten im Hause atmeten auf. Sie brauchten nicht mehr das beklemmende Gefühl zu haben, daß ihre anspruchsvolle Mieterin dadurch verärgert wurde, daß die Jungen auf der Straße lärmten, der Hund bellte und die Katze miaute.

Der Friede dauerte etwa zwei Jahre. Da verbreitete sich das Gerücht, Fräulein Wolterbeck kehre in ihre alte Wohnung zurück, da ihr Bruder zu heiraten gedächte. Und wirklich hielt an einem Samstagmittag ein Auto vor dem Manufakturladen, und die kleine, wohlbekannte Gestalt stieg die Treppen zu der sonnigen Zweizimmerwohnung hinauf. Der golden glänzende Vogelkäfig mit dem gelben Kanarienvogel folgte, und dann kamen die großen Koffer und eine Hutschachtel.

„Sie ist noch genau dieselbe wie vor zwei Jahren", dachte Frau Bohm, die Nachbarin gegenüber, die von ihrem Fenster aus den Einzug beobachtete. „Nun wird das alte Leid wieder losgehen."

Aber es kam anders. Schon bei dem ersten Besuch, den Fräulein Wolterbeck machte, mußte Frau Bohm mit Erstaunen feststellen, daß das Fräulein offenbar das Klagen verlernt hatte. Die Besucherin berichtete mancherlei, von ihrem Bruder und dessen junger Frau. Aber kein verurteilendes oder gar mißgünstiges Wort kam über ihre Lippen. Und auch als Frau Bohm ihrerseits dies und das erzählte aus Familie und Nachbarschaft, war Fräulein Wolterbecks Art, zu antworten, so ganz anders wie früher.

„Nun, warten wir ab", sagte sich Frau Bohm. „Es wird sich ja bald herausstellen, ob sie wirklich anders geworden ist."

Aber die Damen Liesvelt erlebten dieselbe Überraschung, und als Schneiders, wieder einige Wochen später, einen Besuch erhielten, fiel auch ihnen die Veränderung sehr auf.

Da Frau Bohm eine gründliche Frau war, wollte sie auch dieser Sache auf den Grund gehen und beschloß, Fräulein Wolterbeck einen Gegenbesuch zu machen.

Allerlei Arbeiten aber ließen sie nicht zur Ausführung ihres Vorhabens kommen. Und dann kam gar ein Tag, an dem sich die Schwierigkeiten wie Berge um sie türmten. Das Mädchen kündigte, als eins der Kinder ernstlich erkrankt war, und gerade an dem Morgen, als sie ging, kam die Nachricht, daß die Verwandte, die zum Besuch erwartet wurde und wenigstens eine Hilfe in der Not gewesen wäre, nicht kommen konnte. Frau Bohm war wirklich im Augenblick in größter Verlegenheit.

Da schellte es, und vor der Tür stand Fräulein Wolterbeck. „Liebe Zeit", seufzte die bedrängte Hausfrau, „nun auch noch ein Besuch von Fräulein Wolterbeck!"

Eins der Kinder öffnete, und das Fräulein trat ein. Sie merkte schnell, daß sie an diesem Morgen nicht gelegen kam.

„Sie sehen angegriffen aus, Frau Bohm", sagte sie freundlich. „Sind die Kinder krank? Oder haben Sie ungünstige Nachrichten erhalten?"

Der teilnehmende Ton, in dem die Fragen gestellt wurden, berührte Frau Bohm wohltuend.

„Nein . . . ja . . . das heißt . . .“

„Gewiß allerlei kleine Verdrießlichkeiten“, fiel die Besucherin ein. „Die können einen manchmal ebenso niederdrücken wie große Dinge.“

Frau Bohm teilte kurz mit, wie es ihr gerade ergangen war, worauf die Besucherin sich sofort erhob und freundlich sagte:

„Dann komme ich ein andermal wieder.“

„Nein, bleiben Sie“, bat Frau Bohm. „Die Kinder spielen gerade draußen im Garten, und meine kleine Kranke schläft. Es ist mir ein Bedürfnis, einmal mit jemand zu sprechen.“

„Ich kann gut mit Ihnen fühlen“, versetzte Fräulein Wolterbeck. „Diese täglichen kleinen Widerwärtigkeiten können einem recht zusetzen, solange man nicht gelernt hat, über sie — hinwegzusehen.“

Frau Bohm schaute verwundert auf.

„Sie wundern sich, mich so sprechen zu hören“, fuhr Fräulein Wolterbeck fort, „und Sie haben recht. Sie können nicht anders als denken: Die hat doch ihr Leben lang nichts anderes zu tun gewußt, als über die Widerwärtigkeiten des Lebens zu jammern. Es war auch so. Ich habe in der Tat meinen Nachbarn allen Grund gegeben, wenig gut über mich zu urteilen. Aber ich bin zwei Jahre lang fort gewesen!“

Frau Bohm schaute die Sprecherin verwundert an. „Was wollen Sie damit sagen?“

„In diesen zwei Jahren habe ich Gelegenheit gehabt, einige wichtige Dinge zu lernen. Ich will Ihnen gern davon erzählen, wenn es Ihnen recht ist.“

„Es würde mich sehr interessieren“, entgegnete Frau Bohm.

„Mein Bruder, bei dem ich zwei Jahre Haushäl-

terin war", fuhr das Fräulein fort, „bekleidet eine recht schwierige Stellung. Besonders im Anfang gab es da vieles zu regeln, was nicht immer mit innerer Ruhe oder in Frieden mit anderen vor sich gehen konnte. Da war es wunderbar, zu beobachten, wie mein Bruder sich nie aus der Fassung bringen ließ. Stets blieb er ruhig und wohlgelaunt. Es war, als ob es für ihn überhaupt keine Enttäuschungen gäbe. Wenn ich meinen Bruder nicht als einen zart und tief empfindenden und dabei ernsten Menschen kennte, hätte ich ihn jetzt für oberflächlich und gefühllos halten müssen. Da er das aber nicht ist, grübelte ich lange darüber nach, was ihm wohl eine solche innere Ruhe und Gefaßtheit zu geben vermochte. Da ich nicht zurechtkam, bat ich ihn eines Tages um eine Erklärung. Seine Antwort lautete:

„„Ich mache es wie die blinde Else."

„„Wie die blinde Else?" wiederholte ich erstaunt.

„„Ja. Es gibt ein Verschen, das lautet:

Die blinde Else sieht den Kirchhof nicht,
Wohl aber, was dahinter liegt.

Diese einfachen und einfältigen Worte haben mir viel gegeben."

„„Ich verstehe dich nicht, Eduard", versetzte ich kopfschüttelnd.

„„Dann will ich dir helfen", sagte mein Bruder. „Der Kirchhof ist bekanntlich die letzte Station aller Lebenden auf Erden. Alles stirbt, alles ist der Vergänglichkeit preisgegeben. Über allem Leben hier steht der Tod. Das ist eine peinliche, aber unbestrittene Wahrheit. Für den Glauben ist es aber auch eine tröstliche Wahrheit. Darum bleibe ich nicht bei dem stehen,

was irdisch und vergänglich ist, sondern schaue das an, was dahinter liegt."

„„Nun, und was siehst du denn da?" fragte ich herausfordernd.

„„Dann sehe ich das, was die blinde Else sah", versetzte mein Bruder ruhig, „und was du und jeder sehen würde, sobald ihr den Herrn Jesus als euren persönlichen Heiland kenntet. Dann sehe ich ein ewiges, unveränderliches Reich mit unvergänglichen Schätzen und Gütern."

„„Aber, Eduard", warf ich ein, „vergißt du denn darüber das Irdische?"

„„Ganz und gar nicht! Nichts wäre verkehrter. Nichts, was dieses Leben für uns mit sich bringt, kommt von ungefähr, so daß wir uns gleichgültig darüber hinwegsetzen sollten. Gott benutzt vielmehr die Dinge dieses Lebens, und vor allem auch die vielgeschmähten Plagen und Widerwärtigkeiten, um unseren Sinn dadurch auf das Ewige zu lenken. Das Veränderliche und Unbeständige dieser Zeit soll uns das Ewige wertvoll machen."

„Es würde zu weit führen, Frau Bohm, und es wäre mir auch nicht möglich", fuhr Fräulein Wolterbeck fort, „wiederzugeben, was mein Bruder mir damals noch weiter in Verbindung hiermit gesagt hat. Wir haben uns dann noch oft über den Gegenstand unterhalten. Seine Gedanken waren mir so neu, so fremdartig. Ich hatte nie daran gedacht, daß ich persönlich den Heiland der Sünder nötig hätte, daß ich s e l b s t Ihn bedurfte zum Leben und zum Sterben. An meinem Bruder aber s a h ich, was Jesus für ihn war. Er sah dem Leben mutig ins Auge und schaute doch wiederum darüber hinaus. Er lebte sozusagen auf

Erden im Himmel. Ich darf sagen, daß ich von meinem Bruder gelernt habe, was das Geheimnis eines wahrhaft glücklichen Lebens ist. Als eine völlig Hilfsbedürftige, die nichts aus eigener Kraft vermag, habe ich mich dann mit all meinen Sünden, meinen Fehlern und Schwächen dem Herrn Jesus übergeben, und Er ist auch für mich die Quelle aller Kraft und Freude geworden. Und nicht nur ist Jesus mein Erretter und mein Leben, sondern noch obendrein mein herrliches Vorbild. Er nahm alles aus der Hand Seines Vaters. Er nannte Seine Last „leicht" und Sein Joch „sanft", und es ist nun meine tägliche Bitte, von Ihm zu lernen, Sein Joch aufzunehmen und Seine Last zu tragen. Ist auch alles, was wir Menschen tun, äußerst mangelhaft, so darf ich doch sagen, daß der Umgang mit Jesu von gesegnetem Einfluß auf mein Innenleben ist. Mit Schmerz blicke ich auf mein früheres Leben zurück, wo ich mich immer so empfindlich und mürrisch gezeigt habe, und ich hoffe, daß es mir mit Gottes Hilfe gelingen wird, nicht mehr in meine alten Fehler zu verfallen, denn ich wünsche von Herzen, ein Segen für andere zu werden."

Frau Bohm hatte aufmerksam gelauscht. Sie hätte gern noch mehr gehört. Doch in diesem Augenblick rief die kleine Kranke nach ihr. Darum drückte sie ihrer Besucherin warm zum Abschied die Hand.

„Ich danke Ihnen. Es hat mir wohlgetan, daß Sie so zu mir gesprochen haben. Ich möchte gern noch einmal auf unsere heutige Unterhaltung zurückkommen. Offen gestanden, möchte ich auch das Geheimnis des Lebens Ihres Bruders kennen lernen."

Als Fräulein Wolterbeck in ihre Wohnung zurückkehrte, sang der Kanarienvogel, und die Sonne

lachte freundlich ins Zimmer. Heller aber noch war es in ihrem Herzen. Ja, das Alte war vergangen, und alles war neu geworden. Die persönliche Gemeinschaft mit ihrem Herrn und Heiland hatte ihr ganzes Leben umgestaltet und eine Veränderung zustandegebracht, die nicht verborgen bleiben konnte.

Trinkwasser

Welch kostbare Gabe ist gutes, klares Trinkwasser! Wir Städter müssen ja leider oft genug Wasser trinken, das erst durch umständliches Filtrieren usw. usw. trinkbar gemacht worden ist, weil es vorher durch die Menschen ganz verschmutzt worden war. An solches Wasser denke ich nicht gern, sondern lieber an die Quellen und Brünnlein, die draußen rauschen, wo noch der Odem Gottes über Berg, Wald und Flur zu wehen scheint. Sprudelndes Quellwasser, ja, das ist eine Gabe Gottes. Solches Trinkwasser macht rote Wangen und starke Muskeln.

Doch wollen wir auch den großen Flüssen ihre Bedeutung lassen, selbst wenn ihr Wasser nicht mehr so kristallklar geblieben ist, wie zur Zeit, als es den Bergen entsprang. Herrlich muß der Strom gewesen sein, der von Eden ausging, um den Garten zu bewässern, den Gott selbst gepflanzt hatte. Wo das Wasser dieses Stromes hinkam, da war Leben und Fruchtbarkeit. Ohne Wasser — Verdursten, Vertrocknen, Sterben, heute wie damals.

Aber es gibt noch eine andere Art Wasser, und dieses Wasser ist eine noch weit kostbarere Gabe Gottes als das natürliche. Im letzten Kapitel der Bibel

sehen wir einen „Strom von Wasser des Lebens" fließen, „glänzend wie Kristall, der hervorgeht aus dem Throne Gottes und des Lammes"! In Verbindung mit diesem Strom von Wasser des Lebens wird der Baum des Lebens genannt, der einst im Garten Eden stand, aber dessen Zugang gar bald auf Gottes Geheiß von Seinen Engeln bewahrt werden mußte, damit der Mensch ihm nicht nahe. Ach, die Sünde war in die Welt gekommen, und der sündige Mensch wurde aus dem Garten Gottes vertrieben, um draußen im Schweiße seines Angesichts den Erdboden zu bebauen, den Gott um des Menschen willen verflucht hatte. Der Baum des Lebens wurde damals gleichsam in den Himmel verpflanzt, wo wir ihn am Ende der Tage wiederfinden. Dann wird er ohne Aufhören seine kostbare Frucht geben; selbst in seinen Blättern wird heilende Kraft sein (Offbg. 22, 2), und ungetrübt werden die erquickenden Wasser des Stromes Gottes dahinfließen, dann, wenn der Fluch von der Erde weggenommen sein wird.

Von einem ähnlichen Fluß ist übrigens auch schon im Alten Testament die Rede. Im 47. Kapitel des Propheten Hesekiel wird ein Strom beschrieben, der aus dem Heiligtum hervorfließt. Seine Wasser sind so lebens- und heilkräftig, daß sie sogar die Wasser des Toten Meeres, der Stätte des göttlichen Gerichts über die gottlosen Orte Sodom und Gomorra, gesund machen. Und allerlei Bäume stehen an beiden Ufern dieses Flusses, Bäume, deren Blätter nicht verwelken, und deren Früchte nicht ausgehen. Die Früchte dienen zur Speise und die Blätter zur Heilung.

Immerhin — diese Dinge gehören der Zukunft an, und wer wird ihres Segens teilhaftig werden?

Aber Gott sei Dank, sind die göttlichen Lebenswasser nicht nur zukünftig. Auch in der Jetztzeit gibt es einen Born von Wasser des Lebens, einen Quell, der unaufhörlich sprudelt in nie versiegender Stärke und Frische.

Kennst du die Geschichte jenes Weibes, die im Morgenland mit dem Herrn Jesus zusammentraf? Sie kam, um Wasser zu schöpfen für den Tagesbedarf, und sie empfing von dem Herrn des Lebens ein Wasser, das den, der davon trinkt, in Ewigkeit nicht dürsten läßt. Sie empfing das Wasser des Lebens, das schon in dieser Zeit kranke Herzen heilt und böse Gewissen reinigt. Sie empfing die kostbare Gabe Gottes, den Herrn Jesus selbst, Ihn, dessen Blut nicht nur schneeweiß wäscht von aller Sünde, sondern der das Leben in Person ist, der Weg zum Vaterherzen Gottes und zugleich zu jener Stätte, von der Johannes, der Seher, weissagend spricht. Als das Weib zum Brunnen kam, war sie eine schuldige Sünderin und außerdem ein armes, geplagtes Weib. Als sie ihn verließ, war alle Mühsal vergessen. Ihren Wasserkrug stehen lassend, eilte sie frohen Mutes in die Stadt und verkündigte allen Leuten: „Kommt, sehet einen Menschen, der mir alles gesagt hat, was irgend ich getan habe; dieser ist doch nicht etwa der Christus?" Und viele sind durch ihr Wort zum Heiland der Sünder geführt worden.

In dem letzten Kapitel der Bibel, in dem, wie wir hörten, von dem Strom von Wasser des Lebens und von dem Baume des Lebens die Rede ist, steht auch geschrieben: „Wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst". Diese Aufforderung gilt für unsere Tage. Wer eine

Wasserleitung hat, muß Wassergeld bezahlen, und im Morgenland, wo das Wasser seltener ist als bei uns, wird es auf der Straße für Geld verkauft. Und dieses Wasser muß immer wieder getrunken werden, denn immer wieder wird der Mensch durstig. Das Wasser des Lebens aber, das der Herr gibt, läßt nimmermehr dürsten; es wird sogar eine Wasserquelle in dem Betreffenden, und es kostet auch nichts. Du kannst es umsonst haben, denn wer könnte je dieses Wasser bezahlen? Als der Herr Jesus am Kreuz gestorben war, und einer der Kriegsknechte mit einem Speer Seine Seite durchbohrte, kam alsbald Blut und Wasser heraus. Da sehen wir, welch ein Opfer gebracht werden mußte, damit das Wasser des Lebens frei strömen konnte. Dazu mußte das teure Blut Jesu, des Sohnes Gottes, am Kreuze fließen, mußte fließen, damit der Sünder gereinigt werden konnte von all seiner Schuld. Wer an dieses Blut glaubt, empfängt schon jetzt die Vergebung aller Sünden und ewiges Leben.

„Er wird die Starken zum Raube haben"

In einer Stadt der Ostmark hatte ein Wanderzirkus seine Zelte aufgeschlagen. Mancherlei wurde dem Publikum geboten. Im Mittelpunkt des Interesses stand für die Männer und jungen Männer der Stadt der allabendliche Ringkampf mit dem großen braunen Bären. Das Interessante an dem Kampfe war, daß man nicht nur Zuschauer zu sein brauchte, sondern sich aktiv an dem Kampfe beteiligen und seine Kräfte mit dem Bären messen konnte. Dazu

hatte auch die Zirkusdirektion besonders eingeladen. Derjenige, so hieß es, der den Bären bezwingt, bekommt zehn Mark Belohnung. Jeden Abend meldete sich eine Schar junger Männer, die sich bereit erklärte, mit dem Bären zu ringen. Das Ergebnis der Kämpfe aber war immer dasselbe. Keiner konnte gegen die Riesenkraft des Tieres etwas ausrichten. Der Bär schien unbezwingbar. Da meldete sich eines Abends ein Mann, der über ungeheure Körperkräfte verfügen sollte. Und in der Tat, was alle seine Vorgänger gern geschafft hätten, aber keinem gelang, das brachte er fertig: Er besiegte den Bären und zwang ihn zu Boden. Unter starkem Beifall des Publikums bekam er die ausgesetzte Belohnung.

Einige Wochen später war in derselben Stadt Evangelisation. Ein auswärtiger Evangelist verkündigte in einem Saale jeden Abend die frohe Botschaft des Evangeliums. Der Saal war immer mit Hörern gefüllt. Da sah man eines Abends ganz hinten auf der letzten Bank einige verdächtig aussehende Burschen. In ihrer Mitte saß der, den sie den Bärenbezwinger nannten, jener große, starke Mann, den viele wegen seiner außergewöhnlichen Körperkraft bewunderten. Aber was will er mit den Begleitern in der Evangelisationsversammlung? Es scheint nicht so, als ob er gekommen ist, wie die vielen, die vor ihm sitzen, um die erlösende Botschaft zu hören. Nein, er hatte auch ganz andere Absichten. Kaum hatte er von der Evangelisation in der Stadt gehört, da beschloß er, mit einigen Freunden hinzugehen und die Vorträge zu stören. Er war Atheist und ein fanatischer Feind des Christentums. Mit dem festen Vorsatz, die Versammlung zu sprengen und der „Verdummung des Vol-

kes" ein Ende zu machen, war er gekommen. Nun saß er da und wartete auf eine günstige Gelegenheit dazu.

Der Evangelist sprach schon längere Zeit, und immer noch geschah nichts. Die Begleiter des Atheisten wunderten sich über ihren Führer. Sie sahen ihn von der Seite an. Was war das? Wie hatte sich sein Gesicht verändert! Der spöttische Zug war gewichen. Unverwandt hingen seine Augen an dem Redner. Furcht und Sehnsucht lagen in seinem Blick, als ob er von der Angst gefaßt sei vor dem, was der Redner sagte, und doch nichts davon überhören und verlieren möchte. Kaum war die Versammlung beendet, da stand er auf und ging nach vorn, nicht mehr, um dem Diener Christi eine Grobheit zu sagen, sondern um ihm zu gestehen, daß heute Abend ein Stärkerer sein Herz bezwungen habe, und daß er diesem Stärkeren nicht mehr ausweichen wolle.

Der Evangelist wußte nicht, wen er vor sich hatte. Als er es dann erfuhr, mußte er an das alte Prophetenwort denken, das von dem Stärkeren sagt: „Darum will ich Ihm große Menge zur Beute geben, und Er soll die Starken zum Raube haben, darum, daß Er Sein Leben in den Tod gegeben hat und den Übeltätern gleich gerechnet ist, und Er vieler Sünde getragen hat und für die Übeltäter gebeten!" (Jes. 53, 12; Luthertext.)

Ja, wohl dem Menschen, der diesem Stärkeren begegnet und dann mit Jeremia bekennt: „Jehova, Du hast mich beredet, und ich habe mich bereden lassen; Du hast mich ergriffen und überwältigt". (Kap. 20, 7.) W. G. im „Berliner Ev. Sonntagsblatt".

Engeldienst?

„Ein Engel des Herrn schlug Petrus an die Seite, weckte ihn und sagte: Stehe schnell auf!“ (Apstgsch. 12, 7.)

Weshalb ich diesen bekannten Spruch aus einer wunderbaren Geschichte an den Anfang meiner kurzen Erzählung setze, wird der Leser bald merken. Ich betone ausdrücklich, daß das, was ich mitteile, keine Dichtung, sondern wahr ist. In meiner Jugend ist mir die Begebenheit von dem, der sie erlebt hat, einem in der Nachfolge seines Herrn ergrauten, würdigen Manne, selbst erzählt worden.

Der Gärtner B. hatte mit seiner Familie ein gutes Auskommen. Da er ein gesunder Mann war und fröhlichen Gemüts, war er meist guter Dinge, fragte nicht nach den zukünftigen Dingen, sondern genoß die frohen Tage, wie sie nur fielen. Er hatte von der Natur eine schöne Stimme mitbekommen, außerdem ein gutes Gehör und Sinn für Musik. Er spielte die Geige, und es machte ihm viel Vergnügen, zu anderer Leute Unterhaltung zu singen und zu spielen. Daß es keine geistlichen Lieder waren, die er sang, oder keine ernsten Stücke, die er vortrug, wird sich der Leser nach dem Gehörten selbst denken. Wo irgendwo im Dorf getanzt wurde, da war der Gärtner B. mit seiner Fiedel dabei. Wo es lustig zuging, da konnte man auch seine Stimme hören. In

Samenkörner (Neue Folge 28) 1934

der Tat, wenn irgend zur Umkehr eines Menschen ein besonderes Werk Gottes nötig schien, dann war es bei diesem Manne der Fall, der nach dem bekannten Wahlspruch von weiland König Jérome von Westfalen, dem bekannten Bruder Napoleons I., lebte: „Morgen wieder lustik!"

Nun, Gott fand Mittel und Wege, um unseren Gärtner und Fiedelmann zunächst einmal unter den Schall Seines Wortes zu bringen. Ein Jugendfreund von B. ließ sich ein Haus bauen und betreute B. mit der Ausführung der Gartenarbeiten. Die Freunde hatten einander lange nicht gesehen, und es war für beide eine Freude, sich wiederzufinden. Allerdings machte der Gärtner schon in den ersten Unterhaltungen eine Entdeckung, die ihm nicht gerade gefiel. Er fand, daß sein Freund fromm geworden war. Dieser selbst machte auch gar kein Hehl daraus, daß eine große Veränderung mit ihm vorgegangen war. Er bekannte mit Freuden, daß er Jesum als seinen Herrn und Heiland gefunden und angenommen, und daß dieser Jesus seinem Leben einen völlig anderen Inhalt und eine ganz neue Richtung gegeben habe. Man kann nicht sagen, daß unser Gärtner die Ausführungen seines gläubigen Freundes mit Hohn und Spott zurückgewiesen hätte. Sie wurden in so freundlicher und einfach sachlicher Weise gemacht, daß er sogar nicht ungern zuhörte. Es ist nämlich ein großer Unterschied, wie man anderen das Evangelium verkündigt. Es kann in aufdringlicher Weise geschehen, so daß es eher abstößt als anzieht. Es kann aber auch in einer Art geschehen, die der Art unseres teuren Herrn entsprechen dürfte, der wohl oft abgewiesen wurde, aber niemals abstieß. So war auch die Art des Freun-

des, zu reden, eine anziehende. Trotzdem aber brachte dieser Verkehr den Gärtner nicht zur Umkehr, und vielleicht war daran die folgende Unterhaltung schuld. Eines Tages fragte der Freund:

„Weißt du auch, für wen du Musik machst?"

„Natürlich, für die frohen Paare, die sich so gern nach dem Klang meiner Fiedel im Tanze drehen. Fröhliche Gesichter zu sehen und zu schaffen, macht mir Freude. Dabei vergißt man selber die Mühen und Beschwerden des Lebens."

„Du irrst", versetzte der Freund ernst, „du spielst im Auftrag des Teufels, der die Menschen ins ewige Verderben stürzen will."

Der Freund mochte wohl recht haben. Aber vielleicht war diesmal seine Art, zu reden, doch nicht die rechte. Jedenfalls fand mit Beendigung der Gartenarbeiten auch der Verkehr zwischen den beiden Freunden ein Ende.

In dem darauf folgenden Winter spielte der Gärtner, wie er es immer getan hatte, bei den Dorffestlichkeiten nach wie vor zum Tanze auf. Also waren die Bemühungen des Freundes wohl ganz umsonst gewesen. Es war bereits recht spät, als er sich eines Abends mit seiner Geige auf den Heimweg machte. Es war sehr kalt und völlig dunkel, da weder Mond noch Sterne schienen; nur die weißbeschneiten Wege machten, daß es nicht stockfinster war. B. war ganz allein. Doch machte ihm das nichts aus, denn Weg und Gegend waren ihm gut bekannt. Plötzlich überfiel ihn bei seinem einsamen Wandern eine solche Müdigkeit, daß er sich an den Straßenrand legte, um einige Minuten auszuruhen. Das war gefährlich, denn plötzlich schlief er ein. Wie lange er schlafend dagele-

gen hatte, wußte er später selbst nicht. Er wußte nur, daß er plötzlich einen Schlag empfand und sich bei seinem Namen rufen hörte. Aus dem Schlaf auffahren, aufstehen und sich nach dem, der ihn geschlagen und gerufen hatte, umsehen, war das Werk eines Augenblicks. Aber weit und breit war kein Mensch zu erblicken. Die Stille der Nacht herrschte ringsumher wie zuvor.

Unser Musikant klopfte sich den Schnee aus den Kleidern, nahm seine Geige zur Hand und setzte seinen Weg fort — nachdenklich und in Gedanken, wie sie ihm noch nie im Leben gekommen waren. Hatte Gott ihn nicht sichtbarlich vor dem Tode des Erfrierens bewahrt? Hatte Er nicht Seinen Engel gesandt, der ihn wecken mußte? Weshalb aber hatte Er das getan? Er hatte Gott doch nur Anlaß gegeben, ihm zu zürnen. Nie hatte er nach Ihm gefragt, sondern in den Tag hineingelebt, und die mahnenden Worte des Freundes hatte er in den Wind geschlagen. Und was hatte Gott getan? War Er ihm nicht in geradezu unerhörter Güte begegnet? Fürwahr, der Freund mußte doch wohl recht haben. Es mußte der Mühe wert sein, einen solchen Gott nicht nur kennen zu lernen, sondern Ihm zu dienen, statt seine Tage in Leichtsinn und Oberflächlichkeit zu verleben.

Dieser Tag wurde zum Wendepunkt im Leben des lustigen Gärtners. Er ist nicht bei guten Vorsätzen stehen geblieben, sondern unter dem mächtigen Eindruck des in dieser Nacht Erlebten stehend, ist er, so wie er war, zu dem Heiland-Gott gegangen mit all seinen Sünden und seinem ganzen verfehlten Leben. Es hat eine gründliche Umkehr bei ihm gegeben. Nachdem er durch den Glauben an Christum Jesum und

den Empfang des Heiligen Geistes sich seiner Gotteskindschaft bewußt geworden ist, hat er seine Geige freudigen und dankbaren Herzens in den Dienst seines neuen Herrn und Meisters gestellt. Mit Vorliebe hat er sie zur Begleitung von Lob- und Dankesliedern in der Familie und im Kreise solcher gespielt, denen gleich ihm Heil widerfahren war. Er hat sich auch nicht geschämt, vor seinen alten Bekannten zu bezeugen, was Gott an ihm getan hatte. Einmal kam er in das Haus eines früheren Freundes und wurde von diesem mit den Worten empfangen:

„Sag, was ist eigentlich mit dir los? Man sieht dich ja überhaupt nicht mehr in lustiger Gesellschaft. Ich dachte schon, du wärst gestorben."

Da erzählte er in schlichten Worten die obige Begebenheit, und wie er dadurch zum Nachdenken gebracht worden und zum Heiland gekommen wäre.

„Also du hast wirklich Gott oder einen Engel gesehen und gehört?" gab der andere spöttisch zurück.

Ruhig antwortete B.:

„Gott sagt in Seinem Wort: „Ein Ochse kennt seinen Besitzer, und ein Esel die Krippe seines Herrn; mein Volk hat kein Verständnis". (Vergl. Jes. 1, 3.) Wenn ich in den Stall gehe und meine Ziegen füttere, so können sie mich dabei nicht sehen. Aber sie kennen mich und bezeigen mir auf ihre Weise ihre Dankbarkeit für meine Sorge um sie. So sind meine Ziegen verständiger als du."

Der alte liebe Bruder B. ist längst zur Ruhe des Volkes Gottes eingegangen. Er ist durch Gottes Gnade auf dem eingeschlagenen guten Wege geblieben bis ans Ende und darf nun schauen, was er geglaubt hat.

Die Geschichte einer Bibel

In einem niedrigen Schweizer Gebirgshäuschen, dessen Strohdach dicht von braunem Moos überzogen war, lag eine Witwe auf ihrem letzten Lager. Ein mühevolles Leben lag hinter ihr, aber jetzt winkte die ewige Ruhe, nach der die müde Kämpferin schon lange sehnlich verlangt hatte. Neben dem ärmlichen Bett kniete der Sterbenden einziger Sohn.

Die Mutter ist bei vollem Bewußtsein. Ihr Herz ist angesichts des Todes ruhig, aber sie hat noch eine Sorge, ihr Kind. Paul ist nicht errettet. Die Mutter weiß, daß die Dinge der Welt sein Herz ganz einnehmen. All ihre treue Liebe, ihr ernstes und liebevolles Ermahnen, ihr Bitten und Flehen, die Welt zu lassen und ein anderer Mensch zu werden — bis zur Stunde ist es fruchtlos geblieben. Und jetzt, auf ihrem Sterbebett, wendet sie sich ein letztes Mal an den Sohn und bittet ihn innig, doch zu Jesu zu kommen. Sie besitzt noch einen Schatz, ihre alte, vielgebrauchte Bibel. Die übergibt sie ihm in dieser Scheidestunde als teuerstes Vermächtnis.

„Du darfst sie nicht verkaufen", flüstern die blassen Lippen. „Du mußt sie sorgfältig aufbewahren und täglich darin lesen. Sie stammt von unseren Voreltern, die sie auf ihrer Flucht aus Böhmen mitgenommen haben, als sie um ihres Glaubens willen verfolgt wurden. Alle ihre Namen, vom Jahre 1620 ab, stehen darin. Diese Bibel war es, durch die sie Frieden fanden, wie auch ich ihn gefunden habe. Und auch du, mein Sohn, wirst alles darin finden, was

dir zum Heile nötig ist. Lies täglich in diesem Buche! Willst du mir das versprechen?"

Stoßweise hat die Sterbende gesprochen. Nun ist es mit ihrer Kraft zu Ende. Sie liegt ganz still, wie leblos, da. Paul stammelt, vom Schmerz überwältigt, sein Versprechen. Es ist ihm in dieser Stunde ernst damit. Er will den letzten Wunsch der Mutter erfüllen, die er — das fühlt er in diesem Augenblick — trotz allem, was er ihr angetan, herzlich lieb hat. Noch ein Seufzer, und Pauls Mutter ist nicht mehr. Ihr Geist hat die schwache Hülle verlassen. Sie ist gegangen, um bei Jesu zu sein. Paul ist allein zurückgelassen, und er fühlt in aufwallendem Schmerz: Nun ist niemand mehr da, der für mich sorgt, wacht, betet!

Einige Tage nach der Beerdigung verließ der Sohn die Heimat und begab sich auf Wanderschaft. Er hatte das Wenige, was die Mutter ihm hinterlassen, zu Geld gemacht, und außer etwas Wäsche trug er nichts in seinem Rucksack bei sich als die alte, in Leder gebundene und mit kupfernen Schließen versehene Bibel seiner gottesfürchtigen Vorfahren.

Er hätte das umfangreiche Buch, das ihm auf seiner Fußreise recht lästig war, lieber zurückgelassen, aber er gedachte des Versprechens, das er der sterbenden Mutter gegeben hatte. Als er einen Tag gewandert war, trat er in einen Gasthof, um dort über Nacht zu bleiben. Nach dem Essen öffnete er — der Mahnung seines Gewissens folgend — die Bibel, um, wie versprochen, einen Abschnitt zu lesen. Er hatte es den ganzen Tag versäumt und das Lesen bis zum Abend aufgeschoben. Das war ein Fehler gewesen. Er hätte den Tag damit b e g i n n e n sollen. Jetzt fand er die Ruhe

zum Lesen nicht mehr. Andere Gäste kamen herein, schauten ihm neugierig über die Schulter und begannen, als sie das alte Buch erkannten, ihren Spott mit ihm zu treiben. Da schloß Paul die Bibel verlegen und ärgerlich. Und er hätte sich des unbequemen Buches je eher je lieber entledigt, wenn er nur den Mut dazu gehabt hätte.

In der großen Stadt H. wurden an einem Tage zur gleichen Stunde zwei Schwerverletzte ins Krankenhaus eingeliefert. Der eine war von einem Baugerüst gefallen, der andere hatte sich in einer Schlägerei eine ernste Verwundung zugezogen. Die Männer kamen auf dasselbe Zimmer und nebeneinander zu liegen. Als sie das Bewußtsein wiedererlangt hatten, wünschten beide von dem Krankenwärter zu erfahren, wie sie ins Hospital gekommen waren, da sie sich beide nicht mehr entsinnen konnten, was mit ihnen vorgegangen war. Der Pfleger teilte dem ersten mit, man habe ihn nach seinem Sturz von dem hohen Gerüst bewußtlos aufgehoben, und dem anderen, er sei durch einen Messerstich derart verletzt worden, daß er ebenfalls bewußtlos ins Krankenhaus geschafft worden sei.

Durch einen Messerstich — das Wort rief dem Mann die Einzelheiten des Geschehenen wieder ins Gedächtnis zurück. Er war in einem Wirtshaus gewesen, hatte dort zu Mittag gegessen und war hinterher mit einem der Anwesenden in Streit geraten. Der Streit war immer heftiger geworden, bis man die Messer gezogen hatte, und . . . von da ab wußte er nichts mehr. Nun lag er da mit verbundenem Kopf. Aber was war aus seinem Geld geworden?

Wo war sein Rucksack geblieben? Auf seine ängstliche Frage konnte der Pfleger ihm sagen, daß auch der Rucksack gefunden worden sei. Aber der Patient war noch immer nicht beruhigt. Er ließ sich den Rucksack bringen und untersuchte ihn. Was er befürchtet hatte, fand er bestätigt. Geld und Handwerkszeug waren verschwunden; nur einige alte Kleidungsstücke und eine große, in Leder gebundene Bibel fanden sich noch darin.

„O", rief der Handwerksbursche unter Tränen, „warum haben sie mir gerade dieses Buch gelassen, mit dem ich doch nichts anzufangen weiß! Was soll ich ohne Geld und ohne Handwerkszeug machen?!" Und mit einer Verwünschung stieß er die Bibel von sich.

„Was ist das für ein Buch?" fragte sein Leidensgenosse neben ihm. „Darf ich es einmal sehen?"

„Nur eine Bibel. Kannst sie haben, wenn du willst; dann bin ich sie endlich los."

Mit diesen Worten vergrub der Sprecher sein Gesicht tief in sein Kopfkissen, als wolle er Gott und Menschen vergessen. Seine Mutter hatte er längst vergessen!

Der Krankenwärter hob die Bibel auf und reichte sie dem anderen. Dieser öffnete sie ehrfurchtsvoll, las auf der Titelseite die eingetragenen Namen und begann sogleich, sich in den Inhalt des Buches zu vertiefen. Von dem, was er las, fühlte er sich mächtig angezogen. Er las fort und fort. Alles, was das Buch sagte, war wie für ihn geschrieben. Es enthielt reiche Verheißungen für die „Armen im Geiste", und ein solcher war dieser Mann. Die herrlichen Worte des Herrn Jesus machten den tiefsten Eindruck auf

ihn, und als er die freundliche Einladung las: „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben", da zögerte er nicht, ihr zu folgen, sondern eilte in die offenen Retterarme Jesu, des Heilands der Sünder. Als ein Mühseliger und Beladener nahm er seine Zuflucht zu Ihm. Das Weilen im Krankenhaus wurde für ihn der Anfang eines neuen Lebens. Das Lesen und gläubige Annehmen des göttlichen Wortes brachte ihm Ruhe für seine Seele. Die alte, verschmähte Bibel begleitete ihn fortan auf allen seinen Wegen und war die Quelle, aus der ihm immer neuer, reicher Segen zufloß.

Einige Wochen waren seit der Einlieferung der beiden Verunglückten vergangen. Sie hatten Zeit gehabt, sich gegenseitig kennen zu lernen, aber trotz mancher Unterhaltungen waren sie sich innerlich nicht näher gekommen. Nebeneinander standen nach ihrem Weggang, der ziemlich zu gleicher Zeit erfolgte, in der Krankenhaus-Liste als geheilt entlassen: Karl B. und Paul N., aber ihre Wege nahmen eine sehr verschiedene Richtung. Paul N. ging, wie er ins Hospital gekommen war, als ein Mann von schwachem Charakter, der tot und taub für alle Einflüsse der göttlichen Gnade geblieben war. Karl B. dagegen kehrte ins Leben zurück als ein neuer Mensch, in dessen Herzen der Wunsch lebte, dann, wenn Gott ihn rief, etwas für seinen Heiland zu tun, dem er alles für Zeit und Ewigkeit zu verdanken hatte.

Wieder sind einige Jahre vergangen. Paul N. ist unseren Blicken entschwunden, und auch Karl B. konnten wir auf seinem Wege nicht folgen. Die beiden hatten sich seit ihrer Entlassung aus dem Kran-

kenhaus nicht wiedergesehen. Aber durch Gottes wunderbare Führungen sollten sie einander noch einmal begegnen — ein letztes Mal.

Wir reisen im Geiste nach Grönland, in das Land der Eskimos. Hier hatte die Herrnhuter Brüdergemeinde eine Missionsstation gegründet, und eifrige Knechte des Herrn erduldeten schon seit vielen Jahren die größten Entbehrungen, um den armen, unwissenden Eskimos das herrliche Evangelium von der Gnade Gottes in Christo Jesu zu verkündigen. Mochte es auch, vor allem im Anfang, ein Pflügen auf steinigem Boden gewesen sein, so war doch ihre Arbeit nicht vergeblich im Herrn.

Eines Tages kam an der Küste, unweit der Missionsstation, ein Schiff in Sicht, das sich in Seenot befand und verzweifelt gegen den gewaltigen Sturm kämpfte, der die Wellen haushoch vor ihm auftürmte. Soll es so nahe der Küste versinken, ohne daß ihm Hilfe gebracht werden kann? Ein Versuch, die Mannschaft zu retten, scheint aussichtslos. Denn eben treibt der Wind das Schiff auf eine gefährliche Stelle. Es gerät zwischen mächtige Eisschollen. Nur wenn es seinen Kurs noch ändern kann, ist Rettung möglich. Mit großer Spannung wird das Fahrzeug von der Küste aus verfolgt.

Auch die Missionare haben es bemerkt. Sie überreden einige Eskimos, hinauszufahren und die Rettung der Bedrängten zu versuchen. Es gelingt den Eingeborenen, mit ihren langen, schmalen Booten so nahe an das Schiff heranzufahren, daß sie der Mannschaft, die nur noch den Tod in den Wellen vor Augen sieht, einen Rettungsweg zuwinken können. Das fremde Schiff — ein Wallfischfahrer — folgt den

gegebenen Anweisungen, und die ganze Besatzung wird gerettet.

Unter der Schiffsmannschaft befindet sich einer in recht übler Verfassung. Durch einen Windstoß war der Mann aus dem Mastkorb auf Deck geschleudert worden. Bewußtlos liegt er da. Seine Wunden sind schwer. Mit großer Vorsicht heben die Eskimos ihn auf und bringen ihn an Land. Im Missionshaus, wo seine Wunden sorgfältig untersucht werden, zeigt es sich bald, daß nichts mehr für den Mann zu hoffen ist. Er wird voraussichtlich nur noch ein paar Stunden leben.

Wer ist der Mann? Ist er bereit, seinem Gott zu begegnen? So fragt sich der freundliche Missionar, der als Krankenwärter neben dem Verunglückten sitzt und besorgt darauf wartet, ob der Mann noch einmal zu klarem Bewußtsein kommen wird.

Gott sei Dank! der Augenblick kommt. Der Missionar versäumt keine Zeit, den Verunglückten auf seine Lage und den Ernst der Ewigkeit hinzuweisen. Aber mit tiefer Enttäuschung merkt er, daß der Todgeweihte nichts von Gott und Seinem herrlichen Heil in Christo Jesu wissen will. Doch er läßt den Mut nicht sinken. So lange noch Leben da ist, ist auch noch Hoffnung. Er nimmt eine große, in Leder gebundene Bibel mit kupfernen Schließen zur Hand, um einige Worte daraus zu lesen, ist doch Gottes Wort „lebendig und wirksam" und gleich einem Hammer, der Felsen zerschmettert.

Beim Anblick der Bibel zeigt der Verunglückte augenblicklich Interesse. Seine Augen starren auf das Buch in des Missionars Hand. Plötzlich richtet er sich mit der letzten, ihm zur Verfügung stehenden Kraft

auf und ruft mit einer Stimme, daß es dem Zuhörer durch Mark und Bein dringt:

„Fort mit dem Buch! — Das ist meine Bibel! — Ich habe sie weggeworfen. — Ich will sie nicht mehr sehen! — Mutter! Mutter! du hast mich gerufen, aber ich wollte nicht folgen. Jetzt ist es zu spät! Ich bin verloren!"

Mit gellendem Aufschrei sinkt der Sterbende zurück und haucht seinen Atem aus. Paul N. und Karl B. sind einander noch einmal begegnet. Jetzt sind sie für ewig geschieden.

Gefangen

Eines Tages beobachtete ich von meinem Fenster aus zwei kleine Jungen. Die hockten am Straßenrand und schauten so angelegentlich in den meiner Wohnung gerade gegenüber befindlichen Wasserabfluß der Gosse hinein, daß ich schließlich neugierig wurde und ihnen zurief, was es denn da zu sehen gebe.

„Ah schiener Vugl is drinne!" rief mir der kleinste der beiden Knirpse in unverfälschtem Sächsisch zu. Nanu? dachte ich bei mir. Ein Vogel in dem mit eisernen Roststäben gedeckten Abzugsschacht? Wie ist das möglich? Da mich die Sache interessierte, ging ich auf die Straße, um mich zu überzeugen, ob die Jungen die Wahrheit gesagt hatten. Es war so. In der dunklen Grube saß eine kleine Meise auf einem etwas hervorstehenden Ziegelstein und zirpte ängstlich, so als ob sie uns hätte zurufen wollen: Befreit mich doch aus meinem Gefängnis! Das Tierchen tat mir leid. Doch ehe ich den Versuch machte, zu helfen, suchte ich herauszubekommen, wie es in den Schacht gelangt sein konnte. Von der Gosse aus war es unmöglich, da die Roststäbe so eng nebeneinander lagen, daß man kaum den kleinen Finger hindurchstecken konnte. Bald entdeckte ich, daß die Dachrinne vom Hause unterhalb der Stäbe in den Schacht einmündete. Auf diesem Wege mußte die kleine hübsche Meise in ihr Gefängnis hineingeraten sein. Auf dem gleichen Wege hätte sie natürlich auch wieder hinausgelangen können. Aber daran dachte sie in ihrer Angst nicht. Sie schaute nur bittend zum Licht empor und wartete auf einen Befreier. Nun, die Befreiung war nicht allzu

schwierig. Zwar mußte eine Schraubenmutter durchgemeißelt werden, weil sie gänzlich eingerostet war. Aber dann ließ sich der Rost ohne weiteres aufklappen, und husch! war das Vögelchen hinaus.

Diese kleine unscheinbare Begebenheit erinnert mich an eine andere ähnliche, die ich kürzlich in einem Blatt las.

Ein Herr erhielt einen jungen Adler zum Geschenk, den er in einem großen Käfig im Hofe hinter seinem Hause unterbrachte. Der Vogel wuchs heran und wurde stark und schön. Hin und wieder entfaltete er seine Schwingen, als ob er Lust hätte, davonzufliegen. Aber er war ja gefangen. Schließlich mußte sein Herr verreisen, und da er längere Zeit ausblieb, trat die Frage an ihn heran, was mit dem Adler zu tun sei. Er saß so einsam und traurig in seinem Käfig, und in seinen klaren Augen schien die vorwurfsvolle Frage zu liegen: Warum muß ich hier gefangen sitzen? Ich bin doch nicht zur Gefangenschaft bestimmt. Sein Herr entschloß sich, dem Adler die Freiheit zu geben. Er öffnete die Tür des Käfigs, zog sich in eine Ecke des Hofes zurück und wartete, was das Tier tun werde. Nach einiger Zeit kam der Adler aus seinem Käfig heraus und ging vorsichtig spähend im Hofe umher, ohne jedoch seine Schwingen zu erheben. Er schien sich noch nicht völlig frei zu fühlen. Sein Herr nahm ihn und setzte ihn auf die Mauer des Hofes. Auch hier blieb er zuerst still sitzen. Es war ein nebliger Tag. Da plötzlich teilte sich der Nebel, die Wolken zerstreuten sich, strahlend trat die Sonne hervor und leuchtete in den Hof hinein. Da schaute der Adler auf, gerade in die Sonne hinein, und dann reckte er seine Flügel und flog nun mit einemmal empor,

der Sonne entgegen. Bald war er nur noch wie ein kleines Pünktchen im Blau des Himmels zu sehen; dann entschwand er völlig, und nie mehr kehrte er in den Käfig zurück.

Beide Begebenheiten sind einfach, aber beide geben zu denken.

Als ich von der Befreiung der kleinen zierlichen Meise, die rasch auf den nächsten Gartenzaun und von da in den Garten geflogen war, nach Hause zurückkehrte, mußte ich mir sagen: Wie manche junge Menschenseele gleicht dieser Meise! Die Meisen sind, wie man beobachten und auch in naturgeschichtlichen Büchern lesen kann, recht neugierige Vögel, die alles Auffallende, was ihnen in den Weg kommt, gern von allen Seiten besehen, es untersuchen und mit dem Schnabel daran herumhämmern. Außerdem vereinigen sie sich gern mit anderen Vögeln, auch solchen, die nicht zu ihrer Sippe gehören, und können dann in deren Gesellschaft tage- und selbst wochenlang verbleiben. Ob nicht meiner Meise vielleicht auch diese Neugier und diese Sucht nach anderer Gesellschaft zum Verhängnis geworden war? Vielleicht war sie den frechen Spatzen gefolgt, diesen Gassenbuben unter den Vögeln, die sich mit Vorliebe in den Straßen und in schmutzigen Dachrinnen herumtreiben, und so ins Unglück geraten. Und elend wäre sie in dem schmutzigen Wasserloch zugrunde gegangen, wenn ihr nicht von außen Hilfe gebracht worden wäre. Geht's nicht manchem jungen Menschenkind ähnlich? Man ist vielleicht im kleinen Kreise aufgewachsen, betreut von treuen Eltern, umgeben von gutem, gar christlichem Einfluß. Aber der Kreis war einem zu eng. Das Fremde und Unbekannte lockte. Nur hinaus aus dem

engen Haus! So folgte man den Wünschen des eigenen Herzens und fremden Lockungen. Man wollte ja nicht so weit gehen! Man wollte nur sehen, hören, sich umschauen in dem buntbewegten Leben! Und siehe da, unversehens war die schlüpfrige Bahn erreicht. Unversehens ging es weiter und weiter bergab und schließlich unversehens in eine listig gelegte Falle hinein. Käme kein Retter von außen, das Ende wäre nicht abzusehen. Wohl dem, der auf solchem Wege den wahren „Erretter" findet, der einst den Menschenkindern in Davids Stadt geboren wurde, Ihn, der nach Leib und Seele zu erretten vermag! Denn die Rettung des Leibes allein tut's nicht. Der Leib mag aus irgend einer großen Gefahr gerettet werden, dabei kann aber die Seele doch verloren gehen. Jesus Christus aber ist gekommen zur Rettung des Leibes und der Seele. Als Ihm einst in der Synagoge von Nazareth das Buch des Propheten Jesaias gereicht wurde, fand und las Er die Stelle: „Der Geist des Herrn ist auf mir, weil Er mich gesalbt hat, Armen gute Botschaft zu verkündigen; Er hat mich gesandt, Gefangenen Befreiung auszurufen und Blinden das Gesicht, Zerschlagene in Freiheit hinzusenden, auszurufen das angenehme Jahr des Herrn". Und dann kamen wunderbare Worte der Gnade aus Seinem Munde in Verbindung mit Seiner Erklärung: „Heute ist diese Schrift vor euren Ohren erfüllt". (Vergl. Luk. 4, 16—22.)

Ja, mein lieber Leser, wenn wir von „Gefangenen" lesen oder hören, haben wir Grund, den Bereich viel weiter zu ziehen, als ich es beim Nachdenken über die kleine gefangene Meise getan habe. Alle Menschen ohne Ausnahme sind in einem Sinne „Ge-

fangene". Wir alle sind von Natur „unter die Sünde verkauft", „in Gefangenschaft gebracht unter das Gesetz der Sünde" (Röm. 7, 14. 23). Und wir alle bedürfen eines mächtigen Erretters, damit Er uns befreie aus dieser Gefangenschaft und uns „rette von diesem Leibe des Todes". (V. 24.) Ein menschlicher Helfer nützt da höchstens als Wegweiser. Der Herr, dem der junge Adler gehörte, konnte wohl den Käfig und damit dem Tier den Weg in die Freiheit öffnen. Aber zum Flug in die Freiheit konnte er ihn nicht bringen. Dazu mußte erst das Himmelslicht, die Sonne, in den dunklen, engen Hof hineinscheinen. Erst dann entfaltete der des Fliegens Ungewohnte die Schwingen und erhob sich empor in die Freiheit. So ist es auch mit der Menschenseele, die gefangen sitzt im Käfig der Sünde und der Welt. Das bloße Öffnen der Tür, das Zeigen des Weges in die Freiheit, macht es noch nicht. Erst wenn der Seele das wahre Himmelslicht, „die Sonne der Gerechtigkeit mit Heilung in ihren Flügeln", aufgeht (Mal. 4, 2), erst wenn sie Christum geschaut und erkannt hat, ist sie imstande, ihre Flügel auszubreiten. Nur bei Ihm gibt's wahre Freiheit, Vergebung aller Schuld, Befreiung von der Macht der Sünde, Befreiung aus der Sklaverei Satans. Nur wer Ihn, die wahre Weisheit, — so finden wir Ihn in den Sprüchen — „findet, hat das Leben gefunden und Wohlgefallen erlangt von Jehova. Wer aber an Ihm sündigt, tut seiner Seele Gewalt an; alle, die Ihn hassen, lieben den Tod." (Kap. 8, 35. 36.) Nur wer an Ihn glaubt, „kommt nicht ins Gericht, sondern ist aus dem T o d e in das L e b e n übergegangen". (Joh. 5, 24.)

Pilgers Sommerlied

Die Sommerblumen, altbekannt,
Blüh'n wieder überall im Land,
Vom Margrit weiß zum roten Mohn
In all' und jedem Farbenton.

Und jede Wiese teppichbunt,
Tiefgrün und blumig jeder Grund;
Im Acker wogt der Halme Meer,
Kornblumen grüßen hin und her.

Am Hang das wilde Röslein lacht
In holder, immer neuer Pracht;
Ein Garten rings die ganze Welt,
Wo jedes Eckchen mir gefällt.

Da, horch, ein scharfes peng — peng — peng,
Mir wird so eigen, wird so eng;
Ich ahn' des Schnitters festen Schritt,
Der Sense unbarmherz'gen Schnitt.

Beim Morgengrauen zieht er aus,
Und abends, wenn er kehrt nach Haus,
Sind Gras und Blumen hingemäht . . .
Was sichtbar ist, gar bald vergeht.

Doch Er, der dieser flücht'gen Zeit
So viele Blumen schon verleiht,
Hält mir in Himmelsherrlichkeit
Ein unvergänglich Glück bereit.

Drum eil' ich froh von Ort zu Ort,
Er schenkt mir „Blumen" hier und dort,
Jedoch den allerschönsten Strauß
Daheim, im Himmelsvaterhaus.

(W. B., W.-V.)

„Ich bin die Auferstehung und das Leben“

„Ich besuche grundsätzlich nie einen Friedhof. Ich bekenne es offen: Der bloße Gedanke an einen solchen flößt mir ein unbehagliches Gefühl ein. Ich finde etwas Grauenvolles, Abstoßendes darin.“

So sprach ein reicher Fabrikant aus Sachsen an der Abendtafel im Hotel zu N. Er befand sich mit seiner Gattin auf der Reise nach dem Süden, wo die junge Frau Genesung von einem ernsten Lungenleiden finden sollte. Der Sprecher selbst war ein Bild von Kraft und Gesundheit und, nach seinem Aussehen zu urteilen, noch weit von Tod und Grab entfernt.

Eine peinliche Stille war nach den Worten des Mannes eingetreten. Die angeregten Tischunterhaltungen stockten für Augenblicke. Die blassen Wangen der kranken Frau an der Seite des Sprechers hatten sich mit hohem Rot überzogen. Trotz der Hoffnung, die sie im tiefsten Innern hegte, noch einmal gesund zu werden, verhehlte sie es sich nicht, daß der Tag nicht mehr sehr fern sein mochte, an dem ihr Mann den ihm so furchtbaren Gang zum Friedhof werde machen müssen — um ihretwillen.

„Etwas Grauenvolles — da haben Sie recht“, nahm endlich ein bejahrter Herr das Wort, der dem Ehepaar gegenübersaß; „für viele Menschen ist der Gedanke an den Friedhof in der Tat mit Grauen verbunden, und zwar für die, welche in ihm nur die Stätte der Vergänglichkeit und der Verwesung er-

blicken; wer aber von dem kostbaren Samen weiß, der dem Gottesacker bis zum Tage der Auferstehung anvertraut ist, der wird auch mit anderen Gefühlen daran denken."

Diese Worte, die langsam und deutlich gesprochen worden waren, machten es allen Hörern klar, wes Geistes Kind der alte Arzt war, aus dessen Mund sie kamen, und aller Blicke blieben erwartungsvoll auf den Sprecher gerichtet, als er freundlich fortfuhr:

„Freilich werden nur die zu einem Leben in Herrlichkeit auferstehen, die hier auf Erden durch den Glauben an Christum ewiges Leben empfangen und durch das Blut des Sohnes Gottes rein gewaschen sind von aller Sünde. Für sie ist der Tod kein Schrecken mehr, sondern nur ein Wegbereiter, der sie aus einer Welt voll Kummer, Schmerz und Gottentfremdung dahin führt, wo kein Leid mehr ist, wo sie in glückseliger Ruhe auf den Augenblick warten, an dem sie in verherrlichten Auferstehungsleibern aus den Gräbern hervorkommen werden, um dann mit allen Erlösten ins Vaterhaus zu gehen."

Ein dankbarer Blick traf den Sprecher aus den Augen der jungen Fabrikantenfrau. Ach, ihr Gatte, der sie so zärtlich liebte, ahnte nicht, wie furchtbar sie mit der Angst vor dem Tode zu kämpfen hatte, wie ihr Herz erzitterte, wenn sie an das dunkle Grab dachte und an den Augenblick, wo der Tod an sie herantreten würde. O wie sehnte sie sich, d e n Heiland kennen zu lernen, von dem der fremde Herr gesprochen hatte, der sie von aller Furcht befreien und ihr auch angesichts des Todes Frieden schenken konnte!

*

Monate sind vergangen. Die Erde hat ihr Brautkleid angelegt; die Luft ist mit herrlichem Blumenduft erfüllt. Aber all diese Frühlingsherrlichkeit unter dem tiefblauen Himmel des Südens hat das entfliehende Leben der jungen Fabrikantenfrau nicht aufzuhalten vermocht. Sie ist fort und fort schwächer geworden, und auf ihren Wangen blühen Friedhofsrosen. Soll es denn doch wahr sein, daß er sich von ihr trennen, daß er sie hingeben muß, seine schöne, junge Gattin, die er mehr liebt als irgend etwas auf der Welt? Das sind die Fragen, die sich der starke Mann verzweifelt immer wieder stellt.

„Ist es wirklich so, Herr Doktor?" fragt auch die Kranke selbst. „Nun, dann will ich mich Seinem Willen ergeben und es still aus Seiner Hand zu nehmen suchen."

Es war mancherlei in der vergangenen Zeit im Herzen der jungen Frau vorgegangen. Der Gedanke an den Tod flößte ihr kein Entsetzen mehr ein. Oft hatte sie an das Sterben gedacht, und dieses Denken und Sinnen über Tod und Grab hatte sie hingetrieben zu Dem, der freiwillig gestorben ist, um alle, die an Ihn glauben, für ewig aus den Banden des Todes zu erlösen. Zu Seinen Füßen hatte sie gefunden, wonach sie sich so sehr gesehnt hatte: Frieden und Ruhe auch angesichts des Todes. Sie wußte sich geborgen in Jesu, ihrem Heiland, dessen Blut sie gereinigt hatte von aller Sünde, und das herrliche Abschiedswort, welches der Herr Jesus einst an Seine Jünger gerichtet hat: „Weil ich lebe, werdet auch ihr leben!" war ihr Trost und richtete sie jeden Tag aufs neue auf, wenn ihre Jugend und die Liebe zum Gatten ihre Rechte geltend machen wollten.

Welch ein Glück war es für die junge Fabrikantenfrau, daß sie ohne Zögern zu Jesu gekommen war! Es ging rascher mit ihr bergab, als sie selbst geahnt hatte. Die Ärzte konnten nichts mehr für sie tun, und eines Tages schlief sie still und unerwartet ein.

*

Über den Friedhof weht sacht der Wind. Es ist, als flüsterten die dunklen Zypressen einander zu, welch schwere Überwindung es den Mann dort an der offenen Gruft gekostet hat, hierher, an die Stätte des Todes, zu kommen, die ihm Grauen einflößt, die ihm verhaßt ist, zu der er aber jetzt sein Teuerstes hat bringen müssen.

Verzweifelt steht er am Grabe. In seinem Innern stürmt es.

„Es ist zu viel! Das ist schlimmer als der Tod selbst!"

Da dringt ein Wort an sein Ohr:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist. Und jeder, der da lebt und an mich glaubt, wird nicht sterben in Ewigkeit!"

Der tiefgebeugte Mann fühlt: Das ist nicht das Wort eines Menschen. Welcher Mensch sollte so sprechen können? In diesem Wort liegt Kraft. Es ist das Wort eines Höheren, Allgewaltigen. Es berührt ihn wie ein Hauch der Ewigkeit.

Doch trotz dieser Berührung von der Macht des göttlichen Wortes — dieses Wort fassen, glauben, nein, das kann er nicht. Wie kann von Auferstehung und Leben an einem Ort die Rede sein, wo er nur Tod und Verwesung vor sich sieht? Trotzdem bleibt dieses

eine Wort aus der Grabrede in seinem Herzen haften, und trotz des Widerstreits seiner Gedanken empfindet er etwas von dem Trost, der darin liegt.

*

Ein Jahr ist vergangen. Der Sterbetag der tiefbetrauerten Frau naht heran. Der einsame Mann verläßt seinen Wohnort, um zu dem weit entfernten Grab zu reisen, über dem die Palmen rauschen.

In Schmerz versunken, steht er an dem gut gepflegten Hügel. Sein Blick ruht auf dem Stein, der das Grab deckt. Da liest er die Worte:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben!"

Der Arzt, der die Sorge für das Grab übernommen, hat diese Worte als Grab-Inschrift gewählt. Seit den schweren Tagen der Krankheit und des Todes ist dieser Mann ihm ein Freund geworden, der die an ihn ergangene Bitte, sich des Grabes anzunehmen, treulich erfüllt hat.

Wieder und wieder heftet sich der Blick des Trauernden auf die gewaltigen, in den Marmor gehauenen Worte, und es ist, als spüre seine Seele je länger je mehr ihre wunderbare, Tod und Grab überwindende Kraft. Werden sie ihn gänzlich bezwingen?

Der starke Mann kämpft einen harten Kampf auf dem stillen Friedhof. Er denkt nicht mehr an das Abschreckende des Todes. Der verhaßte Gedanke an die Verwesung beschäftigt ihn in diesem Augenblick nicht. Kann er glauben? Soll er glauben? — das ist die Frage, die ihn nicht mehr losläßt. Glauben an Ihn, der die Worte gesprochen hat: „Ich bin die Auferstehung und das Leben"? Bis heute hat er nur angeschaut. Was er gesehen, hat er für wahr ge-

halten. Soll er jetzt glauben, ohne zu sehen, er, der Zweifler?

Von fern steht jemand, der den Mann in seinem Kampf beobachtet. Es ist der Arzt.

Und vom Himmel her ist ein Auge liebevoll auf ihn gerichtet, der scheinbar seinen schweren Kampf allein durchkämpfen muß. Es ist das Auge Dessen, der stärker ist als alle Macht, auch die des Zweifels und Unglaubens. Der Mann faltet die Hände. Leise kommt es von seinen Lippen: „Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!"

Der Arzt tritt an ihn heran. Er reicht ihm die Hand und spricht mit warmer Stimme:

„Ist dieser Friedhof nicht auch für Sie ein Gottesacker geworden? Die an den Sohn Gottes glauben, werden auferstehen zum ewigen Leben. Denn Er hat gesagt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!" "

Der Ungläubige und die Blume

Kaiser Napoleon ließ einst einen angesehenen Mann, Charney mit Namen, der des Hochverrats angeklagt war, gefangen nehmen und nach kurzer Untersuchung einkerkern.

Es wurde dem Gefangenen erlaubt, sich auf einem kleinen an seine Zelle angrenzenden Hofe zu ergehen. So genoß er die wenigen Sonnenstrahlen, die in den von einer hohen Mauer umgebenen Hof fielen. Des Nachts konnte er durch sein kleines Fenster den mit Sternen besäten Himmel sehen.

Charney war Gottesleugner. Er dachte ganz und gar nicht daran, daß Gott, der Allmächtige, sich auch

in Seiner Hände Werk offenbart, und war weit davon entfernt, mit dem Psalmisten zu sagen: „Durch Jehovas Wort sind die Himmel gemacht". Im Gegenteil ritzte er in die Wand des Hofes die Worte ein: „Alles kommt durch Zufall". Das war in kurzen Worten Charneys Glaubensbekenntnis.

Eines Tages fiel ihm bei seinem Auf- und Abwandeln zwischen den hohen Hofmauern ein Pflänzchen auf, das unten an der Mauer zwischen den Steinen hervorgesproßt war. Dieses Pflänzchen wurde ein rechter Gesellschafter für den Gefangenen. Tag für Tag beobachtete er seine Entwicklung.

„Wie ist es möglich", fragte er sich, „daß solch ein Pflänzchen dort wachsen kann? Ein Vogel muß einmal ein Samenkorn hier haben fallen lassen, oder der Wind hat dafür gesorgt, daß es hierher kam, und es hat noch gerade Erde genug gefunden, um sich entwickeln zu können."

Das Pflänzchen wuchs. Bald trieb es eine Blüte. Und es war, als ob das einfältige Blümchen, das sich gerade unter den von dem Gefangenen eingeritzten Worten entfaltet hatte, sagen wollte:

„Du hast über meinem Haupte eine große Lüge niedergeschrieben, eine Lüge und eine Torheit zugleich. Glaubst du denn wirklich, daß alles durch Zufall kommt? Wie komme ich an die feinen Äderchen in meinen Blättern? Wie kommt es, daß sie ein so feines und regelmäßiges Gewebe bilden? Und wie ist es zu erklären, daß jedes Stielchen seinen bestimmten Platz hat? Was erklärt die wunderbare Harmonie des Ganzen?"

Diese Blumensprache drang dem ungläubigen Manne tief ins Herz. Mit Entzücken betrachtete er die

feinen purpurnen Blumenblättchen mit dem silbrigen Rand. Welch ein Kunstwerk war diese einfache kleine Blume! Um recht lange Genuß von ihr zu haben, suchte Charney die kleine Pflanze nach Möglichkeit gegen Regen und Wind zu schützen. Immer wieder, wenn er sich mit ihr beschäftigte, war es ihm, als ob sie spreche:

„Wie kannst du noch länger die Lüge über mir stehen lassen? Glaubst du noch nicht, daß ich von Gott geschaffen bin?"

Diese ständige stille und doch so kräftige Predigt überwand endlich Charneys Unglauben. Er entfernte die Inschrift in der Mauer.

In diesen Tagen kam ein Gefangener in die Zelle, die neben derjenigen Charneys lag. Diesem wurde gestattet, von Zeit zu Zeit den Besuch seines Töchterchens zu empfangen. Das Kind war mehrmals unvermerkt Zeugin von Charneys Sorge für das unscheinbare Mauerblümchen. Es sprach gelegentlich davon zu der Frau des Gefängnisdirektors, und nicht lange danach wußte es jedermann. Selbst der Kaiserin Josephine kam es zu Ohren. Sie sprach darüber mit ihrem Gemahl und äußerte, daß ein Mensch, der sich in solcher Weise mit einem einfachen Pflänzchen beschäftige, unmöglich die Tat habe begehen können, deren man ihn angeklagt hatte. Die Folge war, daß Charney zu Napoleon gerufen und freigesprochen wurde.

Er kehrte nun wieder ins gewohnte Leben zurück. Das Pflänzchen, das sein ganzes Herz gewonnen hatte, und von dem er sich nicht trennen mochte, durfte er mitnehmen in seine Wohnung, wo er es weiter mit großer Liebe und Sorgfalt pflegte. Diese kleine

Pflanze hatte ihn gelehrt, an Gott zu glauben, und war das Mittel geworden, daß ihm die Freiheit wiedergeschenkt wurde. Er wurde in doppelter Weise frei. Denn für den Rest seiner Tage lebte und diente er von ganzem Herzen dem Gott, der sich sowohl in Seinen Werken als auch in Seinem Wort so wunderbar geoffenbart hat.

Unter Danken in den Tod

Nach einer heißen Schlacht im amerikanischen Bürgerkrieg wurde ein Feldprediger zu einem sterbenden Soldaten gerufen. Der Prediger meinte nicht anders, als daß der Soldat Frieden mit Gott suche. Aber nein! Er sagte:

„Bitte, schneiden Sie eine Locke von meinem Haar ab für meine Mutter, und dann knieen Sie nieder und danken Sie Gott in meinem Namen!"

„Wofür?" fragte der andere.

„Daß Er mir solch eine Mutter gegeben hat! O, ihre Lehren sind jetzt mein Trost. Und dann danken Sie Gott dafür, daß ich durch Seine Gnade ein Kind Gottes bin! Was sollte ich jetzt anfangen, wenn ich es nicht wäre? Und danken Sie Ihm, daß Er mir Gnade zum Sterben gibt. Er hat mir dies harte Bett zu einem sanften Federkissen gemacht. Und dann danken Sie Ihm noch für das verheißene Heim in der Herrlichkeit — ich werde bald dort sein."

„Und so kniete ich", erzählte der Feldprediger, „an seinem Bett nieder — zu bitten hatte ich garnichts, nur zu loben und zu danken."

Das Kind des Birmanen

r. Judson war der erste Missionar in Birma in Hinter-Indien, das, als Judson dort seine Pionier-Arbeit begann, noch weit tiefer in der Finsternis des Heidentums steckte als heute. Durch die Feindschaft der Bevölkerung hatte Judson während langer Jahre viel zu erdulden; immerhin aber durfte er schon während seines Weilens auf diesem Arbeitsfelde etwas von der Wahrheit des Psalmworts erfahren, daß die, welche mit Tränen säen, mit Jubel ernten werden.

Nachdem es dem Missionar mit unsäglicher Mühe gelungen war, einen Teil des Neuen Testaments ins Birmanische zu übersetzen, wandte er eine eigenartige Methode an, um die Eingeborenen mit dem göttlichen Wort bekannt zu machen. Er errichtete an einem viel begangenen Wege ein kleines, offenes Holzhäuschen, Sajat genannt, dessen Dach ihn vor den brennenden Sonnenstrahlen schützte. Dort saß er tagsüber und las mit lauter Stimme aus Gottes Wort vor, so daß die Vorübergehenden die Worte des Lebens gut verstehen konnten.

Eines Tages, als er wie gewöhnlich laut las, wurde seine Aufmerksamkeit auf einen Herrn gelenkt, der an seinem Häuschen vorüberschritt. Kleidung und Aussehen verrieten den höheren Offizier. Judson hatte den Mann schon mehrmals in der Stadt gesehen. Diesmal hatte er einen kleinen Jungen bei sich, ein liebliches Kind, das ihm durch seine fröhlichen Augen wie durch sein ganzes Benehmen auffiel.

„Papa, Papa!" rief der Kleine, den Vater lebhaft an der Hand ziehend, „sieh, da ist der Mann von Jesus Christus! Wie furchtbar weiß er ist!"

Dr. Judson lächelte dem Kinde freundlich zu. Der Vater des Jungen sprach kein Wort. Er hielt den Missionar offenbar seiner Beachtung nicht würdig. Der Kleine aber hatte das freundliche Lächeln wohl bemerkt. Etwas verschämt erwiderte er es, und der Missionar hegte für einen Augenblick die Hoffnung, daß er an diesem Tage nicht vergeblich gelesen hatte.

Von jetzt an sah Judson den Offizier und sein Kind fast täglich. Sie kamen stets um dieselbe Zeit an seinem Holzhäuschen vorüber, der Vater steif und gemessen wie am ersten Tage, der Kleine mit immer zutraulicherem Lächeln.

Eines Tages winkte Judson dem Kinde, und ehe der Vater es hindern konnte, saß es auf des Missionars Knieen. Dr. Judson setzte ihm ein hübsches Mützchen auf, umarmte es zärtlich, und dann sprang der Kleine wieder fröhlich zu seinem Vater zurück.

„Sieh mal, was für eine schöne Mütze ich habe, Papa!" rief er in kindlicher Freude.

„Sehr schön!" bestätigte der Vater, indem er seinem Söhnchen mit zärtlichem Blick in die leuchtenden Augen schaute.

„Sie haben einen allerliebsten Jungen, mein Herr", sagte in diesem Augenblick Dr. Judson, der unbemerkt auf die beiden zugetreten war.

Der Offizier, ein wenig verwirrt durch die unerwartete Anrede, machte eine tiefe Verbeugung und schritt rasch davon.

„Der Sajat ist kein Platz für dich, Mung Mung", sagte er ein Weilchen später zu seinem Jungen. „Die Fremden mit ihren weißen Gesichtern ..."

Er brach ab, offenbar nicht recht wissend, was er dem Kinde sagen sollte. Der Kleine sah seinen Vater schweigend an, bis dieser plötzlich fortfuhr:

„Morgen lasse ich dich zuhause. Du sollst nicht länger den bösen Zaubereien dieses Mannes ausgesetzt sein."

„Er hat mir aber doch nichts Böses getan", erwiderte der Kleine. „Er hat mich nur freundlich angesehen."

„Trotzdem ist er ein gefährlicher Mann, und ich will nicht, daß du noch einmal zu ihm gehst!"

„Und wenn ich es doch tue?" versetzte der Kleine.

„Doch tust? Wie kannst du nur so sprechen, Mung Mung!" versetzte der Vater streng.

Einige Augenblicke herrschte Schweigen. Der Offizier schien nicht in bester Stimmung zu sein, und der Knabe dachte offenbar weiter über das Erlebte nach. Plötzlich fragte er:

„Ist es wahr, daß Mutter ..."

„Still, Mung Mung!"

„Ist es wahr", wiederholte der Kleine mit Nachdruck, „daß Mutter zum Herrn Jesus Christus gebetet hat?"

„Wer hat dir das zu sagen gewagt, Mung

Mung?" Strenge und Bestürzung klangen aus den Worten des Offiziers.

„Das darf ich nicht verraten. Es könnte den Betreffenden das Leben kosten, hat man mir gesagt. Doch hat Mutter das getan?"

„Sag' es mir, Vater", wiederholte der Kleine, als der Vater schwieg, „hat Mutter wirklich zu Jesus Christus gebetet?"

„Still, Mung Mung, du hast schon viel zu viel geplaudert!"

Sie hatten nicht bemerkt, daß eine Frau, die einen Fächer von Palmblättern vor ihr Gesicht hielt, ziemlich nahe hinter ihnen hergegangen war, so daß sie jedes Wort der Unterhaltung hatte verstehen können. Diese Frau, der wir in unserer Geschichte noch begegnen werden, war niemand anders als die Kindermagd des Kleinen. Sie hat später das Gespräch zwischen Vater und Sohn dem Missionar Wort für Wort erzählt.

Als Dr. Judson in seinen Sajat zurückgekehrt war, trat ihm sein Diener entgegen, der eine der ersten Früchte seiner mühevollen Arbeit war, einen Pack Büchlein und Traktate unter dem Arm.

„Hast du den Mann gesehen, Schwai-bai, der soeben mit seinem Söhnchen an der Hand hier vorübergegangen ist?" fragte ihn der Missionar. „Und weißt du etwas über ihn?"

„Ja, Herr, ich habe ihn gesehen. Er ist an der Regierung und steht in hohem Ansehen, aber er ist stolz und zurückhaltend", antwortete Schwai-bai.

„Weißt du mehr von ihm und seiner Familie?"

„Er haßt die Christen, Herr."

„Ist er ein fanatischer Mann?"

„Nein, eher ein Paramat*)", lautete die Antwort. „Er macht wohl einen ernsten Eindruck, aber in Wirklichkeit kümmert er sich nicht um Religion. Erinnern Sie sich einer jungen Frau, Herr, die vor drei oder vier Jahren hier bei Ihnen war und ein Heilmittel begehrte?"

„Es sind in dieser Zeit viele hier gewesen, um Mittel zu holen", versetzte Dr. Judson lächelnd.

„Ja, Herr, aber diese Frau hatte ein Gesicht wie ein Engel, und ihre Stimme war wie Glockenklang. Sie war die Gattin dieses Mannes, und der Knabe war ihr einziges Kind und damals sehr krank. Sie wagte nicht, Sie zu bitten, in ihr Haus zu kommen. Ebensowenig getraute sie sich, einen Diener zu senden, um das Mittel zu holen."

„Ja", erwiderte der Missionar, „jetzt erinnere ich mich der Sache wieder sehr gut. Ich sehe sie noch vor mir, wie bedrückt sie war. Und wie dankbar war sie hernach! Der Knabe ist also ihr Kind? Und was ist aus der Mutter geworden?"

„Sie gaben ihr damals ein Matthäus-Evangelium, beteten mit ihr und sagten ihr, daß sie selbst auch krank sei, und zwar viel kränker als ihr Kind."

„Dessen entsinne ich mich nicht mehr. Doch was ist aus ihr geworden?"

„Man sagt", fuhr der Erzähler fort, während seine Stimme unwillkürlich zum Flüsterton herabsank, „daß das Arzneimittel, das Sie ihr für das Kind gegeben hatten, geholfen habe. Nachts, wenn sie bei ihrem kranken Kinde wachte, soll sie im Evangelium gelesen haben und oft dabei niedergekniet sein und gebetet haben, so, wie Sie es zuvor selbst mit ihr

*) Gleichgültiger.

getan hatten. Schließlich hat der Mann ihr das Büchlein weggenommen."

„Und was hat er damit gemacht?"

„Ohne Zweifel verbrannt! Die zarte Frau aber ist nach der Herstellung ihres Kindes selbst sehr krank geworden und bald darauf gestorben. Vor ihrem Tode hat sie den Mut gefunden, davon zu sprechen, daß sie ins Paradies gehe. Sie hat ihren Mann innig gebeten, auch den Weg dahin zu suchen. Er ist nicht hart. Darum hat er ihr damals ruhig zugehört. Aber er hat ihr nicht versprochen, daß auch er Jesum Christum suchen werde. Bis zuletzt hat sie freudig von ihrem Heiland gezeugt, und so ist sie glücklich aus diesem Leben geschieden. Nachher aber soll ihr Gatte geschworen haben, jeden zu töten, der es in seinem Hause wagen würde, über diese Dinge zu sprechen. Daß es dennoch geschehen ist, ist offenbar. Anders würde der Knabe nicht so freudig zu Ihnen gekommen sein und von Jesus Christus gesprochen haben."

Nachdem Schwai-bai alles, was er über die Familie gehört, seinem Herrn erzählt hatte, nahm er seinen Schriftenpack auf und schritt davon.

Am folgenden Tage ging der Offizier allein an dem Holzhäuschen vorüber. So geschah es einige Tage. Am vierten Tage endlich erschien der Kleine wieder auf der Bildfläche, lieblich und sonnig wie immer. Fröhlich erstieg er, gefolgt von seinem Vater, die Stufen des Sajats und legte dem erstaunten Missionar ein prächtiges Büschel Bananen zu Füßen. Nach einem höflichen Gruß nahm der Vater auf der Matte Platz.

„Sie sind der fremde Priester", begann er, nachdem er seinem Söhnchen einen Wink gegeben hatte, sich neben ihn zu setzen.

„Ich bin Missionar", antwortete Dr. Judson.

„Und als solcher", fuhr der Offizier lächelnd fort, „lehren Sie die Leute an einen Jesus Christus glauben. (Er gab sich Mühe, ruhig zu sprechen, aber dem Missionar entging nicht, daß sich tiefe Erregung hinter seinen Worten verbarg.) Es ist eine hübsche Geschichte, die Sie von Christus erzählen. Sie kommt mir fast noch hübscher vor als unsere Fabeln. Und Sie brauchen sich durchaus nicht zu scheuen, sie in den lebhaftesten Farben zu schildern, da sie keinem Menschen schaden wird."

„So, meinen Sie?" versetzte der Missionar ruhig. „Doch an welche Geschichte denken Sie?"

„Nun, an die Geschichte des Mannes, eines Königs, wenn ich nicht irre, der nach Ihren Erzählungen freiwillig für uns Menschen gestorben sein soll."

„Sind Sie nicht ein Paramat, mein Herr?"

„Durchaus nicht! Ich bin ein getreuer Anhänger und wahrer Verehrer Gautamas*). Doch weder Sie noch ich glauben natürlich etwas von dem, was unsere Religionen lehren."

„Was mich betrifft, so sind Sie in diesem Stück im Irrtum, mein Herr," versetzte der Missionar ernst. „Ich kann Ihnen sagen, daß ich von ganzem Herzen glaube, was ich andere lehre."

Der Besucher versuchte zu dieser Bemerkung zu lächeln, aber es glückte nicht recht, und plötzlich fuhr er in völlig verändertem Ton fort:

„Ich habe von einer Schrift reden hören, die Sie besitzen sollen. Dürfte ich Sie um eine solche Schrift bitten? Ich möchte Mung Mung daraus vorlesen."

*) So wurde Buddha vielfach von seinen Zeitgenossen genannt.

Überrascht und erfreut zugleich überreichte Dr. Judson seinem Besucher den gewünschten Traktat.

„Mit dieser Schrift", sagte er, „empfangen Sie den Schlüssel zu Leben und ewigem Glück. Ihre lebendige Seele kann nicht dazu bestimmt sein, einmal in den Körper eines Hundes, Affen oder Wurmes überzugehen. Gott hat sie zu Höherem berufen, und ich hoffe und bitte den lebendigen Gott, daß ich Sie, wie auch Ihr Kind, einmal in Seiner Herrlichkeit, fern von aller Sünde, allem Schmerz und Leid, in ewiger Glückseligkeit droben bei Jesu wiedersehen möchte."

Bis dahin hatte der Knabe dem Gespräch lautlos zugehört, seine Augen unentwegt auf Dr. Judson gerichtet. Bei der letzten Bemerkung über die Herrlichkeit aber rief er, lebhaft aufspringend:

„Papa, laß uns alle beide den Herrn Jesus Christus liebhaben! Mutter hatte Ihn lieb, und sie wartet auf uns in der goldenen Stadt."

„Ich muß gehen", sagte der Offizier, und seine Stimme klang heiser.

„Lassen Sie uns zuvor beten", bat der Missionar und kniete nieder.

Das Kind legte sogleich beide Händchen auf die Stirn und neigte den Kopf zur Erde. Der Vater blieb anfänglich unbeweglich sitzen. Während des Gebets aber sank auch sein Haupt herab. Er stützte die Ellenbogen auf die Kniee und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Als das Gebet beendet war, stand er auf, nahm das Kind an die Hand, grüßte schweigend und ging.

Noch manchmal sah der Missionar den Offizier an seinem Holzhäuschen vorbeigehen. Aber dieser begnügte sich damit, so zu grüßen, daß jede weitere

Annäherung unmöglich war. Das Kind war selten bei ihm. Einmal aber kam es fröhlich angesprungen und bat um ein weiteres Büchlein. Dabei fiel es Dr. Judson auf, wie verständig der Knabe aussah.

*

Ein furchtbarer Gast hatte die Stadt, in welcher der Missionar arbeitete, heimgesucht. Die Cholera, die gefürchtete Geißel des Ostens, forderte Opfer auf Opfer. Nacht und Tag brannten große Feuer in den Straßen und vor den Häusern, und unabsehbare Prozessionen zogen durch die Stadt, um die bösen Geister zu verjagen und so der verheerenden Krankheit Einhalt zu tun.

Dr. Judsons Sajat war geschlossen. Niemand kam in diesen Tagen, dem er aus der Bibel hätte vorlesen können; auch hatten der Missionar und sein Gehilfe vollauf zu tun in der Pflege der Kranken und an den vielen, vielen Sterbebetten.

Eines Nachts — Dr. Judson war erst in später Stunde todmüde nach Hause gekommen — wurde er wieder durch seinen Diener geweckt.

„Herr, Herr, man fragt nach Ihnen!"

Die Cholera hatte ihren Weg auch in das Haus des uns bekannten Offiziers gefunden. Von dort hatte man den Missionar rufen lassen. Er folgte unverzüglich der Aufforderung, suchte das Haus auf und bahnte sich, ohne sich weiter um Familie und Dienerschaft zu kümmern, den Weg in ein Zimmer, aus dem ihm lautes Klagen entgegentönte, ein Beweis, daß die Seuche wieder ein Opfer gefunden hatte. Einen Augenblick später stand Dr. Judson neben dem entseelten Körper des von dem ganzen Hause vergötterten Kindes.

„Er ist zu der Stadt gegangen mit den goldenen Gassen", flüsterte eine Stimme neben ihm, „um ewig inmitten der Königslilien im Paradiese zu blühen."

Sich umwendend, sah er eine Frau in mittleren Jahren, die einen Fächer von Palmblättern vor den Mund hielt, als fürchte sie, ihre Worte möchten von Ohren gehört werden, für die sie nicht bestimmt waren. Es war dieselbe Frau, die seiner Zeit unbemerkt Mung Mung und seinem Vater gefolgt war.

„Er hat den einen, wahren Gott angebetet", fuhr sie unter Tränen fort, „und dem Herrn Jesus Christus als seinem Heiland vertraut. Kindlich hat er seinen Heiland angerufen, und sein Gebet ist erhört worden. Er litt große Schmerzen, aber der gute Hirte hatte ihn lieb. Er hat Sein Lämmchen zu Sich geholt in Seinen Schoß!"

Tränen erstickten die Stimme der Sprecherin.

„Wann ist er entschlafen?"

„Vor ungefähr einer Stunde."

„War er bis zuletzt bei Bewußtsein?"

„Ja, und die ganze Zeit war er froh und glücklich."

„Wovon hat er hauptsächlich gesprochen?"

„Nur von dem Herrn Jesus Christus, den er zuletzt selbst zu sehen schien."

„Und sein Vater?" fragte Dr. Judson.

„Mein Herr, o mein armer Herr! Er liegt ebenfalls im Sterben!"

„Wer hat mich hierhergerufen?"

„Das habe ich getan, Ihre niedrige Magd, mein Herr!"

„Also nicht Ihr Herr?"

„Er würde dazu nicht mehr imstande gewesen sein, wenn er es auch gewünscht hätte."

„Aber wie fanden Sie den Mut, das zu tun?"

„Gott war bei mir", erwiderte sie einfach, während ein stilles Lächeln ihr braunes Gesicht erhellte.

Sie waren in ein Zimmer nebenan getreten. Da lag der vornehme Mann auf seinem Lager ausgestreckt im letzten Stadium der Krankheit.

„Es betrübt mich tief, Sie so zu sehen", sagte Dr. Judson, sich über ihn beugend.

Die Lippen des Kranken bewegten sich, aber kein Laut wurde hörbar.

„Vertrauen Sie sich jetzt noch Gautama an?" fragte der Missionar leise.

Der Sterbende machte eine hilflose Bewegung, und ein Blick schmerzlicher Enttäuschung trat in die weit geöffneten Augen.

„Herr Jesus, nimm seinen Geist auf!" rief Dr. Judson betend aus.

Da glitt ein Lächeln über die Züge des Sterbenden, als ob dieser Name ihm teuer wäre. Seine Hand wies zum Himmel. Dann fiel sie schwer auf die Brust herab. Sein Geist war entflohen.

Leise verließ der Missionar das Gemach und trat wieder an die Bahre des Kindes. Darauf ließ er seinen Blick auf der Frau ruhen.

„Noch einmal muß ich fragen", sagte er, „wo Sie nur den Mut hergenommen haben, sich einer so großen Gefahr auszusetzen, wie mein Kommen hierher für Sie bedeutet?"

Die Frau schlug das Tuch zurück, das den Leib des kleinen Verstorbenen deckte, und Dr. Judson gewahrte auf der Brust des Kindes ein wohlbekanntes Büchlein, ein Evangelium des Matthäus.

„Er hat es selbst dort hingelegt. Ich war die Pflegerin seiner Mutter. Sie hat damals dieses Büchlein von Ihnen erhalten. Als ihr Mann es entdeckte, hat er es ihr weggenommen, und sie war der Meinung, er habe es verbrannt. Aber er hat es aufbewahrt und wohl auch selbst studiert. Denken Sie, Herr, daß auch er selig gestorben ist?"

„Zu wem hat er in seinen letzten Stunden gebetet? Wen hat er angerufen?" fragte Dr. Judson.

„Den Herrn Jesus. Das weiß ich gewiß. Glauben Sie, daß der Heiland ihn angenommen hat?"

„Ist Ihnen nicht die Geschichte vom Räuber am Kreuze bekannt?"

Als die Frau die Frage bejahte, erinnerte der Missionar sie daran, wie groß und reich die Gnade Gottes ist. Dann fragte er:

„Wo haben Sie selbst die christliche Wahrheit kennen gelernt?"

„Meine Herrin", erwiderte sie, „hat mich darin unterwiesen, und vor ihrem Tode mußte ich ihr versprechen, ihr Kind in derselben Weise zu belehren, und dann sollte ich zu Ihnen gehen, um weitere Belehrung zu empfangen. Aber ich fürchtete mich, das zu tun. Schließlich traf ich Schwai-bai. Ihm habe ich alles erzählt, und er hat mir Schriften gegeben und mich beten gelehrt. Und nun bin ich nicht mehr bange. Sollte ich getötet werden um Jesu willen, so werde ich auch in das herrliche Paradies gehen. O schon heute möchte ich dort sein!"

Tief getroffen von all dem Gehörten, kehrte Dr. Judson nach Hause zurück. Während er sinnend durch die stillen Straßen schritt, kam ihm das Wort aus Luk. 13, 29 ins Gedächtnis: „Und sie werden kommen von Osten und Westen und von Norden und Süden und zu Tische liegen im Reiche Gottes", und ein herzlicher Dank für Gottes Wunderwirken stieg aus seinem Innern zu Gott empor.

„Sind derer wenige, die errettet werden?"

Die Frage, ob nur wenige Menschen errettet würden, ist seiner Zeit an den inmitten Seines Volkes auf Erden weilenden Messias gerichtet worden. Infolgedessen galt die Antwort, die Jesus gab, in erster Linie den Juden. Sie ist aber auch für alle maßgebend, die diesem Volk nicht angehören. Die gleiche Frage ist seitdem in vielen Menschenherzen aufgestiegen, und die Antwort, die der Mensch sich selbst darauf zu geben pflegte und pflegt, ist oft sehr ver-

schieden von derjenigen, welche Der gab, der sie allein unbedingt richtig zu geben vermochte. Besonders in unseren Tagen menschlicher Überheblichkeit und mangelnder Ehrfurcht vor dem göttlichen Wort ist man häufig sehr schnell mit seinem eigenen Urteil fertig, und das lautet: Ein Heilsplan, der nur „wenige" einschließt, ist eines barmherzigen Gottes unwürdig. Also: Viele werden errettet, ja, am Ende werden noch alle errettet. Und mit dieser letzten Schlußfolgerung ist man dann glücklich dahin gekommen, daß man sich in völligen Widerspruch setzt zu dem Wort der Wahrheit.

Bemerkenswert ist, daß Der, welcher alles wußte, die Frage: „Sind derer wenige, die errettet werden?" zunächst mit einer ernsten Mahnung beantwortete. Es ist nicht göttliche Art, menschliche Neugier zu befriedigen. In Seiner Gnade und Weisheit wendet der Herr sich an Herz und Gewissen des Fragestellers: „Ringet danach, durch die enge Pforte einzugehen". Was nützt es mir, zu wissen, ob viele oder wenige errettet werden? Die Frage ist: Bin ich errettet? Und was habe ich zu tun, um errettet zu werden? Darüber läßt der Herr allerdings nicht im unklaren: „Weit ist die Pforte und breit der Weg, der zum Verderben führt, und viele sind, die durch dieselbe eingehen", während die Pforte zum Leben eng ist und der Weg dahin schmal. Trotz der Enge der Pforte ist sie aber so weit, daß jeder, der will, durch sie eingehen kann. Das geht deutlich aus der bekannten Stelle hervor: „Wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst" (Offbg. 22, 17), sowie aus der wunderbaren Feststellung: „Gott will, daß alle Menschen errettet

werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen". (1. Tim. 2, 4.) *) Die Stelle aus der Offenbarung zeigt klar, daß der Wille des Menschen bei der Frage der Errettung eine wichtige Rolle spielt. Deshalb möge sich ein jeder wohl vorsehen, daß nicht von ihm wahr werde, was der Herr Jesus trauernd der Stadt Jerusalem zurufen mußte: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen . . ., und ihr habt nicht gewollt".

Die Aufforderung: „Ringet danach, durch die enge Pforte einzugehen!" schließt aber noch mehr in sich als die bloße Bereitwilligkeit, einzugehen. Aus ihr geht hervor, daß das Eingehen mit gewissen Schwierigkeiten verbunden ist, Schwierigkeiten, denen die große Masse sich nicht unterziehen will. Diese Schwierigkeiten liegen indessen einzig und allein auf seiten des Menschen bzw. in ihm, nicht auf seiten Gottes. Von Ihm aus ist der Eingang freigegeben. Das Werk von Golgatha hat eine sichere Grundlage geschaffen, auf welcher der Mensch ewig gesegnet werden kann. Der Tod und die Auferstehung Christi haben jedes Hindernis hinweggeräumt. Der Kanal ist da, durch den Gottes Gnade und Liebe frei ausströmen kann. Nein, von Gott aus steht der ewigen Segnung des Menschen kein Hindernis im Wege.

Worin bestehen denn die Schwierigkeiten des

*) Das Wort „will" in diesem Verse bedeutet soviel wie „Wunsch", während in der Stelle 2. Petr. 3, 9: „Er will nicht, daß irgendwelche verloren gehen, sondern daß alle zur Buße kommen", das „Er will nicht" soviel bedeutet wie „Er ist nicht willens", es ist nicht Seine „Absicht" oder Sein „Ratschluß". Er „möchte" vielmehr, daß alle Menschen errettet werden. Wie genau und vollkommen redet doch die Schrift!

Menschen? Sie mögen recht verschiedener Art sein. Verstand, Veranlagung, Gemütszustand usw. können ernste Hindernisse bilden, um durch die enge Pforte einzugehen. Ich glaube aber, daß an solche Schwierigkeiten hier weniger zu denken ist, sondern daß die Aufforderung: „Ringet danach!" sich in erster Linie an das Gewissen wendet.

Was ist wohl das Haupthindernis für die Seelen, durch die enge Pforte einzugehen? Ist es nicht die fürchterliche Gleichgültigkeit der meisten Menschen in bezug auf die ewigen Dinge? Falsche Erziehung, falsche Belehrung in göttlichen Dingen, ein dem in „den Heilswahrheiten der Kirche" unterwiesenen Menschen untergeschobenes Ruhekissen haben den Boden vorbereitet, und Welt und Satan sorgen dafür, daß das Gewissen mehr und mehr einschläft und die ernste Frage: Wo wirst du die Ewigkeit zubringen? keinen Widerhall mehr findet. Schlecht und recht lebt man dahin. „Heute ist heut'." Was morgen kommt, ist schon weniger wichtig, und das Ende des Lebens? Ach was, das liegt noch in weiter Ferne. Weshalb daran denken?

Ein weiteres, in dem Gesagten bereits angedeutetes ernstes Hindernis liegt in der Liebe zur Welt und ihren Dingen. Wie schön und lockend liegt das Leben vor einem! Und ich sollte das, was das Leben so angenehm und lebenswert macht, seine Vergnügungen und Zerstreuungen, fahren lassen, alles das, was Auge, Ohr und Sinne ergötzt? Ich sollte mich statt dessen mit Fragen über Sünde, Tod und Ewigkeit herumquälen? Ja, das mag vielleicht etwas sein für alte, abgelebte Greise, die ihre Tage doch nicht mehr genießen können, aber nicht für den lebensfrohen

Menschen. Und so treibt man dahin auf dem Strom der Weltlust, bis es für immer zu spät ist. Auch darin behält das Wort recht: „Die mich früh (oder eifrig) suchen, werden mich finden". Das Wort „Vielleicht später" hat keine Verheißung. Das hat seiner Zeit schon der Landpfleger Felix erfahren. Zu ihm hatte Paulus von Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit und dem kommenden Gericht geredet, und die Rede war nicht ohne Eindruck geblieben. Aber wenn auch Felix von Furcht erfüllt worden war, so bewirkte diese Furcht bei ihm doch keine Buße zum Heil. Statt sich mit Herzensentschluß zum Herrn zu wenden, sprach er von „gelegener Zeit", und dabei blieb es.

Hüte dich daher, lieber Leser, daß es dir nicht ähnlich ergehe! Gewiß, es kostet etwas, durch die enge Pforte einzugehen, und für Bequemlichkeit, Selbstgefälligkeit und Weltlichkeit bietet der schmale Weg, der zum Himmel führt, keine geeignete Gelegenheit. Diese Dinge finden sich auf dem breiten Weg. Aber wohin führt er? Ins Verderben, und zwar in ewiges Verderben, in, wie Gottes Sohn selbst gesagt hat, „das unauslöschliche Feuer, wo ihr Wurm (d. h. das nagende, quälende Gewissen) nicht stirbt, und das Feuer nicht erlischt". (Vergl. Mark. 9, 43—48.)

„Wenn deine Hand dich ärgert, so hau sie ab!" „Wenn dein Fuß dich ärgert, so hau ihn ab!" „Wenn dein Auge dich ärgert, so wirf es weg!" Brich entschieden mit allem, was dich hindern will, das ewige Leben zu ergreifen! Halt ein auf deinem verderblichen Wege! Wende dich mit Herzensentschluß zu Jesu! Dann steht die enge Pforte zum Leben weit offen. Dann heißt es so einfach und unzweideutig: Glaube an Ihn, und du wirst errettet werden! Denn: „Wer

mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben übergegangen."

Wie Brächt Frieden fand

Eigentlich war sein richtiger Name Albrecht. Von seiner Mutter und seinen nächsten Bekannten aber wurde er kurzweg Brächt genannt. Seine Mutter war eine wackere Frau und hielt darauf, daß ihr Brächt als ordentlicher Bub auch das Beten lernte. So kam es, daß sie jeden Abend, bis er sechzehn Jahre alt war, zu ihm sagte: „Brächt, bät de au". Aber als die Mutter mit dem Ermahnen aufhörte, hörte auch Brächt mit dem Beten auf. So gingen zwei Jahre vorbei, ohne daß Brächt mehr betete. Er war dazumal in einer Strohhut-Fabrik beschäftigt, wo er Panama-Hutgeflechte machen mußte.

Eines Morgens sagte eine Arbeiterin neben ihm, an der Tür bei der katholischen Kirche in Pf., einem Nachbarort, stehe jeden Morgen eine Frau, die nicht mehr beten könne. Diese Worte trafen unseren Brächt wie ein Blitz, und er stellte sich die Frage, ob er wohl noch beten könne. Die Frage begleitete ihn den ganzen Tag, und bevor er sich am Abend zu Bett legte, versuchte er zu beten, und siehe da, er konnte es auch nicht mehr. Kein Wort brachte er über die Lippen; auch das früher gelernte Gebet wollte ihm nicht mehr einfallen. Nun geriet Brächt in eine so furchtbare Angst, daß er kaum mehr fähig war, seine Arbeit zu verrichten. Immer wieder mußte er sich sagen: Gott

hört dich nicht mehr, Gott will nichts mehr von dir, und seine Angst wurde immer größer.

In dieser Zeit seiner inneren Not brannte in der Nähe seiner Wohnung ein Bauernanwesen nieder. Bei den Rettungsarbeiten war auch unser Brächt behilflich. Während er sich in dem brennenden Hause bemühte, zu retten, was zu retten war, raunte ihm der Teufel ins Ohr: „Brächt, bleib im Haus. Dann verbrennst du mit. Dann ist alles aus und vorbei." Aber wie von einer Furie gejagt, rannte er aus dem Hause. Von dieser Zeit an wurde er ganz menschenscheu, und die Angst seines Herzens wurde immer größer. Als er es schließlich nicht mehr aushalten konnte, sprach er mit seiner Hauswirtin über den unerträglichen Zustand seines Herzens und sagte, er fürchte bald, den Verstand zu verlieren. Die Frau, die den Brächt wohl mochte und ihm gern geholfen hätte, wenn sie nur gewußt hätte, wie, riet ihm:

„Brächt, geh zu den Haurianern in den Herrenweg. Dort hörst du die Wahrheit. Die Leute kommen dort zu einer Stubenversammlung zusammen wie die Apostel im Anfang."

Brächt folgte diesem Rat, und eines Abends, als in dem genannten Hause Versammlung war, gehörte er zu den aufmerksamen Zuhörern. Ein ganz einfacher Mann, namens Hauri (nach dessen Namen wurden die Besucher der Versammlung am Herrenweg von der Bevölkerung Haurianer genannt) sprach an jenem Abend über die Geschichte vom Kerkermeister in Philippi. Brächt wurde tief ergriffen. Wie eine Botschaft vom Himmel tönte es immer wieder an sein Ohr: „Glaube an den Herrn Jesus, und du wirst errettet werden". Aus tief-

stem Herzen fing er nun an, zu Jesu zu rufen, Er möge auch ihn annehmen und ihm Frieden schenken. Er verstand noch nicht, daß er das große Gnadengeschenk einfach im Glauben annehmen durfte. Fleißig besuchte er von da an die Versammlungen. Zugleich hielt er sich von allen Vergnügungen der Welt fern und suchte ein frommes Leben zu führen. Aber die Angst und Not seiner Seele wichen nicht. Es wurde im Gegenteil immer dunkler in seinem Herzen.

Eines Tages teilte er einem seiner Mitarbeiter mit, wie es mit ihm stand, und daß er jetzt in die Versammlung am Herrenweg gehe, in der Hoffnung, dort von der Last seiner Sünden befreit zu werden. Aber anstatt bei dem Manne Verständnis zu finden, wurde er von ihm ausgelacht. Außerdem warnte der andere ihn vor jenen frommen Leuten und sagte, es könne wohl sein, daß er noch seine Stellung verlöre, wenn er weiter diese Zusammenkünfte besuchte, weil alle, die dahin gingen, über die Achsel angesehen würden. Da Brächt nun trotzdem seine Versammlungsbesuche fortsetzte, kam es mit seinem Mitarbeiter zu mancherlei unliebsamen Auseinandersetzungen. Eines Tages hörte der Geschäftsherr davon, zog Brächt zur Rechenschaft und fragte ihn, aus welchem Grund er sich mit dem Soundso nicht mehr vertragen könne.

Brächt antwortete auf diese Frage in aller Offenheit, teilte seinem Herrn mit, wie unglücklich er sei, und wie er gehofft habe, bei den Haurianern Frieden für sein Herz zu finden. Auch verschwieg er nicht, daß man ihm gesagt habe, der Besuch der Versammlungen am Herrenweg könne ihn seine Stelle kosten, und daß er dieserhalb manches zu leiden habe.

Zu seiner Überraschung fand er bei seinem Herrn

liebreiches Verständnis. Er redete ihm freundlich zu und sagte:

„Brächt, gang du di Wäg. I bi zfriede mit dir."

Sein Mitarbeiter wurde nach England versetzt, und so konnte Brächt fortan ungestört seinen eingeschlagenen Weg weiter gehen.

Als sein Quälgeist nach England abreiste, zeigte er ihm zweihundert Franken in Gold und sagte:

„Brächt, das ist die wahre Religion."

Nach anderthalb Jahren aber bekam Brächt auf einmal einen Brief aus England mit dem Hilferuf:

„Brächt, wenn du mir nicht hilfst, bin ich verloren. Ich habe nur noch einige Briefmarken und einen Penny für Kastanien."

Da hatte der arme Mann mit seiner „wahren Religion" einen bösen Reinfall erlebt. Nun, Brächt ließ ihn nicht im Stich. Für sich selbst aber suchte er fortan umso eifriger nach dem wahren Herzensfrieden und besuchte immer fleißiger die Zusammenkünfte am Herrenweg, in der sicheren Hoffnung, daß er doch noch einmal durch das Wort Gottes den rechten Weg finden würde. Bis jetzt war es noch nicht so weit.

Eines Tages, als die Not seines Herzens wieder besonders groß war, suchte er den alten Bruder Hauri auf, aus dessen Munde er so oft die gute Botschaft von Jesu gehört hatte. Während er vor der Wohnzimmertür stand, hörte er drinnen ein lebhaftes Gespräch. An die Tür gelehnt, lauschte er und vernahm die Worte: „Einen solchen dem Satan zu überliefern zum Verderben des Fleisches". In der Annahme, es könne sich hier um niemand anders als um ihn selbst handeln, stürzte er in maßloser Angst in die Stube und rief laut weinend:

„Glaubt ihr jetzt, daß ich ganz verloren bin?"

„Ja", erwiderte Hauri, indem er den Aufgeregten liebevoll ansah: „Verloren bist du, und zwar ganz verloren. Aber gerade für solche ist die Rettung am nächsten."

Und dann wußte dieser liebe erfahrene Christ den nach Frieden dürstenden jungen Menschen in einer Weise auf Jesum Christum hinzuweisen und ihm zu zeigen, daß der Herr Jesus gerade für solch ganz Verlorene gestorben sei und alles gut gemacht habe, daß schließlich unser Brächt zu den Füßen des alten Mannes niedersank, seine Kniee umklammerte und aus tiefstem Herzen zum Herrn zu rufen begann. Anfänglich geschah es unter Zittern und Zagen. Aber dann gab es mit einemmal eine merkwürdige Änderung. Aus dem Rufen wurde ein Danken. Während tiefe Freude in das Herz des Beters einzog, konnte er danken in der vollen Gewißheit, daß der Herr Jesus als Lamm Gottes am Kreuz auf Golgatha auch für ihn geopfert worden war und alles, alles für ewig gut gemacht hatte. Es waren noch andere Gläubige in der Stube versammelt. Auch sie knieten jetzt nieder, und gemeinsam dankten sie dem guten Hirten, daß Er das irrende Schäflein gefunden und ihm einen Platz gegeben hatte an Seinem Herzen.

Nachher klärte es sich auf, weshalb jene ernsten Worte, die Brächt auf sich bezogen hatte, gefallen waren. Es war die Rede gewesen von Menschen, die trotz der Erkenntnis der Wahrheit in ihren bösen Lüsten weiter leben und sich vor Gott nicht beugen w o l l e n. In bezug auf solche war das Wort des Apostels angeführt worden.

Unser Brächt hat seit jener bedeutungsvollen

Stunde nie mehr die Sicherheit und Gewißheit seines Geborgenseins in Christo Jesu verloren. Heute ist er ein alter Mann, der mit freudigem Herzen bekennt, nicht ein einziges Mal in seinem langen Leben vom Herrn enttäuscht worden zu sein.

Warum ich mein Ballkleid ablegte

Ich war ungefähr zwanzig Jahre alt. Ich wußte, daß Christus für meine Sünden gestorben war, und dieses Wissen erfüllte mich mit Freude und Dankbarkeit. Doch obgleich ich mir der Vergebung meiner Sünden bewußt war, war ich noch nicht gelöst von dieser gegenwärtigen eitlen Welt, sondern noch verstrickt in ihre Vergnügungen, ihre Bälle und Konzerte. Da machte der Herr eines Tages dem allen ein plötzliches Ende.

Ich war für eine große Gesellschaft angezogen. Meine Mutter und mein Mädchen hatten das Wort „tadellos" über meine Balltoilette ausgesprochen. Ich hatte noch eine halbe Stunde Zeit, bevor der Wagen kam, der mich abholen sollte. Gott sei gedankt für diese halbe Stunde! Ich entließ mein Mädchen, und nachdem ich die Tür geschlossen hatte, kniete ich nieder, um zu beten. Als ich mich wieder von den Knieen erhob, fiel mein Blick in den Spiegel, und ich fühlte mich beschämt vor dem Herrn. Ich griff zu meiner Bibel; sie schlug sich wie von selbst bei Röm. 8 auf, und meine Augen fielen auf die Worte: „... die nicht nach dem Fleische, sondern nach dem Geiste wandeln". Immer noch stand ich vor dem Spiegel, und in diesem Augenblick schien alles an meiner kostbaren Klei-

dung — jedes Schmuckstück, jedes Juwel — ein und dasselbe zu sprechen. Alles stimmte in den Chor ein: „Nach dem Fleische! Nach dem Fleische!"

Für einen Augenblick gab es einen Kampf. Das erwartete Vergnügen, der glänzende Ballsaal, die heitere Abend-Gesellschaft — alles hatte seine Reize und übte sie in diesem Augenblick stark auf mich aus. Ich sah wieder in die Bibel und las: „Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind". Und was war jetzt die Wirkung? Die unbegreifliche Liebe, die Gnade, das Erbarmen und die Güte Gottes — alles das schien mir in diesem Augenblick eingehüllt zu sein in die beiden Worte: „keine Verdammnis", während Christi Opfertod, Seine Seelenangst in Gethsemane und Sein Verlassensein von Gott am Kreuze in dem Ausdruck „in Christo Jesu" vor meine Seele traten und mich mit einem solchen Bewußtsein von Gott und Seiner Gnade erfüllten, daß der Kampf in mir augenblicklich vorüber war. Mit ruhiger Freude, einer Freude, die ich nicht zu schildern vermag, begann ich, mich zu entkleiden. Ich legte jedes Schmuckstück ab und meine ganze kostbare Kleidung. Ich legte sie ab vor dem Herrn — legte sie ab für immer.

Als meine Angehörigen kamen, fanden sie mich in einem einfachen Abendkleid. Ich erzählte ihnen, was Gott mir durch Sein Wort gesagt habe, und las ihnen die Stellen vor. Für die Meinigen war es ein empfindlicher Schlag, was sie an mir erlebten. Mein Leben war von jener Stunde an völlig verändert. Aber es war ein glückliches Leben. Welch ein Segen liegt doch darin, durch die Gnade Gottes nicht mehr sich selbst zu leben, sondern Dem, der für uns starb!

Zufall oder Gottes Fügung?

Es war am 16. August 1870 bei Mars-la-Tour. Die französischen Chasseurs d'Afrique, d. h. „Jäger zu Pferde aus Nordafrika", brausten heran, um die erschöpften deutschen Truppen niederzureiten. Da wurden ihnen die preußischen Gardedragoner entgegengeworfen, und diese schlugen den dreifach überlegenen Feind zurück. Als die Trompeten zum Sammeln bliesen, führte ein junger Gardedragoner, ein Bauernsohn aus der Mark, sein verwundetes Pferd durch die Haufen der Leichen und Verwundeten. Mit Grausen hörte er die Todes- und Verzweiflungsschreie der schwarzen afrikanischen Reiter, und schwer fiel ihm der Gedanke aufs Herz: „Wie schwer mögen doch diese Leute sterben, die keinen Heiland haben!" Und da hat er auf dem Schlachtfelde ein Gelübde getan: Wenn er gesund aus dem Kriege zurückkäme, so wollte er Missionar werden und nach Afrika gehen, um den Heiden das Evangelium zu bringen.

Ungefähr zur selben Zeit lag im fernen Südafrika ein schwarzer Jüngling im Buschwald auf den Knien und betete zu Gott: „Herr, schicke doch auch meinem Volk weiße Lehrer, daß es Jesum kennenlernt!" Der Jüngling hieß Kaschane und war Sohn eines Häuptlings aus dem schwarzen Volke der Bolubedu in Nord-Transvaal. Um sich ein Gewehr zu verdienen, war er aus seiner Heimat an die Küste gewandert, wo die weißen Leute wohnen, und dort in der Hafenstadt Port Elisabeth hatte er noch etwas Besseres gefunden: Er hatte den Heiland kennengelernt und war ein Christ geworden; und nun betete er, daß Gott doch auch sei-

nem schwarzen Volke durch Missionare das Licht senden möchte.

Und etwa zur gleichen Zeit wurde im fernen Pommerlande in Anklam ein Missionsfest gefeiert, aber es verregnete gründlich, und der Festprediger, Missionsdirektor Wangemann, war darüber recht verdrießlich. Da trat eine Dame in die Sakristei und fragte ihn:

„Herr Missionsdirektor, was kostet wohl die Anlage einer neuen Missionsstation?"

„Mindestens 2 000 Taler!"

Da antwortete die Dame, ein Fräulein von Medingen:

„Meine Vorfahren haben einst in der katholischen Zeit in Hannover ein Kloster gegründet, das noch heute den Namen unseres Geschlechts trägt; nun will ich die Summe, die Sie brauchen, geben, damit davon in Afrika eine neue Missionsstation gegründet werden kann, und sie soll unseren Namen „Medingen" tragen."

Und wirklich schenkte sie für diesen Zweck der Berliner Missionsgesellschaft 7 500 Mark.

Diese drei Menschenkinder, der Gardedragoner Fritz Reuter auf dem Schlachtfelde von Mars-la-Tour, der schwarze Häuptlingssohn Kaschane in Südafrika und das Fräulein von Medingen, wußten nichts voneinander. Aber wunderbar: Gott, der die Lebensschicksale der Menschenkinder lenkt an unsichtbaren Fäden, der hatte diese drei Lebensfäden zu einem Knoten zusammengeschlungen. Denn elf Jahre später, im Jahre 1881, erfüllte sich das Gebet des schwarzen Häuptlingssohnes Kaschane:

Ins Land Bolubedu zog ein Missionar und gründete dort die Missionsstation „Medingen", zu der jene Dame die Mittel gespendet hatte. Der Missionar aber war jener Gardedragoner von Mars-la-Tour, Fritz Reuter. Neunundzwanzig Jahre hat er dort in großem Segen gearbeitet.

Ein Handlanger Gottes

Der amerikanische Millionär Gould befand sich mit einem Freunde auf der Reise. In einem Städtchen mußten sie eine Stunde warten. Zum Zeitvertreib wanderten sie miteinander durch den hübschen Ort. Plötzlich vernahmen sie das anhaltende Läuten einer Glocke und sahen, daß viele Menschen zusammenströmten. Neugierig folgten sie ihnen. Vor einem Hause staute sich die Menge. Ein öffentlicher Verkauf sollte stattfinden. Um was es sich aber handelte, konnten sie zunächst nicht feststellen.

„Fünfhundert Dollar!" hörten sie plötzlich einen Mann rufen.

„Was gibt's denn hier?" fragte Gould den ersten besten der Umstehenden.

„Die Frommen haben bankerott gemacht", lautete die Antwort.

„Was heißt das, die Frommen haben bankerott gemacht?"

„Sie hatten angefangen, eine Kirche zu bauen, mußten aber, als sie halbfertig war, aus Geldmangel aufhören, und nun wird alles versteigert."

Gould hatte mit Interesse zugehört. Als der

Sprecher geendet, schob er die vor ihm Stehenden zur Seite, drängte sich durch die Menge bis hin vor den Verkäufer und fragte:

„Wie groß ist die Schuld?"

„Siebenhundert Dollar, mein Herr", lautete die Auskunft.

Da zog Gould seine Brieftasche, überreichte dem Auktionator die genannte Summe in Banknoten und nahm dafür von dem Mann die Bestätigung des Eigentumsrechts über die unvollendete Kirche entgegen.

Gerade wollte Mr. Gould sich aus dem Kreis der überraschten Menschen entfernen, als ein alter Mann auf ihn zutrat und sagte:

„Mein Herr, ich sehe, daß Sie ein Fremder sind. Darf ich fragen, was Sie mit der Kirche zu tun vorhaben?"

„Warum wollen Sie das wissen?" fragte Gould zurück.

„Ich bin der Küster der Kirche", antwortete der Alte, „und alle Gemeindeglieder liegen in diesem Augenblick in dem halb vollendeten Gebäude auf den Knieen, um Gott um Hilfe zu bitten."

Ohne ein Wort zu sprechen, zog Gould die Eigentumsbestätigung hervor und händigte sie dem Küster aus. Dann wandte er sich um und eilte zum Bahnhof.

Der Küster aber lief, so schnell ihn seine alten Beine zu tragen vermochten, zu seiner Kirche. Kaum konnte man glauben, daß er die Wahrheit sprach. Als er aber das Papier zeigte, wichen alle Zweifel, und ein inbrünstiges Dankgebet stieg aus übervollen Herzen zu Gott empor.

Die blinde Maria

Der Norden der Grafschaft Wales in England bildet ein wildes, felsiges Gebirgsland: steilaufragende Berge, tiefe Schluchten, in die sich von den Felswänden herab brausende Gießbäche und Wasserfälle stürzen, und dann und wann ein mit spärlichem Berggras bewachsener Weideplatz für Schafe und Ziegen.

Die „blinde Maria" hing mit inniger Liebe an ihrem Heimatlande. Sie würde den wilden, unfruchtbaren Berg, auf dem sie wohnte, nicht vertauscht haben mit dem reichsten Weideland in England, und die Hütte, in der sie fünfzig Jahre lang gewohnt hatte, würde sie nicht hergegeben haben für das schönste Haus im benachbarten Dorf.

Die Hütte stand am Abhang einer der hohen Bergketten. Ringsumher lagen große Felsblöcke in wildem Durcheinander. Mitten hindurch schlängelte sich der von dem Häuschen zur Landstraße führende Fußpfad. Zwischen den Felsblöcken kletterten Schafe und Ziegen umher, um das kärgliche Gras abzuweiden. Das Gesumme fleißiger Bienen, die den duftenden Heidekräutern den süßen Saft entnahmen, um ihn zu goldenem Honig zu verarbeiten, erfüllte die Luft. Farnkräuter und wilde Blumen lugten aus den Spalten und unter den Felsen hervor, wo irgend sich ein geschütztes Plätzchen fand.

Kahle, trotzige Felskuppen schauten von drei Seiten auf das Hüttlein herab; und wenn nach einem stärkeren Regenfall die Sonne die zahlreichen, unter den Felsen hervorsickernden Wasserläufe beleuchtete, dann schien es, als ob von unsichtbarer Hand silberne Fäden über die grauen Häupter der Berge gesponnen worden wären.

Von Marias Häuschen aus genoß man eine herrliche Aussicht auf das weite, wogende Meer, das die Füße der Berge bespülte. Besonders schön war es, wenn an einem klaren Sommerabend die goldenen Strahlen der untergehenden Sonne die Fensterscheiben der einfachen Hütte wie im Feuer erglühen ließen, während die umliegenden Berge in Purpur getaucht erschienen und das tief unten liegende Meer leuchtete und sprühte, als wäre es von einem Feuerregen übergossen, bis dann endlich die Schatten der Nacht heranzogen und die glühenden Farben nach und nach erbleichten. An solchen Abenden blieb mancher Wandersmann, der in der Nähe der Hütte vorbeikam, wie gebannt stehen und konnte sich nicht satt sehen an dem wunderbaren Bilde.

Es war an einem derartigen Sommerabend, als Maria in ihrem alten Sessel vor der Tür ihrer Wohnung saß. Sie hatte gerade ihr Strickzeug beiseite gelegt und ein großes Buch zur Hand genommen. Ihre blinden Augen waren nach oben gerichtet, während ihre Finger über die erhaben gedruckten Buchstaben glitten. Ab und zu faltete sie die Hände, und dann spielte ein Lächeln auf ihrem friedlichen Angesicht.

Während sie so dasaß, alles umher in tiefes Schweigen gehüllt, erklangen plötzlich Schritte auf dem felsigen Boden, und wenn Maria hätte sehen kön-

nen, so würde sie einen Reisenden in Touristentracht bemerkt haben, der augenscheinlich sehr erstaunt war, das einsame Häuschen und seine Besitzerin zu erblikken. Er blieb einen Augenblick stehen, um sich die interessante alte Frau etwas näher zu betrachten, und dann machte er Miene, seinen Weg fortzusetzen. Doch wenn Maria den Fremden auch nicht erblicken konnte, so hatte sie doch mit ihrem feinen Gehör bemerkt, daß jemand, und zwar ein Mann, in der Nähe sei. Sie rief ihm deshalb zu:

„Lieber Herr, nehmen Sie doch einen Augenblick auf dem Stuhle dort Platz! Bitte, machen Sie einer alten Frau das Vergnügen, Ihnen ein Glas Buttermilch anbieten zu dürfen. Ist die Aussicht hier nicht herrlich? Schauen Sie nur nach den Bergen da drüben, wie schön sie sind, und dann zum Meere hinunter, wie es glänzt, und nach jenem Bächlein, das so munter über die Felsblöcke ins Tal hüpft."

Der Fremde hatte auf die freundliche Einladung hin Platz genommen und sah die Sprecherin nun ganz verwundert an.

„Man hat mir gesagt", bemerkte er, als sie schwieg, „daß hier in der Nähe eine alte Frau, „die blinde Maria" genannt, wohne; aber ich kann kaum glauben, daß S i e das sind. Sie scheinen ja gerade so viel von der Aussicht zu genießen wie ich."

„Ja, es ist wahr, ich bin blind", lautete die Antwort; „aber im Geiste sehe ich noch alles, was mich umgibt. Es gab eine Zeit — es ist allerdings schon lange Jahre her — da konnte ich mein herrliches Land mit meinen leiblichen Augen schauen; aber es hat Gott gefallen, mir das Augenlicht zu nehmen und alles für mich dunkel zu machen."

„Macht es Sie denn nicht sehr unglücklich, dieses wunderbare Bild, die mächtigen Berge, das majestätische Meer und darüber den herrlichen blauen Himmel nicht mehr sehen und bewundern zu können? Sie scheinen doch die schöne Natur sehr lieb zu haben?"

Die Augen der Blinden füllten sich mit Tränen. Mit zitternder Stimme, die erst nach und nach wieder fester wurde, antwortete sie:

„Ach, lieber Herr, fragen Sie mich nicht danach. Ich habe sie so lieb! Noch lange, nachdem ich das Augenlicht verloren hatte, war ich sehr ungehalten und fast in Aufruhr gegen Gott, daß Er mich so schwer geprüft hatte. Doch jetzt kann ich Seinen Namen preisen. Ich sehe jetzt etwas Besseres und Herrlicheres als Berge und Meer. Ich sehe mit dem Auge des Glaubens Jesum, meinen Heiland, und fühle Seine Liebe. Er hat mein Herz ganz still und ruhig gemacht, und ich schaue verlangend aus nach jener herrlichen Stätte, die Er für mich bereitet hat, und wo ich für ewig bei Ihm ruhen werde. Wollen Sie die Freimütigkeit einer alten Frau verzeihen? Sie können gut sehen. Sie können die Berge, das Meer und alles andere, was es hier gibt, bewundern. Aber sagen Sie mir, lieber Herr, haben Sie auch schon einmal jenes wunderbare Bild betrachtet, das Gott Ihnen vor Ihr Geistesauge gestellt hat: Jesum Christum, Seinen geliebten Sohn, am Kreuze, wo Er Sein Leben für Sie dahingab?"

Der Reisende antwortete nicht sogleich. Ergriffen ruhten seine Augen auf der alten Frau an seiner Seite. Wie ehrwürdig sah sie aus in ihrem silberweißen Haar, das unter dem seltsam geformten, landesüblichen Hut hervorquoll! Welch ein tiefer Friede lag auf dem runzligen Gesicht! Endlich sagte er:

„Ich habe noch nicht viel über diese Dinge nachgedacht, liebe Frau; aber ich verspreche Ihnen, vom heutigen Tage an soll's mehr geschehen. Ich werde diesen Abend und das, was Sie mir gesagt haben, nicht vergessen."

„Gott gebe es, lieber Herr, und Er segne Sie! Was sollte ich arme, blinde Frau anfangen, wenn ich meinen Heiland nicht hätte? Jetzt bin ich nie mehr allein, denn Er ist stets bei mir. Ich kann mit dem Psalmisten sagen: „Auch wenn ich wanderte im Tale des Todesschattens, fürchte ich nichts Übles, denn du bist bei mir; dein Stecken und dein Stab, *sie* trösten mich". (Ps. 23, 4.) Ich habe nicht mehr viele Tage auf dieser Erde zu verleben, aber der Tod ängstigt mich nicht, denn Jesus hat alle meine Sünden in Seinem Blute abgewaschen, und wenn ich meine Berge und mein Meer verlasse, werde ich nach jenen herrlichen Gefilden gehen, wo ich Ihn von Angesicht zu Angesicht sehen werde. Ich hoffe, daß ich Sie dort wiedersehen werde, lieber Herr. Ich werde meinen Heiland bitten, Ihnen die Augen zu öffnen, damit Sie zuerst sich selbst als verloren erkennen lernen und dann Jesum Christum als Ihren Erlöser."

Der Reisende nahm Abschied, da es Zeit für ihn war, seinen Weg fortzusetzen. Zwar war die Sonne noch nicht untergegangen, Meer und Berge leuchteten noch in Gold und Purpur, aber doch war die Nacht nicht mehr fern. Er warf noch einen letzten Blick auf die alte Frau, die der Meinung zu sein schien, daß ihr Besucher sich entfernt habe. Ihre Hände waren über der Bibel gefaltet, ihre Lippen bewegten sich wie im Gebet, und ein strahlender Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. War es der Widerschein der untergehenden

Sonne? Nein, es war das Spiegelbild des Friedens, der ihre Seele erfüllte, sowie der Abglanz der Herrlichkeit jenes besseren Landes, das sie im Geiste schaute, und wohin es sie mit allen Fasern ihres Herzens zog.

Schweigend wandte sich der Fremde ab und verfolgte, in tiefes Sinnen verloren, seinen Weg ins Tal. Es begann zu dämmern, und langsam tauchten die Sterne an dem dunkler werdenden Himmel auf; die silberne Sichel des Mondes erschien und ergoß ihr bleiches Licht über die Berge und spiegelte sich in den Wellen des Meeres, die sich leise rauschend an dem Fuß der Felsen brachen. Es war ein wunderbarer, köstlicher Abend!

Jahre sind seitdem dahingegangen. Die „blinde Maria" hat längst ihre einsame Hütte am Bergesrand verlassen, und ihre sterblichen Überreste ruhen unter einem schönen Stein auf dem Dorffriedhofe. Wer hat ihr diesen Stein setzen lassen? Jedermann im Dorfe kann darüber Bericht geben. Es war nicht sehr lange nach dem Tode der alten Frau, da kam eines Tages ein fremder Herr ins Dorf und redete mit den Dorfbewohnern von Jesu. Auch erkundigte er sich nach der „blinden Maria", und als man ihn an ihr Grab führte, war er sehr bewegt, und nach einiger Zeit wurde ein schöner Stein über dem Grabe errichtet, in den die Worte eingemeißelt waren:

„Deine Augen werden den König schauen in Seiner Schönheit, sehen werden sie ein weithin offenes Land." (Jes. 33, 17.)

Das Versprechen

Ich befand mich auf meiner ersten Reise, so erzählt ein Evangelist, und meine Arbeit war mir noch neu. Ich erinnere mich sehr wohl, in welch eigenartigem Aufzug ich damals der Menge gegenübertrat. Kein Mensch hätte in mir einen Prediger vermutet. Mit meiner groben Hose und der altertümlichen, aus rauhem Stoff verfertigten und mit großen Knöpfen besetzten Jacke sah ich eher einem umherziehenden Handwerksburschen als einem Prediger ähnlich. Mein Äußeres paßte durchaus nicht für ein öffentliches Auftreten, aber in meinem Innern war Mut und Liebe zum Heiland. Und das ist ja auch etwas wert, nicht wahr?

Als mein erstes Wirkungsfeld wählte ich eine mittlere Stadt mit viel Arbeiter-Bevölkerung. Es war ein prächtiger Sommerabend, als ich mit meiner Arbeit begann. Doch fast entsank mir der Mut, als ich den Marktplatz, wo ich meine Ansprache halten wollte, erreichte. Als junger Mensch nimmt man sich manches vor und malt sich aus, wie alles gehen soll; wenn es dann aber darauf ankommt, dem Entschluß die Tat folgen zu lassen, wenn man die gleichgültigen Gesichter der Menschen um sich her erblickt und ihre fragenden oder gar spöttischen Blicke auf sich gerichtet sieht, dann ist plötzlich aller Mut verschwunden, und das eben noch so starke Herz beginnt zu zittern.

Ich klopfte an verschiedene Türen, um mir einen Stuhl zu erbitten — Geld, um einen zu kaufen, besaß ich nicht —, doch überall wurde ich abgewiesen. End-

lich erbarmte sich eine arme Frau über mich und entsprach meiner Bitte. Ich begab mich mitten auf den Markt an eine Stelle, wo eine Anzahl Kinder spielten und viele Menschen vorübergingen. Dann bestieg ich meinen „Predigtstuhl" und begann zu reden.

Bald hatte ich einen Kreis von Zuhörern um mich versammelt. Die Kinder hörten auf, zu spielen, und stellten sich um mich herum, und auch manche Vorübergehende blieben stehen. Da ich einem Prediger so wenig ähnlich sah, mochte man mich für den Verkäufer irgend eines Heilmittels oder für wer weiß, was? halten. Jedenfalls ließ man sich herbei, mir zuzuhören. Als ich aber begann, über die Sünde der Unmäßigkeit zu reden, weil ich viele bemerkte, denen das Laster der Trunksucht im Gesicht geschrieben stand, vernahm ich von allen Seiten Zischen, Pfeifen und Lachen. Einige machten sich lustig über meine „vorsintflutliche" Jacke und gingen dann fluchend oder lachend davon. Der Anfang war in der Tat wenig ermutigend.

Ich hatte noch nicht lange gesprochen, als ich in einiger Entfernung einen betrunkenen Mann über die Straße taumeln sah, verfolgt von einem Haufen laut johlender Kinder. Wiederholt wandte er sich um und drohte ihnen mit der Faust, aber ein nur um so lauteres Lachen und Schreien war die Antwort. Plötzlich wurde seine Neugierde durch den Kreis der um mich Stehenden erregt, und so kam er auf mich zugewankt.

Jetzt schmolz das bißchen Mut, das mir noch geblieben war, völlig dahin. Ich dachte nicht anders, als daß ich in der nächsten Minute von meinem Stuhle würde herabsteigen müssen. Und in der Tat, kaum hatten einige meiner Zuhörer die herantorkelnde Gestalt bemerkt, als sie laut lachend riefen:

„Holla! da kommt Karl Braun! Das ist einer vom Mäßigkeitsverein, und ein Frommer ist er auch! Hurra, Karl!"

Die Kinder stimmten jubelnd mit ein. Das allgemeine Hurrarufen ließ mich für einen Augenblick verstummen. Doch als der Betrunkene sich, ohne Lärm zu machen, zu den anderen Zuhörern gesellte, faßte ich mir ein Herz und setzte meine Ansprache fort.

Mehr und mehr Menschen kamen jetzt herbei, und plötzlich drang der Ruf „Lügner!" an mein Ohr. Wie ich hinterher erfuhr, war es ein Gastwirt, der so gerufen hatte. Das Beispiel fand Nachahmung, und bald ertönte es von allen Seiten: „Halt's Maul!" — „Schwätzer!" — „Du bist ja verrückt!" und dergleichen mehr. Zugleich flogen mir Dreck und Steine um die Ohren.

In diesem Augenblick bahnte sich der Betrunkene einen Weg durch die Menge und trat mit erhobenem Arm auf mich zu. Alles sah ihn lachend an, und viele schienen sich schon auf das Schauspiel zu freuen, das nach ihrer Meinung jetzt folgen mußte. Und ich selbst muß gestehen, daß ich auf das Schlimmste gefaßt war. Das Wort blieb mir im Munde stecken. Doch was geschah? Mit einer plötzlichen Bewegung ergriff Karl meine Hand, drückte sie herzlich und rief:

„Nur weiter, mein Junge! Karl Braun möchte den einmal sehen, der es wagt, dich anzurühren."

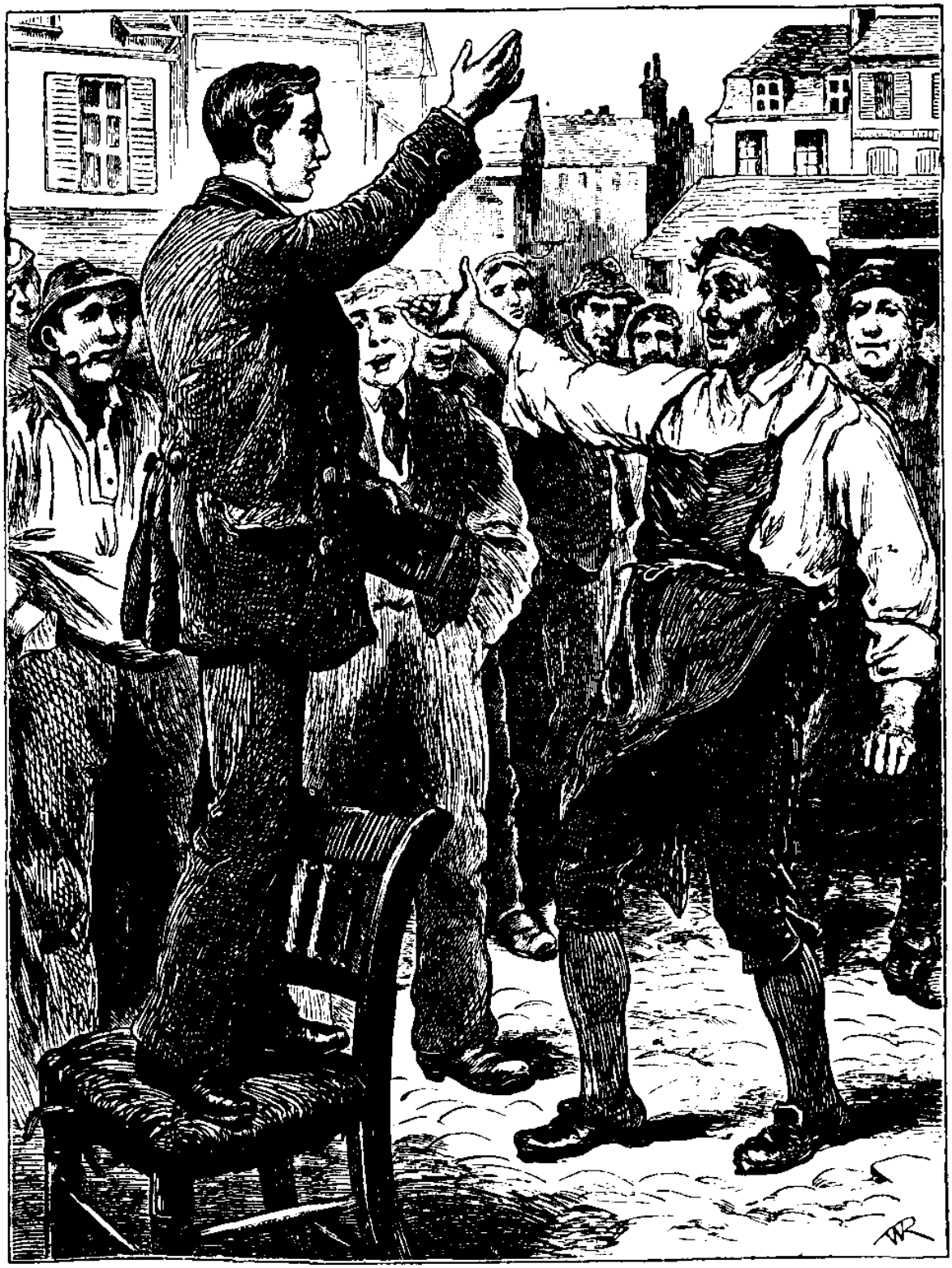
Ich war aufs äußerste überrascht, und meine Zuhörer sicher nicht weniger. Denn wie ich nachher vernahm, war Karl, dessen rotes, aufgedunsenes Gesicht die deutlichen Spuren seines Lebenswandels trug, der Schrecken seiner Nachbarschaft und der schlimmste Raufbold weit und breit. Seine Worte machten des-

halb Eindruck, und ich konnte meine Rede ungestört zu Ende führen.

Wie bereits erwähnt, sprach ich im Blick auf meine Zuhörer, von denen viele offenbar Freunde der Branntweinflasche waren, vornehmlich über das Laster des Trinkens. Schließlich bat ich alle, mir zu versprechen, mit Gottes Hilfe den Versuch machen zu wollen, nicht mehr zu trinken. Zu meiner Verwunderung, ja, ich kann wohl sagen, zu meiner Enttäuschung kam jedoch niemand meiner Aufforderung nach, außer Karl Braun. Alles lachte, und ich selbst dachte auch nicht anders, als daß der Betrunkene seinen Spott mit mir treiben wolle. Deshalb schlug ich ihm vor, lieber mit seinem Versprechen noch zu warten, als etwas zu geloben, was er doch nicht halten würde.

„Nein", gab er mir darauf zur Antwort, „j e tz t und nicht später will ich das Versprechen geben. Komm her und gib mir die Hand!" Und unter dem lauten Gelächter der Umstehenden führte er seine Absicht aus.

Ich stieg nun von meinem Stuhl herab und brachte ihn in das Haus zurück, wo ich ihn geliehen hatte. Als ich wieder heraustrat, stand der Mann vor der Tür. Er wollte mich nicht verlassen und bat, mich begleiten zu dürfen. Wer war froher als ich? Sollte der Herr wirklich Seine Gnade an diesem tiefgesunkenen Sünder großmachen wollen? Bei Ihm ist ja kein Ding unmöglich. Miteinander wanderten wir jetzt durch die Straßen, Karls Wohnung zu. Er hatte den Wunsch geäußert, ich möchte doch auch mit seiner Frau sprechen. Und o wie dankbar bin ich später gewesen und bin es heute noch, daß ich seine Bitte nicht abgeschlagen habe!



In diesem Augenblick bahnte sich der Betrunkene einen Weg durch die Menge und trat mit erhobenem Arm auf mich zu . . .

Wir traten in die Wohnung Brauns. Ich erschrak, denn nie in meinem Leben hatte ich eine so elende und verwahrloste Heimstätte gesehen. Selbst die allernotwendigsten Möbel fehlten. Nicht ein Stuhl war vorhanden. Einige Sekunden stand ich sprachlos da und schaute mich in der Stube um, dann aber faßte ich mich und erzählte der bleichen, in Lumpen gehüllten Frau, die bei unserem Eintritt vor Angst zu zittern begann, was die Ursache meines Besuches sei, und was mir ihr Mann versprochen habe.

„Nicht wahr, Karl?" wandte ich mich sodann an diesen, indem ich ihm fest in die Augen sah, „ich hoffe, du wirst dein Versprechen halten."

„Das werde ich!" rief er. „Mit Gottes Hilfe habe ich beschlossen, es zu wollen."

Zu meiner Beschämung muß ich bekennen, daß ich wenig Vertrauen zu Karls Umkehr hatte. Die Worte „mit Gottes Hilfe" kamen mir aus solchem Munde so sonderbar vor, daß ich nicht wußte, was ich davon halten sollte. Es ist merkwürdig, wie wenig wir armen Menschen, wenn es einmal darauf ankommt, auf Gottes Allmacht und Gnade vertrauen. Zuerst bitten wir Gott, von Dem wir wohl wissen, daß Er die härtesten Herzen zu zerbrechen vermag, anhaltend, einen Menschen zu bekehren, und wenn dann Gott unsere Bitte erhört und an dem harten Herzen wirkt, fragen wir achselzuckend: „Sollte es auch wohl echt sein?" Wie wenig sind unsere schwachen Herzen imstande, Gottes Liebe und Gnade zu erfassen!

Die Geschichte Karl Brauns, die ich noch in derselben Stunde vernahm, war eine Geschichte, wie sie tausendfach vorkommen, und die einen doch bis ins

Innerste erschüttern. In seiner Jugend ein fleißiger, tüchtiger Arbeiter, dabei ein angenehmer, wenn auch etwas leichtsinniger Mensch, war er später in schlechte Gesellschaft geraten, ans Trinken und Schuldenmachen gekommen und tiefer und tiefer gesunken. Er hatte schließlich alles vertrunken, Geld und Möbel, und auf diese Weise unsägliches Elend und Herzeleid über seine arme Familie gebracht.

Ich verabschiedete mich endlich mit dem Versprechen, am nächsten Tage zurückzukehren. Dies tat ich auch und fand Karl eifrig an der Arbeit. Er war ganz nüchtern und stand noch unter dem Eindruck des am Tage vorher gegebenen Versprechens. Wiederum versicherte er mir, daß er es mit Gottes Hilfe halten werde. Ich begann jetzt ein wenig Hoffnung zu schöpfen und hielt damit den Augenblick für gekommen, ihn darauf aufmerksam zu machen, woher ihm einzig und allein die Kraft zur Ausführung seines Versprechens kommen könne. Ich sagte ihm, daß er auf seine eigene Kraft nicht vertrauen dürfe, da menschliches Vornehmen und menschlicher Wille einem Rohrstabe glichen, der dem sich darauf Stützenden die Hand durchbohre. Dann wies ich ihn auf den Herrn Jesus hin als die einzige wahre Hilfe, den einzigen Stab, auf den man sich stützen, und auf den man vertrauen könne. Alle Menschen seien vor Gott verdammungswürdig, und niemand könne sich den Himmel *verdienen*. Wenn Gott dennoch den Menschen annehme und für Seine heilige Gegenwart zubereite, so geschehe das nur auf dem Boden einer *unverdienten göttlichen Gnade*. Darauf setzte ich ihm die Gnadenwege Gottes mit dem Menschen auseinander und erzählte ihm von Jesu, wie Er in diese Welt

gekommen und hindurchgegangen sei, heilend, Wunder tuend und predigend, und wie Er dann endlich am Kreuze auf Golgatha als Gottes heiliges Opferlamm Sein Leben für Sünder dahingegeben habe.

Karl hörte mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und es war ergreifend, zu sehen, wie aus diesen Augen, die seit Jahren nicht mehr geweint haben mochten, heiße Tränen drangen. Wie unendlich groß ist doch Gottes Gnade! Sie vermag selbst ein ganz versteinertes Herz weich zu machen.

Ein Jahr war vergangen. Da kam ich wieder einmal in die Stadt, wo ich meine erste Predigt gehalten hatte. Ich hatte oft an Karl gedacht und mich gefragt, was wohl aus ihm geworden sein möge. Meine Gefühle in bezug auf ihn hatten zwischen Furcht und Hoffnung geschwankt. Bei erster Gelegenheit suchte ich ihn auf, fand ihn aber nicht mehr in seiner alten Wohnung. Doch konnte ich ohne große Mühe in Erfahrung bringen, wohin er gezogen war. Er wohnte in einem anderen Stadtteil und in einem besseren Hause. Bald stand ich vor seiner Tür. Eine Frau öffnete mir. Einen Augenblick sah sie mich an, wie um sich über meine Person zu vergewissern, dann stieß sie einen Freudenschrei aus, ergriff meine Hand und rief: „Gott segne Sie! Gott segne Sie! Wie viel Dank sind wir Ihnen schuldig! Bitte, treten Sie ein!"

Ich war für einen Augenblick keines Wortes mächtig. Konnte ich denn meinen Augen trauen? War diese glückstrahlende, sauber gekleidete Frau das zerlumpte, zitternde Weib von früher? Waren diese gesunden, pausbäckigen Kinder die elenden, blassen Geschöpfe von damals? Welch eine wunderbare Verände-

rung hatte hier stattgefunden! Der freundlichen Einladung folgend, trat ich ein, nahm auf dem mir angebotenen Stuhle Platz und ließ mir nun von der Frau (Karl selbst war gerade ausgegangen) die Ereignisse des verflossenen Jahres ausführlich erzählen. Braun hatte sein Versprechen gehalten. Zwar waren anfänglich entsetzliche Kämpfe gekommen. Zuweilen war er der Verzweiflung nahe gewesen, und einmal hatte er in größter Gefahr gestanden, in seine alte Sünde zurückzufallen. Da hatte er getan, was ihm allein Rettung bringen konnte. Er hatte sich an den Helfer gewandt, bei Dem man nie vergebens anklopft, und der selbst die ehernen Ketten Satans zu zerbrechen vermag. Ihm hatte er sein Herz ausgeschüttet, Ihm seine Schuld, seine Sünden und seine ganze Ohnmacht bekannt. Zu Ihm hatte er um Hilfe und Erbarmen geschrieen. Das hatte geholfen. In dieser Stunde war es ihm zur Gewißheit geworden, daß Jesus seine vielen Sünden auf dem Kreuze getragen, und daß das Blut des Lammes auch für ihn Sühnung getan hatte. Fortan war sein Leben ein Leben des Gebets und der Gemeinschaft mit Christo gewesen, und in dieser Kraft war es ihm gelungen, das Verlangen nach dem schrecklichen Trank zu überwinden und sein Versprechen zu halten.

Nachdem so die Hauptsache in Ordnung gekommen war, wurde es auch in den anderen Dingen rasch anders. Den Verkehr mit seinen früheren Kameraden brach er völlig ab. Ihr Spott kränkte ihn nicht; im Gegenteil, er bemitleidete sie. Fleißig blieb er an seiner Arbeit, und Gott segnete sein Tun. Durch Seine Gnade befand sich die Familie jetzt in den günstigen Umständen, in denen ich sie traf.

„Wir sind heute die glücklichsten Menschen von der Welt", schloß die Frau ihren Bericht. „Gott hat das getan, und ich bitte Ihn beständig, daß Er meinen Mann doch in Seiner Nähe erhalten möge. O es war ein gesegneter Tag, als Sie zum erstenmal zu uns kamen" — dabei liefen ihr die Tränen über die Wangen —, „und ich möchte Sie bitten, doch nicht müde zu werden in Ihrer Arbeit und allen Männern und Frauen das zu sagen, was Sie uns gesagt haben."

Ich war tief bewegt durch diese Erzählung. Sie war mir zugleich eine große Ermunterung für meinen ferneren Weg. Bald kam auch Karl nach Hause. Sein Äußeres war so verändert, daß ich ihn kaum wiedererkannte. Er war ebenso wie die Frau anständig und reinlich gekleidet, sah gesund und kräftig und vor allem glücklich und zufrieden aus. Mit großer Herzlichkeit begrüßte er mich. Wir hatten darauf eine sehr angenehme Unterhaltung, in deren Verlauf er mich bat, am folgenden Abend in einem kleinen Saale der Stadt das Evangelium zu verkündigen. Dies geschah auch, und die Versammlung war reich gesegnet.

Wieder war eine Reihe von Jahren ins Land gezogen, als ich beschloß, nochmals die Stadt zu besuchen, wo ich die oben erzählte, schöne und ermunternde Erfahrung gemacht hatte. Ich teilte meinem Freunde Braun meine Absicht brieflich mit, sowie Tag und Stunde meiner Ankunft. Schon am Bahnhof wurde ich von ihm in Empfang genommen. Er sah so stattlich aus, daß ich es kaum wagte, ihm auf seine Bitte mein Köfferchen zum Tragen zu geben. Meinen erstaunten Blick bemerkend, sagte er lächelnd:

„Ja, ja, du wirst uns vielleicht kaum wiederer-

kennen. Daß wir auch äußerlich so gut vorangekommen sind, dazu bist du durch Gottes Gnade ebenfalls das Mittel gewesen."

Er führte mich nun in die Stadt und zwar gerade auf den Marktplatz, wo ich damals meine erste so wichtige Begegnung mit ihm gehabt hatte. An einer Seite erhob sich ein neues Haus mit großem, schönen Laden, und über den Schaufenstern stand in goldenen Buchstaben auf mächtigem Schilde zu lesen:

Karl Braun, Herren-Schuhmacher.

Ich mußte immer von neuem meiner Verwunderung Ausdruck geben.

Durch den Laden hindurchschreitend, stiegen wir die Treppe hinauf und betraten ein schön ausgestattetes Wohnzimmer, wo Frau Braun, deren äußere Erscheinung der ihres Mannes entsprach, mich herzlich willkommen hieß.

Die nächsten Tage brachten uns schöne Stunden eines friedlichen, glücklichen Beisammenseins, und zu meiner Freude durfte ich wahrnehmen, daß die mir so teuren Freunde nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich „vorangekommen" waren. Ja, der Herr hatte Großes an ihnen getan durch die Macht Seines Evangeliums. Ewig sei Er gepriesen für Seine Gnade!

„Der Starke" und der „Stärkere"

„Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, so ist seine Habe in Frieden; wenn aber ein Stärkerer als er über ihn kommt und ihn besiegt, so nimmt er seine ganze Waffenrüstung weg, auf welche er vertraute, und seine Beute teilt er aus." (Luk. 11, 21. 22.)

Wer ist diese mächtige Person, die der Herr Jesus, des großen Gottes Sohn, selbst „den Starken" nennt? Es muß eine gewaltige Persönlichkeit sein und seine Waffenrüstung dementsprechend. Ein Mensch kann nicht damit gemeint sein, denn wie flüchtig und vergänglich ist unser Leben! Wir sind in jeder Beziehung Schwache, nicht Starke.

„Der Starke" ist der, der alle Menschen außer einem Einzigen besiegt hat. Gottes Wort nennt Satan den Starken. Schon den ersten Menschen, der aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen war, hat er besiegt, und allen seinen Nachfolgern ist es nicht besser ergangen. Er ist der, der „die Macht des Todes hat"; er ist der große „Menschenmörder". (Hebr. 2, 14; Joh. 8, 44.) Glaubst du, lieber Leser, daß du imstande wärest, siegreich mit dem großen Feind der Seelen zu kämpfen? Er hat alle geschlagen — außer dem Herrn Jesus. Es hat nie einen Menschen auf der Erde gegeben, der aus eigenem Vermögen ihm hätte widerstehen, geschweige denn ihn hätte besiegen können.

Für den Kampf, den er liefert, und der ihm stets einen unbestrittenen Sieg sichert, ist Satan furchtbar bewaffnet, gleichsam von Kopf bis zu Füßen. Goliath, der Riese von Gath, der ein Bild von ihm ist, trug einen ehernen Helm, einen Schuppenpanzer, eherne Schienen an den Beinen und war mit Wurfspieß, Speer und Schild versehen. Menschlich betrachtet, war dieser Mann unverwundbar. Es wagte auch niemand, sich mit ihm im Kampfe zu messen. Tag für Tag trat Goliath mit derselben schimpflichen Herausforderung auf den Kampfplatz: „Wählet euch einen Mann, daß er zu mir herabkomme!" Aber nicht einer unter den Söhnen Israels wagte

sich aus den Reihen hervor. Es wäre sein sicherer Tod gewesen.

Mit was für Waffen ist denn Satan ausgerüstet? Womit siegt er über jeden Menschen? Seine Waffen sind die Mittel, deren er sich bedient, um die Menschen zu verderben. Je nach Bedarf sind diese Mittel ganz verschieden. Die Waffe, die Satan benutzt, um einen jungen Mann zu Boden zu strecken, ist eine andere als die, die er mit teuflischer Geschicklichkeit anwendet, um einen Greis zu Fall zu bringen. Auf die Art der Waffe kommt es ihm wenig an, wenn er nur seine finsteren Zwecke erreicht. Weltliebe, Vergnügungen, Ruhm, Ehre, Reichtum — sieh da eine Anzahl Waffen in der Hand des Feindes, und auf dem weiten Kampfplatz, den diese Erde darstellt, verleihen sie ihm stets ein erdrückendes Übergewicht.

Und was ist über „seinen Hof" oder „sein Haus" zu sagen? Nun, lieber Leser, du weißt, wie die Menschen sich ihrer Aufgeklärtheit und ihrer Erfindungen rühmen, wie sie stolz sind auf ihre fortschreitende Kultur, die ihrer Meinung nach die Schranken des Aberglaubens und der Unwissenheit immer weiter zurückschiebt. Aber weißt du auch, teurer Leser, wie der Herr Jesus diese Welt trotz ihrer Fortschritte und ihrer geistigen Entwicklung bezeichnet? Er nennt sie den „Hof", „das Haus" oder auch, wie einige übersetzen, „den Palast" des Starken. Satan ist der Fürst dieser Welt. Es ist ein Aufwand liebender, prunkvoller Hof mit einem Reichtum von unerhörter Pracht. Denn Satan hat alles in dieser Welt vereinigt, um die Lust des Fleisches, der Augen und den Hochmut des Lebens zu befriedigen. Aber welche Sklaverei herrscht an diesem Hofe!

Satan ist in Wahrheit ein großer Sklavenhalter. Er besitzt eine reiche „Habe". Und diese Habe, mein lieber Leser, sind alle Menschen, deren Ketten noch nicht gelöst sind. Die „Habe" des Starken ist der gleichgültige, sorglose, empfindungslose Sünder. Es sind die Ungläubigen, die Zweifler, die Furchtsamen, die Weltförmigen. Es sind, mit einem Wort, alle die, die unseren großen Gott und Heiland Jesus Christus nicht kennen. Bist du dir hierüber schon klar geworden, mein Leser? Hast du schon ernstlich darüber nachgedacht, in welch schrecklichem Zustand du dich befindest, wenn du noch nicht die Vergebung deiner Sünden und die Gewißheit deines Heils hast? Du antwortest vielleicht: „Um diese Dinge habe ich mich noch nie gekümmert". Umso schlimmer für dich. Mit diesem deinem eigenen Geständnis bestätigst du die Wahrheit der Schriftstelle, die sagt: „Seine Habe ist in Frieden". Aber welch ein trügerischer Friede ist das! Du bist ein Gefangener, ein Sklave; du bist blind und gehst verloren. Der Gott dieser Welt hat deinen Sinn verblendet. Du rufst: „Friede! Friede!" und da ist doch kein Friede. O daß Gott sich deiner erbarme! Daß Er dir die Gnade schenke, noch heute der Umklammerung des Starken zu entrinnen!

Wir alle wären dazu verurteilt gewesen, kläglich und elend unter der Herrschaft Satans umzukommen, wenn nicht Einer auf dem Schauplatz dieser Welt erschienen wäre. Ehe der Herr Jesus auf die Erde kam, hat ein viertausend Jahre langer Krieg auf ihr stattgefunden, Angriffe und Niederlagen. Dann ist Gott in Seinem Erbarmen mit Seiner Schöpfung ins Mittel getreten. Wir lesen: „Der Vater hat den Sohn gesandt als Heiland der Welt", und: „Hierzu

ist der Sohn Gottes geoffenbart worden, auf daß Er die Werke des Teufels vernichte". (1. Joh. 4, 14; 3, 8.)

Gott sei Dank! es ist ein „Stärkerer" als der Starke in diese Welt gekommen. Auch gegen Ihn hat der Starke sich gewandt, und wie hat er es getan! Der Herr Jesus ist zuerst in der Wüste vom Teufel versucht worden. Die Wüste mit „den wilden Tieren" war der Kampfplatz, wo der erste Angriff auf Ihn stattgefunden hat. Satan dachte zweifellos, er würde mit dem Herrn Jesus ebenso zum Ziele kommen, wie er bis dahin über jeden Menschen triumphiert hatte. Aber was ist dem Teufel von seiten des abhängigen und gehorsamen Menschen beigebracht worden? Eine völlige Niederlage. Wir lesen: „Und als der Teufel jede Versuchung vollendet hatte, wich er für eine Zeit von Ihm". (Luk. 4, 13.)

Der Herr mußte in diesen Kampf eintreten. Wir lesen in Mark. 3, 27: „Niemand kann in das Haus des Starken eindringen und seinen Hausrat rauben, wenn er nicht zuvor den Starken bindet, und alsdann wird er sein Haus berauben". In der Wüste ist Satan gebunden worden. In der Erfüllung Seines Dienstes hat der Herr Jesus die Dämonen ausgetrieben — ein klarer Beweis der Niederlage Satans. So ist der Sohn des Menschen in das Haus des Starken „eingedrungen". Er hat „seinen Hausrat geraubt". Wir sehen, wenn wir die Evangelien lesen, wie der anbetungswürdige Heiland „umherging, wohltuend und heilend alle, die von dem Teufel überwältigt waren". Die, welche unter einem Joch der Knechtschaft seufzten, wurden erlöst. Die Dämonen waren dem Sohne Gottes untertan.

Aber das ist nicht alles. Wenn auch Satan beständige Niederlagen erlitt, blieb doch immer noch ein letzter, äußerster Kampf zu bestehen. Warum? Weil es noch eine furchtbare Festung Satans gab, die ihre Türme gleichsam zum Himmel erhob. Diese uneinnehmbare Feste ist der Tod. Ihre Stärke hat Der, der gekommen war, um die Werke des Teufels zu zerstören, wohl gekannt und erfahren. Nicht umsonst steht von dem Herrn Jesus geschrieben: „Es geschah aber, als sich die Tage Seiner Aufnahme erfüllten, daß Er Sein Angesicht feststellte, nach Jerusalem zu gehen". (Luk. 9, 51.) Ja, „Er machte Sein Angesicht wie einen Kieselstein", unser hochgelobter Herr. Als dann der Sohn des Menschen auf das Kreuz von Golgatha erhöht war, mochte Satan glauben, daß er endlich den Sieg davongetragen habe. Starb Jesus nicht wie ein Übeltäter? Erlitt Er nicht den schimpflichsten Tod, den es gibt, die größte Schmach und Entehrung? Doch was sagt das Wort? „Als Er die Fürstentümer und die Gewalten ausgezogen hatte, stellte Er sie öffentlich zur Schau, indem Er durch das Kreuz über sie einen Triumph hielt." (Kol. 2, 15.) Ein vollkommener Triumph, ein völliger Sieg ist über die Macht des Feindes davongetragen worden. „Durch den Tod", den Er am Stamm des Kreuzes erduldete, hat Er „den zunichte gemacht, der die Macht des Todes hat, das ist den Teufel". (Hebr. 2, 14.) Daher besitzt Jesus jetzt „die Schlüssel des Todes und des Hades". Satan ist besiegt. Der Tod hat keine Schrecken mehr für den Gläubigen, weil Jesus „alle die befreit hat, welche durch Todesfurcht das ganze Leben hindurch der Knechtschaft unterworfen waren". (V. 15.) Der Tod ist besiegt.

Mein Leser, willst du nicht dein ganzes Vertrauen auf diesen Herrn setzen? Nur Er kann dich erlösen. Du magst ein großer Sünder sein, aber Jesus ist ein größerer Heiland. Er war stärker als der Starke. Er hat ihn überwunden. Und deshalb wird Er in alle Ewigkeit der Gegenstand der Lobgesänge der Myriaden von Erlösten sein. Gehörst du zu diesen Erlösten?

(Nach dem Französischen.)

Von Mohammed zu Christo

(Ein Neger erzählt seine Bekehrungsgeschichte.)

Mein Vater war ein eifriger Muselman. Er gab mir den Namen: Demba-Daou = Streiter für Mohammed. Auf diesen Namen war ich nicht wenig stolz.

In meiner Jugend mußte ich, wie alle Mohammedaner, die Hauptteile des Koran auswendig lernen. Aber die Bedeutung vieler Verse blieb mir unklar. Der Koran weist hie und da auf die Heiligen Schriften hin. Er erwähnt sowohl die „Heilige Bibel" als Ganzes als auch das Alte Testament und das Neue Testament im besonderen.

Diese Hinweise weckten den Wunsch in mir, mehr von der „Heiligen Bibel" zu hören. Ich fragte meinen Vater, ob man sich das Buch nicht beschaffen könne. Seine Antwort, die durchaus mit der Meinung vieler mohammedanischer Lehrer übereinstimmt, lautete, die Bibel sei wirklich ein von Gott eingegebenes Buch gewesen. Aber sie sei von den Juden und den Europäern verbrannt, und die noch vorhandenen Bruchstücke seien dann derart verändert worden, daß die

Heiligen Schriften in Wahrheit nicht mehr bestünden.

Diese Antwort wunderte mich sehr. Ich konnte nicht verstehen, daß Gott, der so groß und mächtig ist, nicht über Sein Wort gewacht und es vor der Vernichtung bewahrt haben sollte. Auch schien es mir sonderbar, daß die Europäer gerade die Bücher verbrannt haben sollten, denen sie, wie man sagte, ihre Weisheit und ihren Reichtum zu verdanken hatten. So hatte ich mancherlei Fragen, auf die ich lange Zeit keine befriedigende Antwort erhalten konnte.

Da kamen amerikanische Missionare in unsere Stadt. Eines Tages brachte mein Bruder des Mittags die Nachricht nach Hause, er habe zwei Weiße gesehen, die über Gott und über Jesus geredet hätten. In der Hoffnung, durch diese Männer Antwort auf meine Fragen zu bekommen, machte ich mich auf den Weg zu ihnen. Am Schluß einer kurzen Unterredung überreichte mir einer der Missionare einige Bibelteile in arabischer Sprache, die ich dankbar annahm. Später empfing ich noch eine französische Bibel. Der Missionar sprach dabei den Wunsch aus, daß ich auch ein Kind Gottes werden möchte. Doch verstand ich damals nicht, was er meinte. Stolz auf den Besitz der Bücher, zeigte ich sie dann und wann meinen schwarzen Freunden, denn jemand, der „große Bücher" besitzt und sie auch lesen kann, gilt unter ihnen als gelehrter Mann. Den eigentlichen Wert der Bücher erkannte ich damals noch nicht.

Ich gab mich nun daran, Stellen aus dem Koran mit der Bibel zu vergleichen. Dabei gewann ich allmählig die Überzeugung, daß die Bibel wirklich Gottes Wort sei. Sobald ich wieder mit einigen

meiner Altersgenossen zusammenkam, machte ich sie mit meiner neuen Überzeugung bekannt. Indem ich auf die Bibel zeigte, sagte ich: „Dies ist Gottes Wort, denn es widerspricht sich nie". Ich wies dann auf Widersprüche im Koran hin und bewies, daß die Bibel, die doch der Koran anerkenne, auch den Lehren des Koran widerspreche. „Freunde", sagte ich weiter, „ich will der Bibel folgen, dem Worte Gottes; ich kann nicht mehr glauben an den Koran, der nur ein Buch von einem Menschen und nicht von Gott ist. Ich will Jesus Christus folgen. Er ist der wahrhaftige Gott. Mohammed war ein Mensch, und einem Menschen kann ich nicht folgen. Ich bin kein Mohammedaner mehr; ich bin ein Jünger Jesu Christi."

Meine Worte riefen natürlich gewaltige Aufregung hervor, besonders als sie meinem Vater zu Gehör kamen. Doch meinte er, daß ich meine jugendliche Torheit bald bereuen und es nicht wagen würde, völlig mit dem Islam zu brechen.

Aber war ich denn in Wirklichkeit ein Jünger Jesu? Ich glaubte zwar, daß die Bibel Gottes Wort und daß Jesus Christus Gottes Sohn sei, aber ich war noch nicht zu dem Bewußtsein gekommen, daß ich ein Sünder war und einen Heiland nötig hatte.

Ich las mit Vorliebe das Evangelium Johannes. Eines Tages beschäftigten mich besonders die Worte Johannes', des Täufers: „Siehe, das Lamm Gottes, welches die Sünde der Welt wegnimmt". Ich las weiter am Ende des Evangeliums die erschütternde Geschichte der Kreuzigung des Herrn und wurde tief bestürzt. Wie konnte ich glauben, daß Gott für meine Sünden gestorben war!

Einige Zeit später vertiefte ich mich in den Inhalt der Schöpfungsgeschichte. Ich las, wie Gott alles „sah, was Er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut", wie aber dann durch den Ungehorsam des Menschen und die List Satans die Sünde in die Welt gekommen und alles verdorben worden war. Da wurde es mir klar, daß Gott in der Person Jesu Christi, Seines Sohnes, auf diese Erde hatte herniederkommen müssen, um die Werke des Teufels zu vernichten und die Menschen von dem Fluch der Sünde zu befreien. Ich erkannte, daß Jesus Christus durch Seinen Tod am Kreuz von Golgatha das Werk der Versöhnung und Erlösung zustande gebracht hatte. Im einfältigen Glauben nahm ich darauf das Erlösungswerk, als auch für mich geschehen, an. Nun war ich in Wahrheit ein Jünger Jesu und damit auch ein Kind Gottes geworden. Des Missionars Wunsch war endlich in Erfüllung gegangen.

Die ersten, denen ich von meiner Umwandlung erzählte, waren meine Schwester Aminata und mein Bruder Sidiki, der mich seinerzeit auf die Missionare aufmerksam gemacht hatte. Dann kam der Tag, an dem ich in der Stadt öffentlich Zeugnis ablegen durfte von Jesus Christus, dem Heiland der Welt.

Verfolgungen blieben nicht aus. In erster Linie bot mein Vater alles auf, mich wieder zum Islam zurückzuführen. Da er meinte, daß ich um geldlichen Vorteils willen die neue Lehre angenommen habe, versprach er mir alles Mögliche, wenn ich diesen Weg verlassen würde. Doch ich durfte ihm antworten, daß es nur die Person Jesu Christi, meines Heilands, sei, um derentwillen ich alles Frühere aufgegeben, und daß es mir unmöglich sei, zum Islam zurückzukehren.

Der Herr lenkte auch das Herz meines Vaters im Laufe der Zeit soweit, daß er mir schließlich sagte: „Mein Sohn Demba, ich übergebe dich dem Gott, dem zu folgen du gelobt hast". Bevor er am 10. Oktober 1928 diese Erde verließ, hat er mir noch seinen Segen gegeben.

Und nun verkündige ich das Evangelium in der Überzeugung, daß der Herr mich dazu gesandt hat. Niemand steht hinter mir als Haupt und Sender als mein Herr und Meister Jesus Christus. Ihm sei die Herrlichkeit!

„Das hat Gott bewirkt"

Eine Nachtsitzung im amerikanischen Kongreß war in vollem Gang. Man hatte schon viele Reden gehalten und viele Dinge beschlossen. Es war für lange Zeit die letzte Sitzung. In der Sitzung sollte auch geredet werden von einer wichtigen Erfindung, die soeben gemacht worden war, aber bis zwei Stunden vor Schluß war noch nicht davon die Rede gewesen.

In der Ecke der Galerie saß ein einsamer Mann. Die Sorge auf seinem mageren, klugen Gesicht wurde zur Hoffnungslosigkeit. Ob das Gesetz, welches Geld zu einem Versuch mit seiner elektrischen Maschine gewähren sollte, jemals an die Reihe kommen würde, war seine bange Frage.

Samuel Morse, so hieß der Mann, stand schließlich auf, verließ den Saal und lief in seine Wohnung, in der es elend genug aussah. Er war beinahe verhungert, da er alles, was er besaß und verdiente, zur Her-

stellung seiner Versuchsmaschine aufgewandt hatte. Er kniete neben seinem Strohsack nieder und legte die Sache in Gottes Hände.

„Was auch die Zukunft mir bringen mag, o Herr," betete er einfach, „Deine Hilfe wird mir nahe sein."

Weiter konnte er nichts tun, und so ging er still zu Bett.

Früh am Morgen klopfte es an seine Tür. Er öffnete. Da stand Fräulein Annie Ellsworth, die Tochter des Patentbeamten.

„Herr Professor" (Morse war damals Professor in New Haven), sagte sie und ergriff in freudiger Erregung Morses Hand, „ich komme, Ihnen Glück zu wünschen."

Der Professor sah sie an. Er konnte nicht sprechen vor innerer Bewegung. Da fuhr sie fort:

„Das Gesetz ist ohne Schwierigkeiten angenommen worden. Irgend etwas schien es dem Hause aufzudrängen. 30 000 Dollar sind für einen Versuch mit Ihrer Maschine bewilligt worden."

Herr Morse wußte, wer es „aufgedrängt" hatte, und sein Herz erhob sich dankbar zu Gott, der ihn erhört hatte.

Ein Jahr später, als die erste Mitteilung die elektrischen Drähte entlangblitzen sollte, hat er das öffentlich bezeugt. Er bat Annie Ellsworth, das erste Telegramm abzusenden. Er hatte es ihr selbst diktiert. Es bestand aus den vier Worten:

„Das hat Gott bewirkt!"

Das goldene Tor

Frau Hilde saß im Erker ihres behaglichen Wohnzimmers und sah zu, wie das glühende Rot des Sonnenuntergangs allmählich verblaßte. Dem Fenster gegenüber, am Eingang des Stadtparkes, standen zwei hochragende Tannen, die sich scharf gegen den leuchtenden Himmel abhoben. Sie sahen beinahe aus wie Pfeiler eines goldflammenden Tores. Hilde schaute wie gebannt hinaus. Es schien ihr, als führe jenes Tor da drüben in ein unbekanntes Land, nach dem sie sich schon lange sehnte, das sie immer gesucht, aber nie gefunden hatte. Heute, wo sie seit dem Tode ihres Mannes die erste Stunde ruhiger Besinnung gefunden hatte, kam diese Sehnsucht wieder besonders stark über sie.

Eine schwere Zeit lag hinter ihr. Ihr Mann, der bekannte Professor Weltin, war lange krank gewesen, und sie hatte den nicht immer geduldigen Kranken aufopfernd gepflegt. Vor seiner Krankheit, welche die rege wissenschaftliche Tätigkeit des Professors lähmte, war sie die treue Helferin ihres Mannes gewesen. Sie versah den Dienst als Sekretärin und ordnete seine Schriften und Manuskripte. So anregend und fesselnd diese Tätigkeit aber auch war, und so gern sie ihre Arbeit tat, es blieb doch immer eine gewisse Leere in ihr, die sie sich nicht zu deuten wußte.

Samenkörner (Neue Folge 28) 1934

Ihre Jugend war nicht leicht gewesen. Sie hatte früh die Eltern verloren und war bei einer Tante erzogen worden. Diese lebte in beschränkten Verhältnissen, und ihr Sinn war auf kleinliche Sparsamkeit gerichtet. Hilde merkte wenig von den Freuden der Jugend. Ihre einzige Freude waren die Bibelstunden bei der Schwester eines ihrer Lehrer, die allwöchentlich einen Kreis junger Mädchen um sich sammelte und ihnen vom Leben und Wirken des Heilandes erzählte, um die jungen Seelen hinzulenken zu Dem, der für uns Sein Leben gegeben hat. Hilde war eine der Andächtigsten in dem kleinen Kreise, aber wenn sie nach Hause kam, mußte sie bissige Bemerkungen ihrer Tante über sich ergehen lassen, welche die Bibelstunden für eine überflüssige Zeitverschwendung hielt. Sie meinte, ihre Nichte, die sich auf das Lehrerinnenexamen vorbereitete, hätte wichtigere Dinge zu tun. Sie bezahle nicht umsonst das teure Studium. Hilde schwieg immer still, da den ständigen Vorwürfen und Klagen der Tante doch nicht zu begegnen war. Sie waren ganz unbegründet, denn Hilde war eine fleißige Schülerin, welche ihrem Studium mit viel Freude oblag. Nur eins lastete schwer auf ihr, und das war der Gedanke an die bevorstehende Prüfung. Sie wußte ganz genau, daß ihr Auftreten schüchtern und unsicher war. Auch der Gedanke, später einer ganzen Schulklasse gegenübertreten zu müssen, erregte eine gewisse Furcht in ihr. So war es ihr wie eine Erlösung, als kurz vor der Prüfung der Professor Weltin, den sie im Hause einer Freundin kennengelernt hatte, um ihre Hand anhielt. Freudig folgte sie dem viel älteren Manne und war ihm eine treue, fürsorgliche Gefährtin. Allerdings war ihr Verhältnis zu dem Gatten mehr das einer liebe-

vollen Tochter, und ihre unermüdliche Fürsorge war mehr von einer achtungsvollen als zutraulichen Art. Dies kam zum Teil wohl auch daher, daß der Professor ganz von seinen wissenschaftlichen Forschungen erfüllt war; die Reisen, die er zu diesem Zweck unternahm, und auf denen ihn seine Frau als Sekretärin begleitete, ließen wenig Zeit für persönliches Erleben und vertrauliche Aussprache. Im Anfang ihrer Ehe hatte Hilde einmal von dem lebendigen Glauben ihres verehrten Lehrers gesprochen und von den schönen Bibelstunden bei seiner Schwester. Ihr Mann aber hatte sie überlegen lächelnd zurechtgewiesen mit der Bemerkung, jener alte Herr habe ganz veraltete Anschauungen gehabt, die ein gebildeter Mensch jetzt kaum noch teile. Da war Hilde ganz still geworden und hatte nie wieder ein solches Gespräch gesucht. Aber ein unbestimmtes Sehnen nach dem, worin ihr alter Lehrer und seine Schwester gelebt hatten, blieb doch in ihr zurück.

Dann war die Krankheit ihres Mannes gekommen, die ihre ganze Kraft und ihr ganzes Denken in Anspruch genommen hatte. Als das letzte Stündlein des Kranken herannahte und er schwer kämpfte, hatte sie unwillkürlich die Hände gefaltet und ein stilles Flehen zum Himmel emporgesandt. „Bete laut!“ war es da fast unhörbar von den Lippen des Sterbenden gekommen. Er erkannte wohl, daß er bald vor dem Thron des göttlichen Richters werde erscheinen müssen, um dort Rechenschaft abzulegen über sein Leben. Aber was sollte Hilde, was konnte sie beten? Sie wußte nichts zu sagen als das Nachtgebet, das sie als Kind immer gebetet hatte: „Müde bin ich, geh' zur Ruh'“. Sie sprach es mit zitternder Stimme, und die Augen

ihres Mannes hingen an ihren Lippen. Als sie an die Stelle kam: „Deine Gnad' und Jesu Blut machen allen Schaden gut", ging es wie ein Aufleuchten über das Gesicht des Sterbenden. Seine Lippen bewegten sich, als wolle er die Worte nachsprechen, aber er brachte keinen Laut mehr heraus. Noch ein letztes Aufatmen, dann sank er still in die Kissen zurück, aber das glückliche Lächeln blieb auf seinem Gesicht....

Alles dies ging durch Hildes Sinn, als sie dem allmählichen Erblassen des Abendhimmels zusah. „Deine Gnad' und Jesu Blut" klang es auch in ihr, und das Sehnen wurde stärker nach etwas, das sie tastend suchte, von dem sie früher durch den Mund ihrer alten Freundin oft gehört hatte, das ihr aber doch noch verborgen war.

Nun war es ganz dunkel geworden, und Hilde trat die Stufe des Erkers hinunter ins Zimmer. Sie machte Licht, und hell durchflutete es den behaglichen Raum. Aber die Stille und Einsamkeit, die sie umgab, legte sich drückend auf ihr Gemüt. Wie sollte sie die langen, einsamen Tage ausfüllen, nachdem durch den Tod des Gatten ihr die liebgewordene Arbeit genommen war? Für ihren Lebensunterhalt brauchte sie nicht zu sorgen; das Vermögen ihres Mannes genügte für alle Bedürfnisse. Sie dachte daran, wie ihr einst davor gebangt hatte, ihr Brot als Lehrerin verdienen zu müssen, und nun erschien es ihr köstlich, einen Beruf zu haben, der dem Leben einen Inhalt gab. Mit einemmal kam ihr der Gedanke: Wie wäre es, wenn du deine Studien wieder aufnähmest, und sei es auch nur zur eignen Freude? Die rege, geistige Betätigung, die sie durch ihren Mann gehabt hatte, betraf doch nur ein bestimmtes Gebiet der Wissenschaft, das lediglich für

einen beschränkten Kreis von Gelehrten Interesse hatte. Wenn sie wirklich ein bestimmtes Studium betreiben wollte, galt es, große Lücken auszufüllen. Es fiel ihr ein, daß sie in einem alten Bücherschrank noch Bücher aus ihrer Ausbildungszeit hatte. Sie ging hin, schloß den Schrank auf und nahm wahllos einige Bände heraus. Dann setzte sie sich auf ihren alten Arbeitsplatz im Zimmer ihres Mannes, um zu lesen.

Als sie das erste Buch öffnete, fuhr sie unwillkürlich zurück. Das war ja das Neue Testament, das ihr der alte, gläubige Lehrer seiner Zeit geschenkt hatte. Seit ihrer Verlobung hatte sie es nie wieder geöffnet und schließlich sein Vorhandensein ganz vergessen. Daß sie es jetzt wiederfand, wo ihr so weh und trübe zumute war, erschien ihr wie eine stille Mahnung. Gedankenvoll schaute sie hinein. Ihr Blick fiel auf eine rot angestrichene Stelle aus dem Evangelium Johannes. In tiefer Bewegung las sie: „Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, wird n i ch t hungern, und wer an mich glaubt, wird nimmermehr dürsten". (Kap. 6, 35.) Auch sie war ja eine Hungernde und Dürstende. Sollte es dieses Brot sein, was ihren Hunger für immer stillen würde? Brot des Lebens! Was mußte es sein, das zu finden! Aber wie sollte sie dazu gelangen, da sie sich ganz von Dem abgewandt hatte, der sich selbst das Brot des Lebens nannte? Eine tiefe Traurigkeit wollte über sie kommen, und das Gefühl des Verlassenseins verstärkte sich. Aber dann raffte sie sich auf, und es war, als ob eine leise Stimme zu ihr sagte: „Suche, und du wirst finden!"

So begann sie denn in dem Testament zu lesen, und wenn ihr manches von dem Gelesenen auch zunächst unverständlich blieb, so war es ihr doch, als ob

eine ganz neue Welt sich vor ihr auftue. War es jene Welt, die hinter dem goldenen Tor lag, das sie heute abend gesehen hatte? Den tiefsten Eindruck machte an diesem Abend die Stelle Hebräer 9, 28 auf sie, die Gott sie finden ließ: „Also wird auch der Christus, nachdem Er einmal geopfert worden ist, um vieler Sünden zu tragen, zum zweiten Male denen, die Ihn erwarten, ohne Sünde erscheinen zur Seligkeit". Aufatmend schob sie das Buch zurück und dachte nach. Von Christi Opfertod wußte sie. Oft genug hatte sie ja vor Jahren der Kunde von Seinem Kommen auf diese Erde, Seiner Menschwerdung, Seinem Wandeln auf Erden und Seinem Sterben auf Golgatha gelauscht. Ja, Er hatte sich hingegeben für Sünder. Sein kostbares Leben hatte Er geopfert. Er war ein Sündenträger geworden. Auch für sie? Zählte auch sie zu denen, deren Sünden Sein Blut getilgt hatte? Schwer fiel es ihr auf die Seele, daß sie Ihn so ganz hatte vergessen können. Nein, sie gehörte noch nicht zu der Schar jener Gläubigen, die frohen Herzens auf Ihn warten können, daß Er sie aufnehme in Seine Herrlichkeit! Wie schön mußte ein solches Warten sein! Es war gewiß ein Sehnen, aber kein leeres, das unglücklich macht und die Trostlosigkeit des Herzens so recht zum Bewußtsein bringt. Es mußte ein frohes Sehnen sein, das Verlangen nach dem Gegenstand des Herzens, nichts Unbestimmtes, nicht das ungestillte und unstillbare Sehnen nach dem Glück, das nur da ist, wo man selbst nicht ist.

Wenn sie nur jemand gehabt hätte, mit dem sie alles besprechen könnte, was sich an diesem Tage in ihrem Herzen entzündet hatte! Sie dachte an Frl. Feldner, die Schwester ihres inzwischen verstorbenen

Lehrers. Doch wie würde diese sie empfangen, nachdem sie ihre Güte und Liebe durch Gleichgültigkeit und schnelles Vergessen gelohnt hatte? Aber war das Fräulein nicht eine Christin, die Dem nachzuleben trachtete, der selbst so viel Undankbarkeit in Seinem Leben geerntet hatte und täglich noch erntete? So hoffte sie, nicht abgewiesen zu werden, wenn sie zu ihr ging und ihr sagte, was ihr Herz bewegte.

An diesem Abend b e t e t e Frau Hilde nach langer Zeit wieder einmal. Sie bekannte Gott ihre Sünde und Gleichgültigkeit und bat Ihn von Herzen, sie Seine Liebe schmecken zu lassen, die sich in Jesu geoffenbart hat. Und schon am nächsten Tage saß sie dem gütigen Fräulein Feldner gegenüber, die sie liebevoll empfangen hatte und jetzt aufmerksam dem Bekenntnis der jungen Frau lauschte. Als diese geendet hatte, sagte die alte Dame:

„Der Heiland klopft auf mancherlei Weise an unser Herz, und es ist unsere Sache, darauf zu hören und zu antworten. Er nimmt jeden mit Freuden auf, der, nach dem Heil verlangend, zu Ihm kommt. Er hat ja selbst gesagt: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen". Und Er ist in diese Welt gekommen, um zu suchen und zu erretten, was verloren ist. Um verlorenen Sündern ewiges Leben zu geben, hat Er gelitten, und dazu ist Sein teures Blut geflossen." In dieser Weise sprach die alte Christin noch länger zu der jungen, jetzt in Wahrheit nach dem Brot des Lebens hungernden Seele. Und was sie sagte, drang in ein von Gott zubereitetes Herz. Die Samenkörner fielen auf fruchtbares Land und gingen auf. Noch am selben Tage wurden durch die Kraft des Heiligen Geistes Frau Hilde die Augen geöffnet, so-

daß sie in Jesus auch ihren Heiland zu erblicken vermochte, der auch für sie alles gutgemacht hatte, und voll Freude konnte sie singen:

Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert.

Von diesem Augenblick an begann ein neues Leben für Frau Hilde. Sie nahm nicht nur wieder an den Bibelstunden teil, sondern es war ihr jetzt ein Herzensbedürfnis, täglich selbst in dem heiligen Buch zu lesen. So machte sie sich mehr und mehr vertraut mit des Heilands Worten und Wirken, mit Seiner Rückkehr zum Vater, Seiner Tätigkeit droben und Seiner Wiederkehr. Alle trüben Gedanken waren verflogen. Die Leere wich, und der Schmerz über den Verlust des Gatten wurde zur milden Trauer. Sie wollte dem Herrn aber nicht nur in Worten nachfolgen, sondern auch in Werken ihren neugewonnenen Glauben bezeugen. Sie wuchs innerlich so, daß sie schon bald ihre alte Freundin, die häufig kränkelte, in ihrem Liebeswerk unterstützen und an ihrer Stelle die Bibelstunden abhalten konnte. Zu ihrer Freude wurde sie schnell mit den jungen Mädchen vertraut, gewann allmählich auch Einblick in ihr Leben und lernte ihre persönlichen Anliegen, Gefahren und Bedürfnisse kennen. So begann ein Plan in ihr zu reifen. Sie wollte ein Heim für junge Mädchen gründen, in welchem solche Aufnahme finden sollten, die in der großen Stadt tätig waren, aber außer ihrer geschäftlichen keinerlei Verbindung hatten. Ihr Vermögen erlaubte ihr, minderbemittelte Mädchen gegen geringes Entgelt und stellenlose sogar umsonst aufzunehmen. Zunächst richtete sie ihre geräumige Wohnung für diesen Zweck ein; aber unter dem Segen des Herrn erweiterte sich die Arbeit so

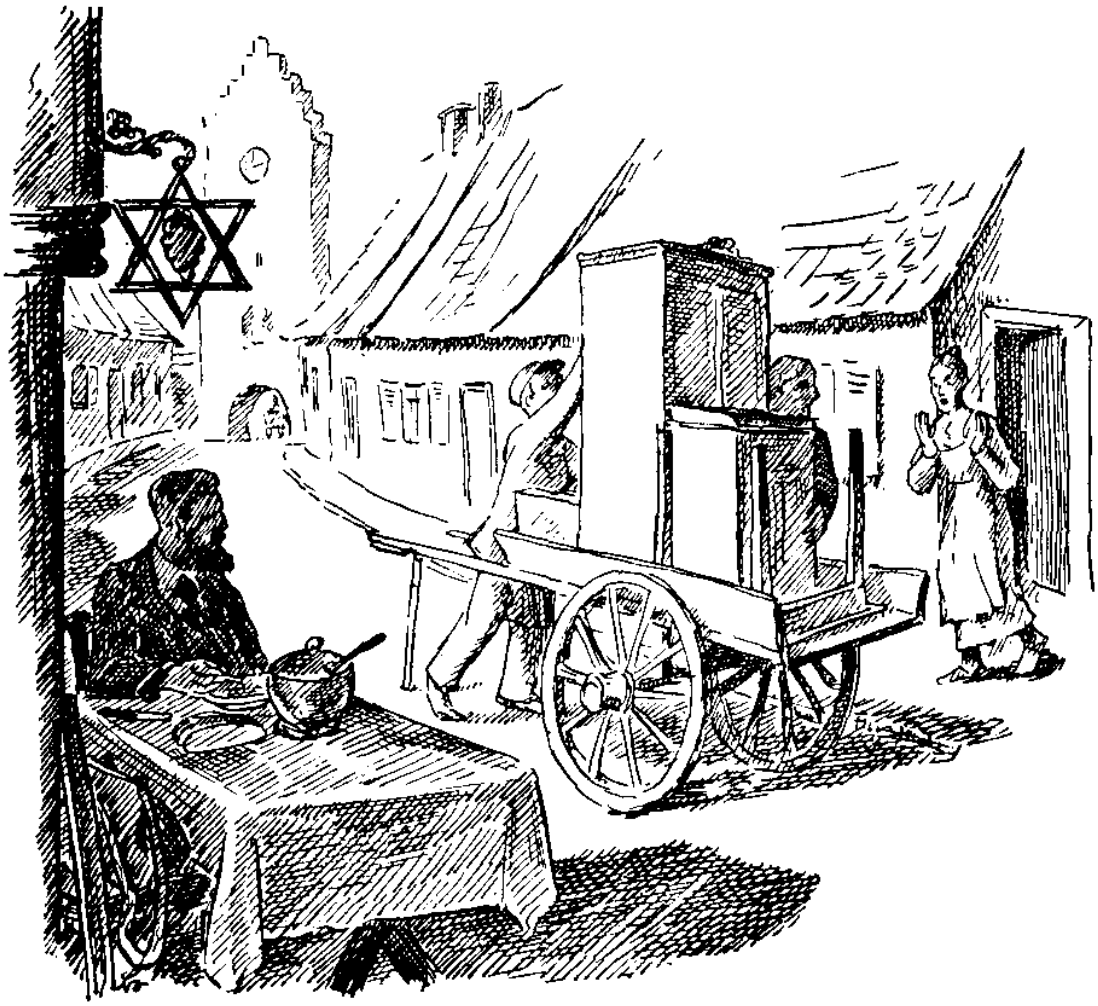
sichtlich, daß sie bald ein kleines Haus erwerben und entsprechend einrichten mußte. Alle Schüchternheit und Zaghaftigkeit, die sie seiner Zeit nur mit Angst an ein Auftreten in größerem Kreise hatte denken lassen, war von ihr abgefallen. Sie war innerlich und äußerlich ein neuer Mensch geworden, und ihr tiefer, entschiedener Glaube wurde zum Segen für manches junge Menschenkind, das ihrer Obhut anvertraut und durch sie zum Heiland geführt wurde.

So hatte das Tor des Lebens sich vor ihr geöffnet; ihr Weg war jetzt in Wahrheit ein gesegneter und glücklicher. Aber der größte Segen lag für sie doch in der Gewißheit, daß dieser Weg immer weiter aufwärts führen müsse, bis sie an jenem Tore anlangen würde, das in die „Seligkeit" führt, ja, zu Ihm selbst, für immer in Seine glückselige Gegenwart. E. L. H.

Die Bibel und die Holzschuhe

Es war im Jahre 1858. Da kam ein Kolportör einer Bibelgesellschaft in ein ärmliches Dorf in Frankreich, das er bis dahin noch nicht besucht hatte. Einer seiner Mitarbeiter nur war vor längerer Zeit einmal dort gewesen.

Ehe er seinen Rundgang durch den Ort mit seinen zahlreichen, meist mit Stroh gedeckten Häuschen antrat, ließ er sich, von dem langen Wege ermüdet, auf einer Bank vor der einzigen Herberge des Ortes



nieder und bestellte sich eine einfache Mahlzeit. Während er aß, beobachtete er zwei Männer, die auf der gegenüberliegenden Seite der Straße damit beschäftigt waren, ein paar ärmliche Möbelstücke auf einen kleinen Wagen zu laden. Plötzlich trat eine ältere Frau aus dem Hause heraus und veranlaßte durch erregte Gesten die Männer, mit ihrer Arbeit einzuhalten.

„Meine Bibel und meine Holzschuhe!" rief sie. „O meine Bibel und meine Holzschuhe! Ich kann sie nirgends finden. Habt ihr sie nicht gesehen? Ich muß sie um jeden Preis wiederhaben. O meine Bibel und meine Holzschuhe!"

Überrascht vernahm der Kolportör die Ausrufe der Frau. Er konnte sich nicht erklären, was eine Bibel

und Holzschuhe miteinander zu tun haben, und wie zwei so verschiedene Gegenstände zu gleicher Zeit Veranlassung zu solch lebhafter Äußerung geben konnten.

Die Frau durchsuchte den Wagen nach ihren vermißten Schätzen. Als alles Suchen umsonst war, bestand sie darauf, daß die Männer das Wägelchen abluden und die Möbel, ein Stück nach dem anderen, auf die Erde setzten.

Als der Kolportör sah, welch eine Aufregung der Verlust einer Bibel hervorrief, konnte er nicht länger die Rolle eines stillen Zuschauers bewahren. Er trat an den Wagen heran, und die arme Frau freundlich grüßend, erkundigte er sich teilnehmend nach den verlorenen Gegenständen.

„Ich muß und muß sie unbedingt wiederfinden, mein Herr", entgegnete sie lebhaft, „denn es ist meine Bibel, die mir vom Herrn Jesus erzählt. Aber vielleicht kennen Sie ihren Wert nicht?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, fing sie an, dem Fremden die Wahrheiten des Evangeliums zu schildern, wobei sie ganze Verse auswendig sagte und ihm zu beweisen suchte, daß er sich selbst unbedingt eine Bibel beschaffen müsse.

„Sie sind also eine Protestantin?" fragte der Kolportör.

„Protestantin?!" rief sie entrüstet. „O nein, ich bin nichts wie eine Christin der Bibel. Ich weiß nichts von Protestantin, aber ich weiß, daß die Bibel von Gott ist."

„Und Ihre Schuhe?" fragte der Kolportör.

„Meine Schuhe?" gab sie zurück. „Das ist doch einfach. Ich kann doch nicht ohne Schuhe in die Versammlung gehen. Die Straßen sind so schlecht. Aber

Sie haben natürlich noch nichts von unseren Versammlungen gehört, denn es sind nur vier oder fünf, die regelmäßig dort hinkommen. Manchmal aber sind wir auch zahlreicher. Wir lesen die Bibel miteinander, und dann unterhalten wir uns über die schönen Dinge, die darin stehen. Zum Schluß betet jemand. O es ist herrlich, sich so versammeln zu können! Wenn ich dann nach Hause gehe, darf ich immer neue Schätze in meinem Herzen mitnehmen, die ich aus Gottes Wort geschöpft habe. So bleibe ich am Versammlungstage nicht gern daheim. Aber was fange ich ohne meine Holzschuhe an? Wenn ich sie nicht wiederfinde, werde ich nicht mehr hingehen können, denn wenn man arm ist, kann man sich nicht so leicht neue Holzschuhe kaufen."

Kaum hatte sie ausgeredet, als einer der Männer, der eine Schublade geöffnet hatte, rief:

„Hier ist Ihre Bibel, Frau . . . !"

Und einen daneben liegenden Pack in die Höhe haltend, fügte er hinzu:

„Und hier sind Ihre Holzschuhe!"

Ihr hättet das Gesicht der guten Frau sehen müssen, wie es glänzte, als sie ihre verlorenen Schätze wieder erblickte!

Der Kolportör half den Leuten, das Wägelchen neu beladen. Dann begleitete er die Frau ein Stück Wegs zur neuen Wohnung. Er mußte sich doch noch etwas mit ihr über das kostbare Wort Gottes unterhalten und ihr sagen, daß er es auch lese und liebe. Wunderbar hatte Gottes Geist in dieser einfältigen Seele gewirkt. Sie hatte die Wahrheit allein durch das Lesen der Bibel gefunden.

„Er ging betrübt hinweg“

Er war ein reicher Jüngling. Sein Leben war ohne Anstoß gewesen. Das Gesetz zu beobachten hatte er von Jugend an getrachtet, denn er wußte wohl, daß mit der Erfüllung seiner Gebote göttliche Verheißungen verknüpft waren. Er war auch ein liebenswürdiger Mensch mit anziehenden Eigenschaften. Kein Wunder daher, daß die Leute seiner Stadt ihn schon in jungen Jahren zu etwas Besonderem erwählt hatten. Er war einer ihrer „Obersten“, was wohl sagen will, daß er irgend einer Einrichtung, einer Synagoge, einer Schule oder dergleichen, vorstand.

Aber der Jüngling begehrte mehr. Daß Gott ihn mit Reichtum und Ansehen gesegnet hatte, genügte ihm nicht, ebensowenig wie der Umstand, daß er als guter Sohn, der stets die Eltern geehrt hatte, auf ein langes Leben im Lande seiner Väter Anspruch zu haben glaubte. Er war verständig genug, um einzusehen, daß, wenn dieses Leben einmal zu Ende geht, es wichtig ist, die Hoffnung des ewigen Lebens zu besitzen. Wie schön hatte Daniel, der Geliebte Gottes, von diesem ewigen Leben geschrieben, Daniel, dieser auserwählte Mann ohne Fehl, unterwiesen in aller Weisheit, kenntnisreich und mit Einsicht begabt! Ihm waren von Gott die Augen geöffnet worden, um die Zukunft zu schauen. Von ihm stammte das Wort: „Und viele von denen, die im Staube der Erde schlafen, werden erwachen: diese zu ewigem Leben, und jene zur Schande, zu ewigem Abscheu. Und die Verständigen

werden leuchten wie der Glanz der Himmelsfeste, und die, welche die Vielen zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne, immer und ewiglich." Ein erhabenes Prophetenwort! Der Mühe wert, darüber zu sinnen und sich die Frage vorzulegen: Werde ich zu denen gehören, die zum ewigen Leben erwachen, und die da leuchten werden wie der Glanz der Himmelsfeste? Die Frage war nicht leicht zu beantworten. Wer konnte ihm zuverlässige Auskunft geben?

Aber da war ja dieser wunderbare Prediger, der durch die Lande zog, freilich arm, nicht mit Gütern gesegnet wie er, aber ein Lehrer wie keiner sonst, erhaben in seiner Würde, gewaltig in seinen Werken, unerreicht in seiner freundlichen Güte, ein Wohltäter der Menschen, von vielen freilich verkannt und gehaßt — denn manchmal sagte er Worte, die manchem nicht gefielen — aber für den, der ihm vorurteilsfrei nahte, der höchsten Bewunderung wert, ein Schriftgelehrter, kein zünftiger, aber einer, der das Gesetz durch und durch kannte, und vor allem einer, den auch sein schlimmster Feind nicht einer, und sei es der kleinsten Sünde überführen konnte. Es gab solche, die um dieses Mannes willen alles verlassen hatten und ihm nachgefolgt waren. Ja, er mochte wohl ein Prophet sein, wie einer der Propheten, denn Gott war sichtlich mit ihm. Das war der richtige Mann für ihn. An ihn wollte er sich wenden, sobald er auf seinen Wanderungen durch das Land der Juden in die Nähe seines Ortes kommen würde. Er würde ihm die rechte Antwort geben, besser als Schriftgelehrte und Pharisäer sie zu geben imstande sein würden. Wohl mochte Jesus, der selbst so heilig und gerecht und dabei so mild und gütig war, der Sein Leben im Dienste anderer verzehrte,

ihm noch das eine und andere auferlegen. Aber er würde es tun, denn um ewiges Leben zu ererben, war es der Mühe wert, mehr zu tun, als das Gesetz forderte.

Und Jesus kam. Er sah müde aus. Das unaufhörliche Tätigsein — selbst Mütter kamen mit ihren Anliegen und ihren Kindlein zu Ihm; Er fand bei Tag und bei Nacht keine Ruhe — ließ seine Spuren auf den gütigen, freundlichen Zügen zurück. Bewegt von Seiner Erscheinung, eilte er auf Ihn zu, sank vor Ihm auf die Kniee und brachte sein Anliegen vor.

„Guter Lehrer, was muß ich getan haben, um ewiges Leben zu ererben?"

G u t e r Lehrer! Ein unmerkliches Kopfschütteln von seiten des Meisters. „Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, als nur e i n e r, Gott. Wenn du aber ins Leben eingehen willst, so halte die Gebote."

„Die Gebote? Welche?"

„Diese: Du sollst nicht töten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsches Zeugnis geben; ehre den Vater und die Mutter, und: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Das war eine Antwort, die er nicht erwartet hatte. Wie wenig kannte der große Lehrer, von dem man sagte, er vermöge in den Herzen der Menschen zu lesen, ihn doch! Töten, ehebrechen, stehlen, falsches Zeugnis geben! Derartige Sünden kamen für ihn nicht in Frage. Und die beiden anderen Gebote? War es nicht stets seine Freude gewesen, die Eltern zu ehren? Hatte er nicht viel Gutes getan an Freunden und Nachbarn? Fürwahr, er hatte Grund zu antworten: „Dieses alles habe ich beobachtet von meiner Jugend an".

Und Jesus schien ihn zu verstehen. In tiefer Liebe ruhte Sein freundliches Auge auf ihm. Sein Herz jubelte. Ob es jetzt wohl heißen würde: Dir kann's nicht fehlen? Das ewige Leben wird dein Teil sein? Du hast's verdient? Dann antwortet Jesus. Langsam und freundlich wie zuvor kommt es über die Lippen, die stets der Wahrheit Zeugnis gegeben:

„E i n e s fehlt dir; geh hin, verkaufe, was irgend du hast, und gib es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben, und komm, folge mir nach!"

Es sind gütige Worte. Aber was bedeuten sie? Was verlangt der große Lehrer von ihm? Lähmend legt es sich ihm aufs Herz. A l l e s opfern, a l l e s den Armen geben und dann, arm wie Jesus selbst, Ihm folgen? Muß mit solchen Opfern das ewige Leben erkauft werden? Nein, d e r Preis ist zu hoch. Von seinem Reichtum kann er sich nicht trennen. Zur Nachfolge Jesu reicht seine Verehrung des Meisters nicht. Kein Wort kommt mehr über seine Lippen. Stumm, tiefen Schmerz im Herzen, schreitet er davon.

Armer junger Mann! Rein menschlich können wir dich gut verstehen. Wie solltest du aus eigener Kraft einem solchen Ansinnen folgen können! „Wie schwerlich werden die, welche Güter haben, in das Reich Gottes eingehen!" Und dennoch — Gott kann auch das unmöglich Scheinende möglich machen. Er kann auch einem, „der Güter hat", die Augen öffnen, daß er in Jesu mehr sieht als einen „guten Lehrer", kann einen solchen erkennen lassen, daß er vor Gott nichts ist, nichts in jeder Hinsicht, nichts mit all seinen schönen Eigenschaften, nichts mit allem, was er in dieser Welt darstellen mag. O wärest du doch nicht fortge-

gangen, du armer reicher Mann! Hättest du nur Jesum gebeten, dein Inneres zu erleuchten mit dem Licht der göttlichen Wahrheit! Dann hättest du in Ihm Den erkannt, der „schöner ist als die Menschensöhne", deinen Messias, deinen Heiland, der auf diese Erde kam, „ein Licht zur Offenbarung der Nationen und zur Herrlichkeit Seines Volkes Israel". Dann hätte Er dir dein Selbstvertrauen genommen, das Kartenhaus deiner guten Taten zerstört und dich dahin gebracht, als ein Mühseliger und Beladener zu Ihm zu kommen und bei Ihm Ruhe zu finden für deine Seele.

Die Schrift berichtet nichts davon, daß der reiche Jüngling je wieder zum Herrn zurückgekehrt sei. Warnend und wegweisend zugleich steht sein Bild vor uns — ein Mensch mit vielen guten Eigenschaften, mit einem guten Leben, mit, wie wir wohl annehmen dürfen, ernstem Wollen, und dennoch ein Mensch, der fern von Gott ist, gebunden an die Dinge dieser Welt und außerstande, sich von ihren Banden zu lösen.

Der Herr Jesus „liebte" den jungen Mann (Mark. 10, 21). Wie gern würde Er ihm geholfen haben! Zu diesem Zweck allein führte Er ja das scharfe Messer an die kranke Stelle. Aber das Gewissen wurde nicht erreicht, und so konnte es nicht anders sein, als daß der Jüngling traurig davonging.

„Glückselig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Reich der Himmel", lautet die erste Seligpreisung. Der Weg ins ewige Leben führt durch die Tiefe. Niemand kann sich freilich in diesem Sinne selbst „arm" machen, dazu reicht menschliche Kraft nicht aus; aber jeder kann sich arm machen lassen. Dazu ist Gottes Heiliger Geist auf diese Erde gekommen, um den Menschen zu erleuchten, um ihn in Gottes Licht

zu bringen. In diesem Licht erkennt man die eigene Armut und Jämmerlichkeit, und wenn dann der Ruf aus dem Herzen des überführten Sünders emporbringt: „O Gott, sei mir, dem Sünder, gnädig!" dann ist der Weg zur Glückseligkeit in Jesu Christo, dem gestorbenen und auferstandenen Gottes- und Menschensohn, nicht mehr weit.

Entschiedenheit

In einem Knabeninstitut war Scharlach ausgebrochen. Ungefähr zwanzig Schüler waren von der Krankheit angesteckt und daraufhin sogleich in einem Hause außerhalb des Instituts untergebracht worden. Doch verlief bei keinem von ihnen die Krankheit tödlich. Gott schonte in Seiner Gnade aller Leben, und nach einiger Zeit konnten die Schüler sämtlich gesund und munter wieder die gemeinsame Arbeit mit ihren Gefährten aufnehmen.

Bei einem der Knaben waren in den Krankheitstagen ernste Gefühle aufgekommen. Er hatte sich gefragt, was wohl aus ihm geworden wäre, wenn Gott ihn abgerufen hätte, und es war ihm klar geworden, daß seiner ein schreckliches Schicksal gewartet hätte. Sein Gewissen sagte ihm, daß er trotz seiner Jugend schon viel Böses getan hatte, und daß er als verlorener Sünder ewig verloren gegangen wäre.

Als Arthur ins Institut zurückkam und alle seine Schulkameraden gesund wiedersah, schlug sein Herz in tiefer Dankbarkeit Gott entgegen wegen Seiner großen Güte.

Es war merkwürdig, daß gerade bei diesem Knaben sich derartige Empfindungen zeigten, denn in sei-

ner Erziehung war viel versäumt worden, da er schon früh seine Eltern verloren hatte. Überdies war er von Natur ein unfreundlicher und wenig liebenswürdiger Charakter. Aber das Wort bleibt wahr: „Das Unedle der Welt und das Verachtete hat Gott auserwählt, und das, was nicht ist, auf daß Er das, was ist, zunichte mache, damit sich vor Gott kein Fleisch rühme". (1. Kor. 1, 28.) Es war Gottes Heiliger Geist, der in der Seele des Knaben wirkte, und der ihn nach Gott fragen ließ, von welchem er bis dahin gar wenig gehört hatte.

Einer von Arthurs besten Freunden, an dem er sehr hing, war ebenfalls krank gewesen. Diesem teilte er eines Morgens mit, daß er sich sehr unglücklich fühle. Seine Sünden drückten ihn, und er wünsche, sein Herz Gott zu übergeben, wisse aber nicht, wie er das machen solle. „Ich kann Gottes Liebe nicht vergessen", fügte er hinzu, „die Er in den letzten Wochen an uns erwiesen hat. Ist es dir nicht ähnlich ergangen?"

Der andere antwortete nicht unmittelbar auf die Frage, sondern meinte:

„Ich fürchte, wenn wir fromm werden, werden die anderen uns auslachen und verspotten, und wir werden viel Unangenehmes zu leiden haben."

„Was schadet das?" wandte Arthur ein. „Sie werden uns schon nicht totschlagen, wenn wir uns auch vielleicht ein paar Spottnamen gefallen lassen müssen. Jedenfalls habe ich vor, etwas zu tun, was ich bisher noch nicht getan habe, und ich würde mich freuen, wenn du mir dabei helfen würdest."

„So, was hast du denn vor zu tun, Arthur?" fragte der Freund erstaunt.

„Ich will heute abend vor meinem Bett niederknieen und Gott laut dafür danken, daß Er unser Leben verschont hat, und Ihn dann bitten, uns unsere Sünden zu vergeben und zu machen, daß wir Ihn so recht von Herzen lieben können. Hältst du das nicht für richtig, Wilhelm? Wohin wären wir wohl gegangen, wenn wir gestorben wären?"

„Ich fürchte, in die Hölle", antwortete Wilhelm nachdenklich; „denn keiner von uns hat sich jemals um diese Dinge gekümmert."

Der Abend kam. Vor dem Schlafengehen versammelte sich die ganze Schule in einem besonderen, für gemeinschaftliche Andachten, Feierlichkeiten und dergleichen bestimmten Raum. Hier sprach der Direktor das übliche Abendgebet, und dann begaben sich die Jungen in die verschiedenen Schlafsäle. Ungefähr fünfzehn teilten dasselbe Zimmer mit Arthur und Wilhelm. Jetzt nahte der bedeutungsvolle Augenblick. Die beiden Freunde standen nebeneinander, und plötzlich, anstatt dem Beispiel der anderen zu folgen und sich auszukleiden, knieten beide nieder, und Arthur dankte in einfachen Worten, aber kühn und offen, Gott für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit und bat um Seinen Segen für sie selbst, sowie für alle Zöglinge des Instituts, besonders für die, welche krank gewesen waren.

Bei den ersten Worten des Beters herrschte Totenstille in dem großen Zimmer. So etwas war noch nie dagewesen. Dann wurden murmelnde Stimmen der Überraschung und des Unwillens laut, die nach und nach stärker wurden und in spöttischem Gelächter endeten. Schließlich flogen von allen Seiten Kissen und andere Gegenstände den betenden Knaben an den

Kopf. Diese ließen schweigend und, ohne Widerstand zu leisten, den Spott über sich ergehen, entkleideten sich und gingen ruhig zu Bett. Bald lagen sie in festem Schlaf.

Im Laufe des nächsten Morgens erfuhr die ganze Anstalt die Vorgänge des vergangenen Abends, wie Arthur ein langes Gebet gesprochen habe, und welch ein Spaß es für die anderen gewesen sei, ihm Kissen und Pantoffeln an den Kopf zu werfen. Es war für unseren jungen Freund bei seiner leicht aufbrausenden Natur nicht leicht, das alles ruhig hinzunehmen, aber Gott half ihm.

Dieser Abend mit seinem entschiedenen Handeln, indem er sich öffentlich für Gott bekannte, bildete den Wendepunkt in Arthurs Leben. Gott hatte sein Flehen erhört. Der erbetene Segen blieb nicht aus, und Gott vollendete Sein Werk in der Seele des Knaben. Der Heilige Geist, der ihm seinen Zustand als verlorener Sünder geoffenbart hatte, richtete nunmehr seinen Blick auf Jesum, der uns geworden ist „zur Weisheit von Gott und Gerechtigkeit und Heiligkeit und Erlösung". (1. Kor. 1, 30.) Von nun an war es Arthurs Freude, in Gottes Wort zu forschen, das ihm immer teurer und kostbarer wurde.

Nach einiger Zeit kam es dem Direktor der Anstalt zu Ohren, daß Arthur jeden Abend, bevor er zu Bett gehe, bete und dafür von seinen Schulgefährten stetige Neckereien und Unannehmlichkeiten zu erdulden habe. Er ließ den Schüler zu sich kommen und befragte ihn über die Sache. In schlichten Worten erzählte ihm Arthur, wie alles gekommen sei, und wie er jetzt wünsche, zur Ehre Gottes zu leben. Ob der Direktor selbst ein Christ war, vermag ich nicht zu sa-

gen. Jedenfalls aber bewies er volles Verständnis für das Gehörte und räumte unserem Freunde sogar ein kleines Zimmer ein, wo er täglich mit einigen anderen Schulkameraden zusammenkommen durfte, die entweder durch seinen Wandel gewonnen worden waren, oder die vorher nicht gewagt hatten, Christum öffentlich zu bekennen. Die jungen Leute lasen bei diesen Zusammenkünften gemeinschaftlich das Wort, beteten zusammen und erlebten gesegnete Stunden. Nach und nach vollzog sich auch in dem Benehmen der übrigen Schüler ein Umschwung. Die auffallende Veränderung in dem Betragen und Leben der jungen Bekenner blieb nicht ohne Eindruck auf die anderen. Sie hörten auf, die „Betgesellschaft" zu verspotten.

Viele Jahre sind seitdem verflossen. Zeit seines Lebens ist Arthur ein treuer Streiter seines Herrn und Heilands geblieben. Die Entschiedenheit, mit der er an jenem für ihn so denkwürdigen Abend aufgetreten war, kennzeichnete auch in der Folge sein Leben und Wesen.

Gute Beispiele spornen zur Nachahmung an. Entschiedenheit ist ein Wahrzeichen lebendigen christlichen Lebens. Sie mangelt sehr in unseren Tagen, und für die Natur sind Hohn und Spott ja auch nicht leicht zu ertragen. Aber der Herr vermag reichen Ersatz dafür zu geben. „Glückselig seid ihr", hat Er einst selbst Seinen Jüngern gesagt, „wenn sie euch schmähen und verfolgen und jedes böse Wort lügnerisch wider euch reden werden um meinetwillen. Freuet euch und frohlocket, denn euer Lohn ist groß in den Himmeln." (Matth. 5, 11. 12.)

Professor Nischima

Professor Nischima war Rektor der Universität Kioto. Er war ein treuer Christ. Wegen seiner Güte bekannt, die er Professoren wie Studenten erwies, wurde der allgemein geachtete Mann gern von jedermann aufgesucht, der eines Rates bedurfte.

Während seiner Amtszeit kam es einmal zu ernsten Zerwürfnissen zwischen Studenten und Lehrern, die schließlich zu einem regelrechten Streik der Studenten führten. Der Rektor tat alles, was er konnte, um die beiden Parteien zu versöhnen, aber seine Bemühungen blieben erfolglos. Am Ende schien der einzige Ausweg der zu sein, die schlechten Elemente von der Universität zu entfernen. Zu diesem Zweck wurde eine Versammlung aller Professoren und Studenten in die große Aula der Anstalt einberufen. Als alle versammelt waren, trat der Rektor, einen Stock in der Hand, ein und schritt zum Rednerpult.

„Mit Bedauern muß ich die Unordnung feststellen", begann er, „die in unsere Universität eingezogen ist. Das ist eine Schande für unsere Hochschule. Es ist unsere Pflicht, den oder die Schuldigen zu bestrafen und so die Ordnung wiederherzustellen. Ich möchte indessen weder einen Studenten noch einen Professor für all die Unruhe verantwortlich machen. Wer also ist der Schuldige, wenn es weder ein Schüler noch ein Lehrer ist? Ich will es Ihnen sagen: Der allein Schuldige ist Joseph Nischima, Ihr Rektor. Die Pflicht eines Rektors ist, die Universität gut zu

leiten und die Ordnung aufrechtzuerhalten. Nun, er hat seine Pflicht versäumt, und das Ergebnis davon ist diese Unordnung, die nicht nur den Studenten geschadet und den Professoren Sorge gemacht hat, sondern auch unserer Universität zur Unehre gereicht. Alles das kommt von der Unfähigkeit Ihres Rektors, der nicht gehandelt hat, wie er hätte handeln sollen. Auf ihn fällt die ganze Verantwortlichkeit. Er muß bestraft werden."

Damit nahm der Rektor den Rohrstab, den er in der Rechten hielt, und bearbeitete in immer heftigeren Schlägen seine linke Hand damit, bis der Stock entzweibrach. Beim Anblick der armen, zerschlagenen, blutenden Hand konnten die Zuschauer sich der Tränen nicht erwehren, und einer der Studenten eilte auf den Rektor zu, ganz überwältigt von seiner Tat. Danach umringten alle, jung und alt, den geliebten Mann. Warum hatte er sich selbst gezüchtigt? Welchen Fehler hatte er begangen? Jeder kannte seine unermüdliche Arbeit für das Wohl der Universität. Jeder hatte seine väterliche Sorge erfahren, und jeder achtete, ehrte und liebte ihn. Nicht gegen ihn hatten die Studenten sich gewandt, sondern gegen einige der Professoren. Jeder wußte, daß der Rektor nur aus Liebe die ganze Verantwortung auf sich genommen hatte. Da Strafe stattfinden mußte, hatte er sich selbst geopfert und die Züchtigung erduldet, die der Schuldige verdiente.

Diese Hingebung ihres Rektors traf die Herzen aller Beteiligten. Die Ordnung wurde wiederhergestellt. Ein neuer Geist zog in die Universität ein, und es waren vor allem die Studenten, die ihrem verehrten Rektor ihre ganze Zuneigung schenkten.

Ist diese Geschichte nicht ergreifend? Fürwahr, ich mußte beim Lesen an Den denken, der um unserer Missetaten willen zerschlagen worden ist. Immerhin, wie klein, wie gering war das, was Professor Nischima ertrug, im Vergleich mit den Leiden, die der Herr Jesus am Kreuz erduldet hat! Durch ungerechte Menschen verurteilt, von rohen römischen Soldaten blutig geschlagen und mit Dornen gekrönt, trug Er Sein Kreuz nach Golgatha, wo sich die ganze Grausamkeit und Bosheit der Menschen entfaltete. Man zog Ihm Seine Kleider aus, streckte Ihn auf das Kreuz und nagelte Seine Hände und Seine Füße auf das Holz. Unter dem Gewicht des Körpers „zertrennten sich Seine Gebeine", und Spötter schauten und sahen Ihn an. Ihr Hohn brach Sein Herz, und Er war ganz elend. Und welch namenlose, unbeschreibliche Qualen mußte Seine heilige Seele erst durchkosten während der drei Stunden der Finsternis, in denen Er um unsertwillen von Gott verlassen war! Da hat Er, der Heilige und Gerechte, sich mit unseren Sünden, mit unseren Ungerechtigkeiten beladen, und Gott hat an Ihm das Gericht vollzogen, das uns hätte treffen müssen. Sein teures Blut mußte fließen, denn ohne Blutvergießen gibt es keine Vergebung. Und nun hat dieses Blut eine völlige Sühnung zustande gebracht für alle die, die an Jesum glauben. Der Glaube ist es, der errettet. Es genügt nicht, über die Leiden Christi gerührt zu sein. Jeder muß sagen können: „Um meiner Sünden willen hat Jesus alles dies erdulden müssen. Sein vergossenes Blut hat all meine Schuld gesühnt. Ich bin errettet!" Aus Herzen, die so sprechen können, wird es dankbar hervorströmen:

„Dem, der uns liebt und uns von unseren Sünden gewaschen hat in Seinem Blute..., Ihm sei die Herrlichkeit und die Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen."

Ein bemerkenswertes Zeugnis Napoleons

In der Einsamkeit seiner Verbannung auf St. Helena überdachte Napoleon sein vielbewegtes Leben. Durch einen Kaplan war er in den Besitz einer Bibel gelangt, in der er viel las. Die Person des Mensch gewordenen Sohnes Gottes machte tiefen Eindruck auf ihn. Wenn er über Christum nachsann und dann an sein eigenes Leben dachte, wurde ihm der Vergleich zu mächtig. Öfters hat er über diese Dinge zu seiner Umgebung gesprochen, so auch einmal in folgender Weise:

„In der Zeit meines Ruhmes konnte ich ganze Scharen in solche Begeisterung versetzen, daß sie mit Freuden ihr Leben für mich wagten. Aber dazu bedurfte es meiner persönlichen Anwesenheit unter den Soldaten. Ich mußte sie ansehen, ihnen zureden, sie mein Übergewicht fühlen lassen. Dann gingen sie für mich durchs Feuer. Aber jetzt, wo ich auf diesem Felsen sitze, wo sind da die Scharen, die für mich streiten, die freudig ihr Leben für mich einsetzen, Königreiche für mich erobern? Wer von all den Männern ist mir treu geblieben? So ergeht es allen Großen dieser Erde. So erging es Cäsar und Alexander. Man vergißt uns. Kaum war Ludwig XIV. gestorben, da wurde er allein gelassen in seiner Sterbekammer. Es war nicht

mehr der große Gebieter, der da lag. Es war — eine Leiche. Noch wenige Tage, und es ergeht auch mir so. Welch ein himmelweiter Unterschied besteht doch zwischen der Bestimmung Napoleons und der Jesu Christi! Welch eine Kluft zwischen meinem Elend und der ewigen Regierung des Sohnes Gottes! Schon vor meinem Tode liegt mein Werk in Trümmern, während das Werk Christi, der vor fast achtzehnhundert Jahren starb, noch so bekannt und lebensfrisch ist wie zu der Zeit, da Er es ausführte!

„Und was die Zeit betrifft, so ist das Werk Christi nicht nur in Ehren geblieben bis auf den heutigen Tag, es ist vielmehr immer größer geworden. Denn wo Sie sich auch in der Welt hinbegeben mögen, überall werden Sie einem Jesus begegnen, der gepredigt, geliebt und angebetet wird. Wo ist der Mensch, für den seine Soldaten auch dann noch bis zum Siege streiten, wenn er gestorben ist? Ich lebe noch, und schon haben meine Kriegsheere mich vergessen. Alexander, Cäsar, Karl der Große wie auch ich haben Kaiserreiche gegründet. Doch worauf haben wir unsere Macht gestützt? Auf die Gewalt. Jesus Christus dagegen hat Sein Reich auf die Liebe aufgebaut, und Tausende von Menschen würden in diesem Augenblick freudig ihr Leben für Ihn darlegen.

„Christus wollte, daß die Menschen Ihn lieben sollten. Das ist das Schwerste, was zu erreichen ist. Er bittet um ihr H e r z. Er will das Herz besitzen — um etwas anderes bittet Er nicht —, und Er bekommt es. Daraus schließe ich, daß Er Gott ist. Alexander, Cäsar, Hannibal haben mit all ihrem Geist Schiffbruch gelitten. Sie haben die Welt erobert, aber sie haben es nicht fertiggebracht, einen Freund zu ge-

winnen. Die Verbindung zwischen Jesu Christo und den Seinen ist heilig. Alle, die wahrhaft an Ihn glauben, lieben jemand, den sie nicht gesehen haben. Das ist für den Verstand unerklärlich. Und das ist, was ich über alles bewundere. Je mehr ich hierüber nachdenke, umsomehr werde ich überzeugt von der Gottheit Christi."

Wer war's?

Dem „Volksboten" in Basel hat ein alter Missionsmann folgendes erzählt: In Grunbach im Remstal wohnten meine Eltern längere Zeit in einem Bauernhaus, das durch eine hohe, gewölbte Einfahrt in zwei Hälften geteilt war. Links von dieser führte eine steile Treppe zu unserer Wohnung und Küche. An einem Abend im Spätherbst kam mein sieben Jahre altes Schwesterlein von einem Ausgang ins Dorf zurück und stieg jene Treppe empor. Es war stockdunkel. Im Wohnzimmer angelangt, erzählte sie den Eltern, sie sei, als sie die Treppe hinaufkam, von jemand links an die Wand gedrückt worden, so daß sie dicht an der Wand zur Zimmertür habe gehen müssen. Meine Eltern standen sofort auf und leuchteten hinaus. Was für ein Anblick bot sich ihnen da! Die große Tür zu dem Garbenloch war aus Versehen offengelassen worden. Knapp drei Schritte von der Treppe gähnte die Tiefe. Wäre das Kind geradeaus gegangen, es würde unfehlbar fünf bis sechs Meter tief hinunter auf die Tenne gestürzt sein. Aber „jemand" hatte es behütet und sorgsam auf die Seite an die Wand geschoben. Neukirchener Abreißkalender.

Keine Liebe

„Nun hab' ich's aber wirklich satt", brummte Möbelschreiner Steinhart ärgerlich vor sich hin, während er seinen Rock auszog.

„Was meinst du, Mann?" fragte Frau Steinhart, die eben den Abendtisch deckte. Aber sie erhielt keine Antwort. Statt dessen kam es in murrendem Ton aus dem Mund des Gatten:

„Weshalb gehe ich überhaupt noch dahin? Nennen sich eine Versammlung von Gläubigen und sind so kalt, so kalt wie ...."

„Ist das die Wirkung von dem, was du heute gehört hast?" fiel die Frau lächelnd ein.

„Nicht die geringste Liebe ist vorhanden", fuhr Steinhart grimmig fort, ohne die Bemerkung seiner Frau zu beachten. „Schon von den Gesichtern kannst du's ablesen: Wir brauchen dich nicht. Wir kommen gut ohne dich aus! Niemand, der einen mal besucht. Kein Mensch, der sich auch nur so viel — eine bezeichnende Handbewegung — aus dir macht! Nein, ich werde nicht mehr hingehen. Ich hab' genug von derart Gemeinschaft!"

Den ganzen Abend änderte sich Steinharts Stimmung nicht. Er blieb unzugänglich und schlechter Laune, und als er nach dem Nachtgebet — hat er an diesem Abend wohl wirklich g e b e t e t? — zu Bett ging, konnte er lange nicht einschlafen.

Samenkörner (Neue Folge 28) 1934

In der gleichen schlechten Laune stand er am anderen Morgen wieder auf, trank seinen Kaffee und begab sich in die Werkstatt.

„Schlecht Wetter heut'!" dachte Jakob, der Schreinerlehrling, der dem Meister an diesem Morgen aber auch gar nichts recht machen konnte. Von dem „schlechten Wetter" sollte er im Lauf des Vormittags noch einen deutlicheren Beweis bekommen, denn als er am Mittag nach Hause ging, prangte ein roter Fleck auf seiner linken Backe.

In Steinharts Innerem gärte es noch immer. Beim Hobeln, Hämmern und Sägen klangen ihm immer zwei Worte in den Ohren: Keine Liebe! Keine Liebe!

Am Abend war sein Entschluß gefaßt. Er wollte, sobald seine Frau zu Bett gegangen war, an die Brüder schreiben und seinen Austritt aus der Gemeinschaft erklären. Und er schrieb:

„Geliebte Brüder!"

Hier setzte er ab. Schrieb man so an Menschen, die keine Liebe hatten? Nein, das ging nicht. Er mußte einen neuen Bogen nehmen.

„An die Brüder in ..."

So war's besser.

Er fuhr fort:

„Hiermit erkläre ich, daß ich mich nicht länger als zu Eurer Gemeinschaft gehörend betrachte. Der Grund zu meinem Austritt ist: Es ist keine Liebe in Eurer Mitte. Nach meiner Auffassung eines wahren brüderlichen Gemeinschaftslebens müßte mehr Liebe bei Euch zu finden sein.

Hochachtend!

Steinhart."

„Keine Liebe" hatte er unterstrichen. Das konnte zum Nachdenken anregen. Doch eins hatte er vergessen. Es sollte noch ein Bibelspruch hinzugesetzt werden. Er sann auf ein entsprechendes Schriftwort. Aber es war nicht so einfach, ein Wort über „keine Liebe" zu finden. Es wollte ihm keine einzige Stelle in den Sinn kommen. Eigentlich las er ja auch nicht sehr viel in der Bibel. Meist nur morgens und abends geschwind einen Abschnitt. Aber er besaß eine kleine Bibelkonkordanz. Die konnte ihm helfen.

Schnell nahm er sie vom Brett und schlug „Liebe" und „lieben" auf. Wie viele Stellen gab es doch, die von der Liebe redeten! Viel mehr, als er gedacht hatte — also Steine genug, um die lieblosen Brüder damit zu treffen!

Johannes 13, 35. Das war schon ein passendes Wort: „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt". Auch Römer 12, 10 war gut: „In der Bruderliebe seid herzlich gegeneinander". Oder auch Epheser 5, 2: „Wandelt in Liebe". Dieser letzte Spruch gefiel ihm besonders, weil er so kurz war. Dann 1. Petrus 4, 8: „Vor allen Dingen aber habt untereinander eine inbrünstige Liebe". Und da hatte er sogar noch eine Stelle überschlagen, Hebräer 13, 1: „Die Bruderliebe bleibe". Weiter: 1. Johannes 4, 20: „Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott, und haßt seinen Bruder, so ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er gesehen hat, wie kann der Gott lieben, den er nicht gesehen hat?"

Bei dieser Stelle wurde es Steinhart ein wenig unbehaglich zumute. Er schlug noch einige weitere Stellen auf. Matth. 5, 46 u. 47! Was stand da?

„Denn wenn ihr liebet, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr? Tun nicht auch die Zöllner dasselbe? Und wenn ihr eure Brüder allein grüßet, was tut ihr Besonderes?"

Es war Steinhart, als ob ihm ein Pfeil ins Herz gedrungen wäre. Rasch schlug er eine andere Stelle auf: 1. Korinther 13. In diesem Kapitel war besonders viel von der Liebe die Rede.

„Die Liebe ist langmütig, ist gütig; die Liebe neidet nicht."

Nachdenklich hielt Steinhart einen Augenblick inne. Dann fuhr er fort zu lesen:

„Die Liebe tut nicht groß, sie bläht sich nicht auf, ..., sie sucht nicht das Ihrige, sie läßt sich nicht erbittern, sie rechnet Böses nicht zu."

Steinhart wurde klein, ganz klein. Er las weiter:

„Sie freut sich nicht über die Ungerechtigkeit, sondern sie freut sich mit der Wahrheit, sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie erduldet alles."

Steinhart wurde noch kleiner. Eine Weile saß er still da, in Gedanken versunken. Dann schloß er die Bibel und begab sich zu Bett. Aber die Wunde in seiner Seele, die ihm das Wort geschlagen hatte, nahm er mit.

In dieser Nacht konnte Steinhart den Schlaf noch weniger finden als in der vorhergehenden. Gottes Wort, das „lebendig und wirksam ist und schärfer als jedes zweischneidige Schwert", hatte ihn getroffen. Er kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst. War es denn nicht wahr, daß es unter den Brüdern an Liebe fehlte? Waren sie nicht in der Tat alle sehr kalt und lieblos?

„Und du?" klang es da plötzlich in seinem Innern.

Aber der Herr Jesus will doch, daß wir Liebe untereinander haben!

„Und du?" fragte die Stimme wieder, „hast du diese Liebe bewiesen?"

„Nein", gestand er sich ehrlich, „ich habe nicht so geliebt, wie ich gesollt hätte. Aber — aber — sie haben meine Liebe auch ertötet."

„Die Liebe vergeht nimmer!"

Er dachte darüber nach, was er erfahren hatte. Das Verhalten der anderen war doch einfach nicht zu entschuldigen.

„Die Liebe läßt sich nicht erbittern", sprach's in seinem Herzen.

Konnte er denn nicht mit Recht erwarten, daß man ihm mehr Liebe entgegenbrachte?

„Die Liebe sucht nicht das Ihrige", antwortete es in seinem Innern aufs neue.

Aber wie hatte man ihn auch gekränkt durch liebloses Verhalten! Daß er so unzufrieden war, war doch nicht durch seine Schuld gekommen.

„Die Liebe läßt sich nicht erbittern", ertönte es wieder.

Aber was half es denn, wenn er anders wurde? Man schenkte ihm ja keine Beachtung. Da konnte er machen, was er wollte. Es würde doch umsonst sein.

„Die Liebe hofft alles, sie erträgt alles, sie ..."

Nein, das war nicht zum Aushalten! Das Wort verurteilte ihn ja weit mehr als die anderen. „Keine Liebe!" stöhnte er halblaut.

„Keine Liebe!" schien ernst ein Echo zurückzuklingen.

Er konnte es im Bett nicht mehr aushalten. Auch Frau Steinhart war früher aufgestanden als gewöhnlich. Schweigend tranken die Ehegatten ihren Kaffee, und jeder ging an seine Arbeit.

In der Werkstatt hatte Jakob das Feuer noch nicht angezündet, als der Meister erschien. Es war noch früh am Tage. Zornig fuhr Steinhart den Jungen an, und es fehlte nicht viel, so hätte es wieder eine Ohrfeige abgesetzt.

„Keine Liebe!" klang da auf einmal eine Stimme. Hatte Jakob das gesagt? Nein, wie sollte er dazu kommen? Es waren seine Nerven. Er war überreizt und abgespannt.

Steinhart trat ans Fenster. „Keine Liebe! Keine Liebe!" klang's ihm unaufhörlich in den Ohren. In der großen Werkstatt, wo Jakob still und geräuschlos seine Arbeit tat, wurde es dem Meister zu eng. Er ging hinaus, und Jakob hörte ihn zu seiner Verwunderung auf den Holzspeicher gehen. Was fehlte nur dem Meister? Jetzt, wo der Leim warm war, lief er fort!

Auf dem Holzspeicher lag Steinhart auf den Knieen. Sein Haupt ruhte auf einem Holzblock. Lange stöhnte und seufzte er schwer. Endlich kam ein Wort über seine Lippen:

„O Gott! Ich hab' keine Liebe! Gib Du mir Liebe ins Herz!"

Danach wurde es still. Auch in Steinharts Innerem war es ruhig geworden.

Jakob war froh, daß er den Leim warm gehalten hatte, als der Meister plötzlich wieder in die Werkstatt trat. Eiligst wollte er den Topf vom Feuer nehmen, aber, o Schreck, er stieß damit an die Hobel-

bank, ließ ihn fallen, und da lag der schöne Leim. Entsetzt starrte der Junge den strengen Meister an. Was würde es jetzt geben? Aber der Meister sagte nichts weiter als:

„Ein andermal besser aufpassen, Jakob!"

Wie staunte der Lehrling, daß die Sache so gnädig für ihn ablief. Aber bei diesem einmaligen Staunen blieb es nicht. Nein, den ganzen Tag wußte er nicht mehr, was er von dem Meister halten sollte. So freundlich war er nie vorher gewesen. Auch die folgenden Tage fiel dem Jungen das völlig andere Verhalten des Meisters angenehm auf. Und es entging ihm nicht, daß Herr Steinhart besonders oft den Holzspeicher aufsuchte. Kam er dann von dort in die Werkstatt zurück, so lag jedesmal ein merkwürdig stiller Ausdruck auf seinen Zügen. Sehr lange dachte Jakob indes nicht über das Rätsel nach. Die Hauptsache war, daß er es besser hatte.

Es war Samstagabend. Frau Steinhart sah an diesem Abend dem Kommen ihres Mannes mit einer gewissen besorgten Spannung entgegen. Wohl war auch ihr aufgefallen, daß er die letzten Tage anders war als früher, so viel freundlicher, gefälliger und auch weit herzlicher als bisher. Aber was würde es heute geben? Sie hatte Pech, doppeltes Pech gehabt. Zunächst war ihr das Essen angebrannt, und als dann die Wäsche ins Haus gebracht worden war, hatte sie entdeckt, daß sie zum Sonntag keinen frischen Kragen für ihren Mann hatte — zwei Dinge, in denen er besonders empfindlich war. Vorsichtig klärte sie ihn, als sie sich zu Tisch gesetzt hatten, über ihr Mißgeschick auf. Aber wie staunte sie, als er lachend von

dem Essen sagte, daß es schon noch hinuntergehen werde, und vom Kragen, daß er den vom vorigen Sonntag wohl noch einmal werde tragen können. War ihr Mann denn ein ganz anderer geworden? Doch ihr Staunen sollte noch größer werden.

„Frau, gehen wir morgen beide in die Versammlung?" fragte Steinhart plötzlich.

Jetzt konnte Frau Steinhart nicht länger an sich halten.

„Nun sag mir doch einmal, Mann, was mit dir los ist. Schon die ganze Woche bist du so viel freundlicher und herzlicher als sonst, und nun willst du gar wieder in die Versammlung, von der du doch nichts mehr wissen wolltest. Wie soll ich das alles verstehen?"

„Ist es wirklich so, daß ich freundlicher geworden bin, Frau?" fragte Steinhart, sie mit glücklichem Lächeln ansehend, „dann will ich dir sagen, was geschehen ist."

Und nun bekam Frau Steinhart zu hören, was in der Seele ihres Gatten vorgegangen war, wie er Gottes Wort durchforscht hatte, um etwas darin zu finden, was er anderen vorhalten konnte, wie er aber selbst dadurch zurechtgebracht worden war.

An diesem Abend lasen Steinharts 1. Korinther 13 gemeinsam, und ehe sie sich zur Ruhe begaben, beteten sie miteinander, daß sie durch die Kraft des Geistes befähigt werden möchten, in wahrhaftiger Liebe zu wandeln und darin überströmend zu werden.

Am anderen Morgen machten sie sich zeitig auf den Weg zur Versammlung. Wie waren sie heute so glücklich gestimmt! Beim Hereinkommen reichte Steinhart dem Bruder, der die Bücher austeilte, die

Hand, ehe er sein Buch von ihm empfing. Dabei fiel ihm auf, wie freundlich der Bruder war. Früher hatte er das nie bemerkt. Als er neben dem alten Bäcker Platz genommen hatte, drückte dieser ihm herzlich die Hand. War das sonst wohl auch einmal geschehen? Oder hatte er jetzt erst ein Auge für das Gute bekommen?

Vor Beginn der Stunde pflegte Steinhart, wie die meisten anderen auch, still für sich zu beten. Aber an diesem Morgen betete er anders als sonst. Diesmal bat er nicht nur um einen Segen für sich selbst, sondern auch dafür, daß die ganze Versammlung gesegnet sein und der Dienst am Wort in Abhängigkeit von Gott geschehen möchte. Er sang und lauschte auch heute anders als gewöhnlich. Er tat beides mit ganzem Herzen, sodaß es ein wirkliches Essen und Trinken war. Er fühlte aus allem, was geredet wurde, daß die Liebe sprach. Sie sprach auch aus den Ermahnungen. Früher hatte er sich über das Ermahnen geärgert. Jetzt nahm er es dankbar an.

Am Schluß der Stunde war Steinhart nicht so schnell draußen wie sonst. Er reichte diesem und jenem noch die Hand. Auch hatte er das Bedürfnis, den Bruder, der das Wort verkündigt hatte, besonders herzlich zu begrüßen und ihm seine Freude über das Gehörte auszudrücken.

„G o t t hat uns gesegnet", erwiderte der Bruder, „aber ich danke Ihnen doch für das freundliche Wort."

Die Menschen kamen Steinhart heute alle ganz anders vor. Hatte Gott sie denn alle miteinander verändert, oder nur ihn? Er war tief beschämt, wenn er daran dachte, was er noch vor acht Tagen gesagt hatte.

Der Fabrikant H., den er stets für einen hochmütigen Mann gehalten hatte, knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Es handelte sich dabei um eine Frage, die nicht so im Handumdrehen zu erledigen war. Kurzentschlossen fragte Steinhart daher den Bruder:

„Haben Sie Lust, heute abend mit Ihrer Gattin ein wenig zu uns zu kommen?" Er wollte hinzufügen: „Oder soll ich zu Ihnen kommen?" Aber H. hatte schon angenommen.

„Sehr gern", erwiderte er. „Ich danke Ihnen für die Einladung. Schon längst wäre ich einmal zu Ihnen gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß es Ihnen angenehm gewesen wäre. Bis heute abend denn!"

Am Abend kam der Besuch. Frau Steinhart hatte ihr bestes Tee-Service hervorgeholt. Aber was von mehr Bedeutung war: Sie verlebten einen reichgesegneten Abend miteinander. Steinharts mußten sich immer von neuem wundern, wie lieb und geschwisterlich die feinen Leute waren. Und die Besucher wunderten sich über die Herzlichkeit und die ganze Art der Schreinersleute, die sie bisher als Menschen betrachtet hatten, die nur für sich selber lebten.

„Man weiß wirklich nicht eher, was man an den Leuten hat, als bis man sie einmal in ihrer Wohnung aufsucht", sagte der Fabrikant auf dem Nachhauseweg zu seiner Frau. „Ich bin froh, daß wir die Steinharts nun etwas näher kennengelernt haben, und hoffe, daß sie Wort halten und uns in acht Tagen einen Gegenbesuch machen."

Steinharts fanden, daß sie noch nie einen so glücklichen Tag in Gemeinschaft mit anderen Gläubigen verlebt hatten. Die Liebe bewirkte also auch Gemeinschaft.

„Weißt du, was mir aufgefallen ist, Frau?" sagte er zu seiner Gattin, als sie allein waren. „Wir haben heute abend nicht über die Liebe gesprochen, aber wir haben sie erfahren."

„Ja", bestätigte die Frau, „es macht in der Tat weit glücklicher, Liebe zu geben, als sie für sich selbst zu erwarten. Gott helfe uns, mehr Liebe zu üben!"

„Da hast du recht", bestätigte der Mann warm. „Möge uns Der dazu die Kraft geben, der die Liebe ist!"

— — —

Auf diese Weise ist Steinhart ein wirklicher Beter geworden. Er betete für alle seine Brüder in Christo, nicht in einem gesetzlichen Geist, sondern als der geringste unter den Gläubigen, mit wahrer, heiliger Liebe, und immer wieder flehte er: „O Gott, fülle Du mein Herz mit Deiner Liebe, und dann laß mich hingehen und diese Liebe anderen bringen!"

Noch oft hat er seine Bibel geöffnet, um über „Liebe" und „lieben" zu lesen, nie mehr aber, um Steine zu suchen, mit denen er andere werfen konnte. Es ging ihm lediglich darum, selbst unterwiesen, belehrt und genährt zu werden durch die köstliche Speise, die der Gott der Liebe so gern in Überfluß darreicht.

Ein Weihnacht-Samstag

Es ist am Samstag vor Weihnachten, gerade vor einem Jahr. Dichter Nebel hat seinen Schleier über das weite Land gebreitet. Felder und Wiesen liegen öde und leer. Aber wenn auch das Land noch so abwechslungsreich wäre, man würde doch

nichts davon sehen und genießen, denn der graue Brodem verhüllt Baum und Strauch.

In der großen Weltstadt ist es anders. Lichtstadt hat man sie genannt, und gerade jetzt vor Weihnachten erstrahlen die Straßen und Plätze in einer Fülle von Licht. Den tausendkerzigen Lampen vermag selbst der Nebel nicht standzuhalten. Ihre Strahlenbündel bahnen sich einen leuchtenden Weg durch die graue Masse.

Auf der Straße wogt es auf und ab. Vor den Läden mit ihren lockenden Auslagen stauen sich die Menschen; andere eilen, mit Packen und Päckchen beladen, daher. Am schlimmsten ist das Gedränge vor den großen Bahnhöfen. Da geht es hinaus — hinein, hinaus — hinein. Neben den fahrplanmäßigen Zügen stehen Sonderzüge bereit, um die riesigen Scharen, die die Festtage bei Freunden und Verwandten irgendwo draußen im Lande zubringen wollen, an Ort und Stelle zu befördern. Bei den meisten der Reisenden herrscht ausgelassene Freude. Weihnachten ist das Fest, an dem man sich freuen und vergnügen, auch anderen eine Freude machen will. Aber die Hauptsache, wenigstens in dem Land, von dem ich rede, ist doch, die Tage in heiterer Gesellschaft bei Essen, Trinken, Tanzen und Scherzen zu verbringen. Einige wenige mögen auch an das Kindlein im Stall zu Bethlehem denken, dem das Fest gilt. Aber die große Masse hat anderes im Sinn.

Gerade wird das Abfahrtzeichen für einen aus vielen Wagen bestehenden Sonderzug gegeben. Endlich. Es hat lange gedauert. Mit anderthalb Stunden Verspätung fährt der Zug ab. Ist das ein Rufen, Winken und Hüteschwenken! Die große Bahnhofshalle klingt wider von dem Jauchzen der Reisenden,

die glücklich sind, daß die Fahrt endlich beginnt. Daß der Zug bis auf den letzten Platz besetzt ist, tut der Freude keinen Abbruch. Man behilft sich. Das frohe Fest winkt ja mit all seiner Geselligkeit und all seinen Freuden. So fährt man plaudernd, lachend, scherzend dahin, bis — ja bis —

In einem Augenblick ist's geschehen. Ein furchtbarer Stoß, Krachen und Splittern, und dann ein Schauspiel, das in seiner Furchtbarkeit nicht zu beschreiben ist. Wo ist die gemeinsame Freude, die frohe

Erwartung, das lachende, frisch pulsierende Leben geblieben? Alles dahin, wie weggefegt, und an seiner Statt Tod und Verderben.

„Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen." Dieses Wort hat sich auch an jenem Abend, dreißig Kilometer von Paris entfernt, in erschütternder Weise bewahrheitet. Was war die Ursache des Unglücks? Nun, der Nebel, der dichte, undurchdringliche Nebel. Er hat verhindert, daß ... Aber weshalb weiter davon reden? Die über zweihundert Menschen, junge und alte, Kinder und Greise, Frauen und Männer, die da liegen, teilweise bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt, werden durch alles Fragen und Untersuchen nicht wieder ins Leben zurückgerufen. Sie sind des Todes sichere Beute geworden. Ob bereit oder nicht, zu gehen, ihr Schicksal ist für immer entschieden.

Das ist aber eine trübselige Weihnachtsgeschichte! höre ich den Leser etwas unzufrieden sagen. Ja, fürwahr, sie ist mehr als trübselig. Aber Gott hat es zugelassen, daß am Samstag vor Weihnachten 1933 mitten in die Festtagsstimmung hinein dieses furchtbare Unglück geschah. Weshalb? Wer könnte es sagen? Vielleicht auch zu dem Zweck, daß d u, lieber Leser, aufs neue daran erinnert werdest, daß der Tod vor niemand und vor nichts haltmacht. Er fragt nicht, ob er dem Menschen gelegen kommt. Er fragt nicht nach Alter und Geschlecht. Er fragt auch nicht danach, ob die Zeit, zu der er kommt, froh oder trübe ist. Er kommt zu s e i n e r Zeit. Und wohl dem, der, ob er nun heute oder morgen kommt, ihm getrosten Herzens entgegensehen kann!

Aber du willst dich freuen in diesen Tagen! Ge-

wiß, warum auch nicht? „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und dein Herz mache dich fröhlich in den Tagen deiner Jugendzeit usw.", sagt schon der weise Prediger. Warum sollen wir uns nicht freuen dürfen? Aber dann kommt die ernste Mahnung: „Doch wisse!" und dann fällt das Wort „Gericht", in das Gott den Jüngling „um dies alles" bringen wird.

Das Weihnachtsfest ist d a s Fest der Freude, an dem die Menschen meinen, Grund zu haben, sich zu freuen. Mit Recht? O ich weiß wohl, daß in den Tagen, in denen Jesus geboren wurde, der Engel zu den frommen Hirten, die auf dem Felde waren, sprach: „Siehe, ich verkündige euch große Freude", und daß hinterher bei dem Engel eine Menge der himmlischen Heerscharen war, die Gott lobten und sprachen: „Herrlichkeit Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen!" Das war wahrlich eine Botschaft, über die man sich freuen konnte und kann. Aber wie haben die Menschen „die Gabe Gottes" empfangen? „Er kam in das Seinige, und die Seinigen nahmen Ihn n i ch t an." Und wenn auch die Stunde kam, in der die Volksmenge ihr „Hosanna" rief, so waren doch wenige Tage später sich alle einig in dem fürchterlichen „Kreuzige Ihn!" Und wie ist es heute? Wird Christo heutzutage ein freundlicherer Empfang bereitet als damals? Würden die Menschen heute anders mit Ihm verfahren, als sie es damals getan haben? Deshalb ist die Feier d e r W e l t zu Ehren von Christi Geburt ein Unding. Nur der wirklich gläubige Christ kann sich dankbaren Herzens des wunderbaren Tages erinnern, an dem es Gott gefiel, Seinen geliebten Sohn als das Kind einer Jungfrau zur Welt kommen zu lassen. Aber es

gibt größere Tage. Der größte Tag ist und bleibt des Herrn T o d e s t a g. Nur wenn das Weizenkorn in die Erde fällt und stirbt, bringt es Frucht. Wäre Jesus nicht gestorben, so wäre Er für immer allein geblieben, und Sein Kommen auf diese Erde hätte uns nichts genützt. Ohne Seinen Tod und Seine Auferstehung wären wir alle ewig verloren gegangen, und nie und nimmer hätten Gottes Ratschlüsse ihre herrliche Erfüllung gefunden. „Wenn ich von der Erde e r h ö h t bin, werde ich alle zu mir ziehen", hat der Herr gesagt im Blick auf die Art Seines Todes. Nur durch Seinen Tod wird uns das ewige Leben zuteil. Nur indem Jesus selbst in die Tiefen des Todes hinabstieg, konnte der Tod besiegt und ihm die Macht genommen werden. Der Tod ist der Sünde Sold. Sollte daher der Tod zunichte gemacht und der Mensch aus seiner Gewalt und zugleich von der Herrschaft der Sünde befreit werden, so mußte Gottes Sohn „der S ü n d e" sterben (Röm. 6, 10). Auf diese Weise allein konnte „Leben und Unverweslichkeit ans Licht gebracht" werden. (2. Tim. 1, 10.)

Deshalb, lieber Leser, sei mir nicht böse, wenn ich zum frohen Weihnachtsfest vom Tode rede. Der Tod an sich ist gewiß eine ernste Sache, die alles andere als heiter stimmt. Wenn ich aber weiß: Durch den T o d Jesu bin ich für immer aus der Macht des Todes befreit worden; wenn ich mit dem Apostel sprechen kann: „Wenn ich mit Ihm einsgemacht worden bin in der Gleichheit Seines Todes, so werde ich es auch in der Seiner Auferstehung sein", (Röm. 6, 5), dann bin und bleibe ich ein glücklicher Mensch, mag vom Leben oder vom Tod die Rede sein. Dann erst kann ich von Herzen singen:

Gelobet seist Du, Jesu Christ,
Daß Du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau. Das ist wahr;
Des freuet sich der Engel Schar.
Halleluja!

Aus diesem Grunde habe ich mir erlaubt, dich zur Weihnacht an den Tod zu erinnern. „So lehre uns denn zählen unsere Tage, auf daß wir ein weises Herz erlangen!" betete einst Moses, der Mann Gottes. „Wer stirbt, eh' er stirbt, der stirbt nit, wann er stirbt", schrieb Jahrtausende später ein weiser Fürst. Die Erinnerung an den Tod soll uns Anlaß sein, beizeiten den Weg einzuschlagen, der vom Tode zum Leben führt, und dieser Weg führt eben durch den Tod hindurch. Deshalb ist es besser, in das Haus der Trauer zu gehen als in das des Gelages. (Pred. 7, 2.) Per aspera ad astra! lautet ein lateinisches Sprichwort, auf deutsch: Durch Nöte und Bitternisse zum Himmel, wörtlich: zu den Sternen. Und unser Herr und Heiland hat gesagt: „Glückselig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden". Und im Blick auf Tod und Leben hat Er, Gottes Sohn, das bekannte majestätische Wort gesprochen: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er gestorben ist". Wer dies glaubt, braucht den Tod nicht mehr zu fürchten. Er ist vom Tod zum Leben übergegangen.

„Gerechtfertigt aus Glauben"

Als ich in einem jüdischen Stift in Breslau einen Hausbesuch bei einer jüdischen Familie machen wollte, fand ich die Tür verschlossen. Die Nachbarin, die mein Klingeln hörte, kam heraus und

sagte mir, daß die Familie, die ich besuchen wollte, nicht zu Hause sei, aber wohl bald zurückkehren werde. Sie lud mich ein (höchstwahrscheinlich hat sie mich für einen Juden gehalten), bei ihr einzutreten und dort so lange zu warten. Ich folgte dieser Einladung gern. Die Frau bat mich, bei ihrem Mann, einem früheren Rabbiner, der aber jetzt krank und gelähmt sei, Platz zu nehmen.

„Sehen Sie meinen Mann an", sagte sie, „der war ein solch frommer Rabbiner, hat so viel in der Synagoge und zu Hause gebetet und war ein guter, edler und wohltätiger Mensch. Warum hat ihn Gott so gestraft, daß er nun hilflos, ohne Hoffnung auf Besserung und untätig dahinleben muß, wo er doch noch gut als Rabbiner tätig sein könnte? Wo bleibt da die Gerechtigkeit Gottes und der Lohn für seinen frommen Wandel?"

Ich versuchte durch Gottes Wort den Rabbiner, der sein Leid mit Würde zu tragen schien, zu trösten, und die Trostworte waren wie Balsam auf seine Seele. Die Frau aber war nicht zufrieden, sondern fuhr fort zu fragen, warum gerade ihr Mann, der nur Gutes im Leben getan habe, eine solche Strafe erdulden müsse, wo doch eher ein schlechter und gottloser Mensch dies verdient hätte? In meiner Antwort suchte ich der aufgeregten Frau klarzumachen, daß die Leiden dieser Zeit nicht nur als Strafen von seiten Gottes angesehen werden dürften, sondern daß Gott häufig auch aus dem Grunde Leiden und Prüfungen über die Menschen kommen lasse, um sie zu segnen. So dienten manche Leiden dazu, den Menschen zur Einkehr und zu einer wahren Buße vor Gott zu bringen. In anderen Fällen seien sie dazu bestimmt, ihm die

Unbeständigkeit alles Erdenglücks und die eigene Ohnmacht praktisch vor Augen zu stellen, um ihn so zuzubereiten, nach den ewigen Dingen zu fragen und sich nach einer besseren Welt zu sehnen, einer Welt, wo es keine Krankheit, kein Leiden und kein Sterben mehr gibt. „Auch in Ihrem Fall", fuhr ich fort, „kann es wohl sein, daß Gott Sie für die in Seinem Messias erschienene Gnade mit all ihren Verheißungen reif machen will. Ihr Mann war, wie Sie sagen, ein frommer und gerechter Mensch. Sollte Gott ihn da nicht weiterbringen und zu völliger Segnung führen wollen?"

Während ich sprach, wurde die Frau ganz still; und als ich schwieg, sagte der kranke Rabbi:

„O, ich kenne Sie. Ich weiß, wer Sie sind. Ich habe von Ihrer Tätigkeit und von Ihren Vorträgen von meinen Gemeindevorstehern und anderen Juden, die Sie dazu in Bernstadt und Ohlau eingeladen hatten, gehört. Meine Vorsteher haben mir von Ihren Vorträgen berichtet und mir Ihre Ausführungen wiedergegeben. Sie waren von solcher Friedensbotschaft sehr befriedigt, und auch ich kann das, was ich von Ihnen gehört habe, nur unterschreiben und gutheißen."

„Die Friedensbotschaft habe ich aus Ihrem Alten Testament geschöpft", lautete meine Antwort, „wo die trostreichen Worte von Moses und den Propheten über den Messias zu lesen sind. Wer nun die herrlichen Weissagungen im Alten Testament und ihre Erfüllung im Neuen mit einem gläubigen Herzen aufnimmt, der empfängt von Gott Vergebung der Sünden, ewiges Leben und für diese Zeit Trost in allem Leid und Kraft, es zu tragen."

Da hob der gelähmte Rabbiner mit Tränen im Auge den Kopf und sagte:

„Da wir nun gerechtfertigt worden sind aus Glauben, so haben wir Frieden mit Gott."

„Von wem haben Sie diesen herrlichen Spruch?" fragte ich erstaunt, „der ist ja aus dem Neuen Testament!"

„Solch ein Buch, ein Neues Testament, habe ich auch", antwortete er; „ich kenne es, und daraus habe ich diesen Spruch zu meinem Trost gelesen. Darum bin ich auch in meinem Leid getröstet und fürchte den Tod nicht."

Erstaunt blickte ihn seine Frau an:

„Wie, du hast ein Neues Testament?"

„Jawohl", antwortete er, „das steht dort in meiner Bibliothek."

„Ja, warum hast du mir denn früher nichts davon gesagt?"

„Jetzt ist der Augenblick gekommen, daß ich es dir sagen kann."

Ich wußte jetzt auch, daß es kein Zufall war, wenn die Tür der Nachbarin, die ich eigentlich besuchen wollte, verschlossen war. Der kranke Rabbiner aber fühlte sich durch sein Bekenntnis sehr gestärkt und erfuhr die Wahrheit des Wortes: „Wenn du mit deinem Munde Jesum als Herrn bekennen und in deinem Herzen glauben wirst, daß Gott Ihn aus den Toten auferweckt hat, wirst du errettet werden. Denn mit dem Herzen wird geglaubt zur Gerechtigkeit, und mit dem Munde wird bekannt zum Heil." (Röm. 10, 9. 10.) Nach „Friede über Israel"

Der „Deut“

In einem Dorf in der Nähe von Köln lebte vor Jahren eine Witwe mit neun unversorgten und unerzogenen Kindern in äußerst dürftigen Umständen. Aber die arme Frau besaß ein Gut, um das sie wohl mancher reiche Mann, den sein Reichtum nicht glücklich zu machen vermochte, hätte beneiden mögen. Bei aller Armut war sie nämlich reich in Gott, reich an Erkenntnis der göttlichen Wahrheiten und auch reich an Erfahrungen von der Liebe und Treue ihres Gottes und Vaters. Sie liebte ihren Herrn von ganzem Herzen, und all die schweren Wege, die Gott sie gehen zu lassen für gut befand, hatten nicht vermocht, diese Liebe irgendwie zu erschüttern. Sie besaß ein felsenfestes Vertrauen auf Den, der sich den Richter der Witwen und den Vater der Waisen nennt.

Wenn ihre Kinder kamen und sie um ein Stück Brot baten, und es war keins da — was oft genug vorkam —, so sagte sie gewöhnlich:

„Habt noch ein wenig Geduld, liebe Kinder! Der Vater — gemeint war der Vater im Himmel — wird bald kommen und uns mitbringen, was wir nötig haben.“

Das war der einzige Trost, den sie ihren Kindern an solchen Tagen gab, und dabei blieb sie, mochte die Not auch aufs höchste steigen. Aber sie erfuhr auch immer wieder, daß, wenn die Not am höchsten, der Helfer am nächsten ist. Nie beschämte Er ihr

Vertrauen, sondern stärkte es stets aufs neue dadurch, daß Er sie die Wahrheit der Psalmworte erfahren ließ: „Die Waise und die Witwe hält Er aufrecht" (Ps. 146, 9) und: „Ein Vater der Waisen und ein Richter der Witwen ist Gott in Seiner heiligen Wohnung". (Ps. 68, 5.)

Einmal wollte aber auch dieser glaubensstarken Frau fast das Herz brechen, und das war, als sie an einem kalten Wintertag weder ihren hungernden Kindern etwas zu essen geben noch auch Torf kaufen konnte, um sich und ihnen eine warme Stube zu machen. Die Kinder lagerten alle miteinander um den kalten Feuerplatz, einen sogenannten französischen Kamin, herum, und eins rief noch jämmerlicher nach Brot und Wärme als das andere. Ja, es war damals anders als heute, wo es wohl kaum Arme in deutschen Landen gibt, die nicht wenigstens Kartoffeln und Kohlen für den Winter bekommen. Doch auch diesmal ließ die arme Mutter, obwohl ihr Herz blutete angesichts dieser Not, die sie doch nicht zu stillen wußte, ihr Vertrauen auf Gott nicht sinken, sondern suchte wieder und wieder ihre Kleinen mit dem bekannten Wort zu trösten:

„Kinder, habt doch nur noch ein wenig Geduld! Unser Vater wird gewiß bald kommen und uns helfen."

Während sie nun unaufhörlich aus tiefstem Herzen zu Gott seufzte und schrie, stöberte eins der Kinder mit der Feuerzange in der ausgebrannten Torfasche herum. Plötzlich rief es voller Freude:

„Mutter, ein Deut, ein Deut! Kauf doch schnell Torf dafür! Dann bekommen wir eine warme Stube!"

Die Mutter betrachtete den vermeintlichen Deut*) etwas näher, rieb ihn ab und bemerkte, daß er, anstatt kupferrot, immer gelber und goldiger wurde. Bald merkte sie, daß es kein Deut war. Da sie die Münze nicht kannte, lief sie eilends zum nächsten größeren Ort, wo ein Goldarbeiter wohnte. Ihm zeigte sie den vermeintlichen Deut und erfuhr, daß das Geldstück eine englische Guinee war (nach heutigem Wert Mk. 21, 50). Auf ihre weitere Frage bot der Mann, dem sie bekannt war, ihr elf Gulden für das Stück, für die arme Frau ein ganz erheblicher Betrag. Natürlich zögerte sie nicht, das Angebot anzunehmen, und dann eilte sie fort, um Brot, Mehl, Kartoffeln und Torf einzukaufen. Schwer beladen kam sie mit ihren Schätzen nach Hause.

Mit welcher Freude sie begrüßt wurde, versteht nur der, der selbst Ähnliches erlebt hat. Wunderbar hatte Gott auf ihr Rufen geantwortet! Aufs neue hatte Er sich geoffenbart als „der Vater der Erbarmungen", und ihr Herz, das noch vor kurzem so bang geseufzt hatte, strömte jetzt über in Dank und Preis.

Nachdem aller Hunger gestillt war und wohltuende Wärme das Gemach durchströmte, ging die Frau wieder in die Stadt und kaufte für den Rest des Geldes Steck- und Nähnadeln, schmale halbseidene Bänder und dergleichen Ware ein. Mit diesen Klei-

*) eine alte holländische Scheidemünze im Wert von etwa zwei Pfennig. Zu der Zeit, da unsere Begebenheit sich ereignet hat, waren in den deutschen Ländern, besonders in den Grenzgebieten, alle möglichen ausländischen Geldsorten, niederländische, französische, englische, österreichische usw., im Umlauf. Das Wort Deut findet sich übrigens heute noch in dem Ausdruck: Der ist keinen Deut wert, d. h. der taugt nichts.

nigkeiten begann sie dann in den umliegenden Dörfern zu handeln, und Gott segnete sie so, daß sie mit der Zeit einen bedeutenden Kramladen errichten konnte. Das Geschäft warf so viel ab, daß sie mit ihrer Kinderschar nicht nur das notwendige Auskommen, sondern Überfluß hatte. Jetzt durfte sie die schöne Erfahrung machen, daß Geben seliger ist als Nehmen. Arme und Hungernde klopften nicht vergeblich an ihre Tür. Aus Dankbarkeit zu Dem, den sie in den Tagen eigener Not als mächtigen und liebevollen Versorger der Witwen und Waisen kennengelernt hatte, war und blieb es ihre Freude, mit den Bedürftigen ihr Brot zu teilen. Aber am liebsten dachte sie doch an jene Zeit der Prüfung zurück, in der sie in solch besonderer Weise die Wahrheit der bekannten Liederstrophe erlebt hatte:

Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Der Steuermann

Ich träumte einst, mein Leben
Glich einem schwanken Schiff,
Geängstigt und umgeben
Von Flut und Felsenriff.

Doch als wie Ungeheuer
Ich sah die Wogen gehn,
Fand einen ich am Steuer
Als Herrn der Stürme stehn.

Und wie mein Schiff er führte
Zum Lande fest und klar,
Mein Glaube selig spürte,
Daß das der Heiland war.

Martin Ulbrich.

Aus „Berliner Ev. Sonntagsblatt“